Landesbibliothek
Coburg

~~JHG~~ 17
14079
p3
~~50~~

Gotthold Ephraim Leſſings

Kollektaneen

zur

Literatur.

Nil molitur inepte.

Horat.

Herausgegeben und weiter ausgeführt

von

Johann Joachim Eſchenburg.

Zweyter Band.

K. — Z.

Berlin, 1790.
bei Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

H.S.C. BIBLIOTHEK
COBURG

D I 7117

Landesbibliothek
Coburg

K.

Kådmon. Der angelſächſiſche Dichter, welcher das Alte Teſtament in dieſe Sprache poetiſch überſetzt hat. Junius hat Stücke davon 1655 zu Amſterdam herausgegeben, unter dem Titel: *Caedmonis* Monachi Paraphraſis Poëtica Geneſeos ac praecipuarum ſacrae paginae Hiſtoriarum; in 4. — Junius glaubte, er ſey aus dem ſechsten Jahrhunderte; Hickes aber (Grammat. Angl. Saxon. p. 133.) giebt ihm ein weit jüngeres Alter. Joh. Heinr. Stuß, Rektor in Gotha, wollte ihn in ſeinem Theſauro Gotho- et Anglo-Saxonico wieder herausgeben; welches Unternehmen aber ins Stecken gerathen iſt. — Kådmon lebte, nach dem Beda, in monaſterio Streaneſhalch ſub abatiſſa *Hilda*, quae a. 630 obiiſſe dicitur. — Beda (Hiſt. Eccl. gent. Angl. L. IV. c. 24.) iſt auch wohl der

einzige, der ſeiner gedenkt: „Carmina, ſagt er, religioni et pietati apta facere ſolebat, ita, ut quicquid ex divinis libris per interpretes diſceret, hoc ipſe poſt puſillum verbis poëticis, maxima ſuavitate et compunctione, in ſua, id eſt Anglorum, lingua proferret.“

Hickes macht indeß nicht ſowohl den Kädmon jünger, deſſen Alter wohl aus dem Beda unſtreitig iſt; ſondern er mißbilligt nur, daß Junius die gedachte Paraphraſe unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie dem Kädmon ſo zuverſichtlich beigelegt habe, da ſie vielmehr für ein weit neueres Werk zu halten ſey. (Praef. in Theſ. lingu. ſeptentr.) — — Klopſtock indeß hat mir mehrmalen geſagt, daß er dieſe vorgeblich Kädmoniſche Paraphraſe ſehr poetiſch gefunden habe.

Zuerſt will ich die Nachricht hieher ſetzen, welche Herr Hofr. Adelung in ſ. Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon Th. II. Sp. 14. von dieſem angelſächſiſchen Dichter ertheilt, weil ſie in ihrer Art die beſte und vollſtändigſte iſt:

„Caedmon, ein engliſcher Benediktiner von Whitby, im 7ten Jahrhunderte, welcher zu ſeiner Zeit einer der beſten angelſächſiſchen Dichter geweſen ſeyn ſoll. Beda, in *Hiſt. Eccl.* B. IV. Kap. 24. erzählt weitläuftig, wie er zu der Dichtergabe gekommen, welches denn, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeiten, freilich nicht anders, als vermittelſt eines Wunders, geſchehen konnte. Allein das kleine Gedicht von drei Strophen, welches wir noch von ihm haben, und welches eben das ihm im Traume eingegebene Gedicht ſeyn ſoll, macht dieſem wunderthätigen Urſprunge eben nicht viel Ehre. Es ſcheint eine buchſtäbliche Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen zu ſeyn, daher es auch keine Reime hat, und befindet ſich in Alfred's angelſächſiſcher Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Beda *l. c.*, woraus Hickes in *Gramm. Anglo-Sax.* und Wanley in *Antiquit. litterat. ſeptentr.* es haben abdrucken laſſen. Es iſt zugleich das einige Stück, welches uns aus der ächten angelſächſiſchen, oder der ſogenannten brittiſch-ſächſiſchen Periode noch übrig iſt; denn alle übrige angelſächſiſche Schriften ſind aus der ſpätern däniſch-ſächſiſchen.“

„Beda verſichert ausdrücklich, daß er, auſſer vielen moraliſchen Gedichten, auch noch die ganze bibliſche Geſchichte, von der Schöpfung an, in Verſe gebracht habe. Man hat unter ſeinem Namen auch noch wirklich eine poetiſche Ueberſetzung, oder vielmehr Umſchreibung des erſten Buchs Moſis, und der vornehmſten bibliſchen Geſchichten, welche Franciſcus Junius zu Amſterdam, 1655 in 4. herausgegeben hat; allein ſie iſt unſtreitig weit jünger, und, wie ſchon Hickes bewieſen hat, ungefähr aus dem Jahre 1000; daher dieſe Arbeit, wenn ſie auch urſprünglich von dem Cädmon herrühren ſollte, doch von den ſpätern Abſchreibern muß ſeyn verjünget worden, welches zu den damaligen Zeiten nichts Seltenes war. Von andern wird ſie daher mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit dem Grammatiker Alfrik zugeſchrieben, welcher im eilften Jahrhunderte lebte. Cädmon ſtarb 676; und ſein Tod war, nach dem Beda, wieder eben ſo ſehr von wunderbaren Umſtänden begleitet, als ſeine Einweihung zum Dichter." —

Wenn man die den Kädmon betreffende Erzählung, oder vielmehr Legende, beim Beda ſelbſt durchlieſt, ſo ſieht man bald, wie wenig Grund die Vorausſetzung des Junius, und

wie große Wahrſcheinlichkeit die Meinung des Hickes für ſich hat. Es iſt daraus nicht einmal darzuthun, daß Kädmon jemals ſeine Verſe niedergeſchrieben habe. Die Rede iſt dort durchgehends vom Singen und Dichten aus dem Stegereiſe, wozu er im Traume auf einmal die Gabe erhielt, nachdem er ſich von einem Gaſtmahl, wo die Cither umherging, aus Unerfahrenheit des Geſanges hinweg begeben hatte. Selbſt das Lied, deſſen Inhalt Beda mittheilt, oder vielmehr der Anfang ſeines Geſanges, iſt wohl ſchwerlich vom Alfred, es müßte denn durch Tradition geweſen ſeyn, in ſeine angelſächſiſche Ueberſetzung des Beda aus dem Original eingetragen, ſondern bloß nach der lateiniſchen Stelle faſt wörtlich von Alfred übertragen worden. Am richtigſten ſteht dieß Fragment in Wanley's Katalog der noch vorhandenen angelſächſiſchen Bücher und Handſchriften, welcher den zweiten Band von *Hickeſii* Theſ. Septentr. ausmacht, S. 287, aus einer Handſchrift in der Bibliothek des Biſchofs zu Norwich *). Merkwürdig bleiben dieſe Verſe immer

*) Eben finde ich, daß auch Hr. Adelung dieß Fragment, und einige den Kädmon betreffende Nachrichten, in der kurzen Geſchichte der engliſchen Sprache,

dadurch, daß ſie, wie Hickes in der Vorrede zu ſ. angelſächſiſchen Grammatik bemerkt, in der Mundart der alten Angeln, die mit den Jütländern verwandt und benachbart waren, geſchrieben ſind, und deren Sprache folglich mit der alten däniſchen ſehr übereinkam, wie einige däniſche Wörter und die Rechtſchreibung dieſes Fragments beweiſen. Deſſen ungeachtet könnte es aber doch von Alfred, dem jene Mundart vielleicht noch bekannt war, in dieſelbe eingekleidet, oder, wie geſagt, ihm durch Ueberlieferung mitgetheilt ſeyn.

Die von Franc. Junius herausgegebene poetiſche Umſchreibung des erſten Buchs Moſe und andrer bibliſchen Stellen hingegen iſt in dem ſpätern däniſch-angelſächſiſchen Dialekt geſchrieben; und es war durchaus weiter kein Grund da, ſie dem Kådmon beizulegen, als Beda's Erwähnung der Geneſis, woraus jener zu ſeinen Geſängen mit den Stof genommen habe. Auch in ſeinen Obſſ. ad *Willeramum*, p. 248, legt ihr Junius ein ſo frühes Alter

S. XV, mitgetheilt habe, die er dem erſten Bande ſeines Neuen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der engliſchen Sprache (Leipzig, 1783. gr. 8.) vorangeſetzt hat.

bei. Uebrigens geſteht Hickes, daß der ſpätere Dichter die Schreibart und Manier der frühern Denkmäler dieſer Art nicht unglücklich nachgeahmt habe.

Klangfüße. Ich habe einmal den Einfall gehabt, die Wirkungen der verſchiednen Klangfüße auf uns nach den verſchiednen Arten des Pulſes zu beſtimmen. Ich wollte mich bei den Aerzten unterweiſen laſſen, ob, und was für eine verſchiedne Art des Pulſes jede heftige Gemüthsbewegung insbeſondre begleite, wenn man anders genaue und richtige Bemerkungen hierüber bei ihnen findet; und ſodann wollte ich die Klangfüße unterſuchen, und feſtſetzen, welche mit jeder beſondern Art des Pulſes übereinkämen; welches ſodann diejenigen ſeyn würden, die ſich am beſten zu denen Affekten ſchickten, die mit dieſen Pulſen verbunden ſind.

Dieß war ein bloßer Einfall von mir. Jetzt bringt mich eine Stelle beim Vitruv auf die Vermuthung, daß die Alten vielleicht ſchon längſt ſo geſchloſſen, und auf dieſe Weiſe die

Wirkung ihrer Klangfüße beſtimmt haben. Vitruv (L. I. c. 1.) redet von dem, was verſchiedne Künſte mit einander gemein haben, und wie die eine die andre nöthig haben könne, und wirklich brauche, ohne daß deswegen der Meiſter der einen auch völlig Meiſter der andern ſeyn dürfe. Dieß erläutert er durch das Beiſpiel der Medicin und Muſik, und ſagt: Uti medicis et muſicis et de venarum rhythmo, et de pedum motu; (*ſc.* communis ratiocinatio eſt.) — Hieraus erhellt, daß die alten Aerzte die Lehre des Rhythmus auf die Pulsſchläge angewandt, und daß ſowohl die Medici als die Poeten über die verſchiednen Verbindungen der langen und kurzen morarum, jene in der verſchiednen Dauer der Pulsſchläge, dieſe in der verſchiednen Dauer der Töne, ſpekulirt haben.

Perrault hat dieſe Stelle Vitruv's ganz unrichtig überſetzt: De ſorte qu'un Medecin & un Muſicien peuvent bien parler par exemple de la proportion des mouvemens de l'artère, dont le pouls eſt compoſé, & de ceux des pieds, qui font

les pas de la danſe. Er hat es von der Bewegung der eigentlichen Füße verſtanden. Allein, was hat der Rhythmus der Pulsader für eine Verwandtſchaft mit der Bewegung der Beine beim Tanzen?

Zu meinem Erſtaunen, oder vielmehr, zu meinem Vergnügen, finde ich nun, daß man mir in dieſer Art von Unterſuchung ſchon zuvorgekommen iſt. Ein Medikus zu Nancy, Herr Marquet, hat ein Werk herausgegeben: De la Méthode de connoître le pouls par la Muſique, welches ſein Schwiegerſohn, Herr Buchoz (Médécin Botaniſte de feu le Roi de Pologne,) wieder hat auflegen laſſen. L'Auteur prétend que le pouls naturel bât la même cadence qu'un menuet; c'eſt là le point d'où il part pour la connoiſſance des pouls irréguliers; plus le pouls s'éloigne de la cadence du menuet, plus il approche, ſuivant cet auteur, de l'état de la maladie. — Die Ausgabe dieſer Schrift von Buchoz muß noch ganz neu ſeyn; und ich muß ſie bei erſter Muße leſen.

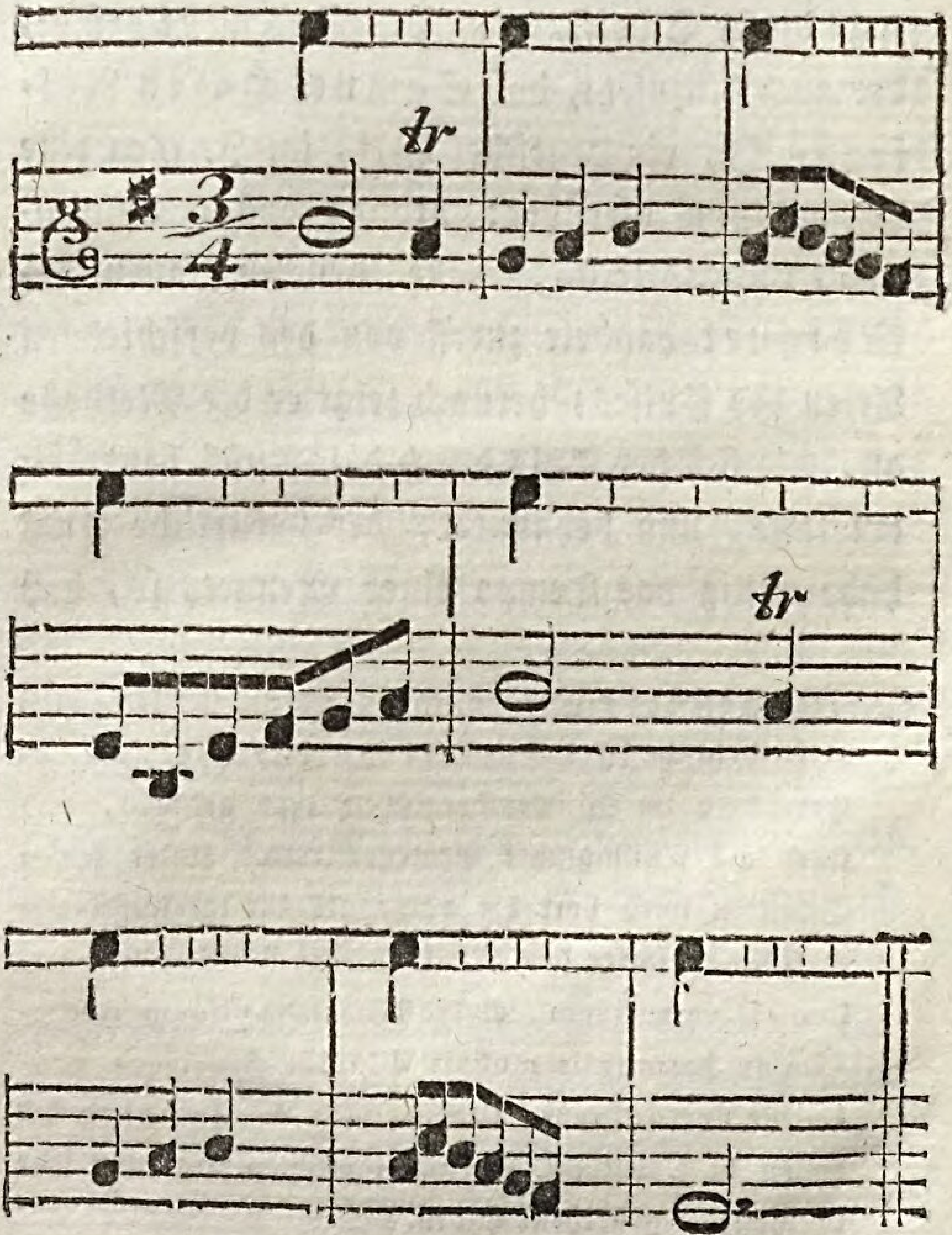
Es ſcheint mir doch, daß **Perrault** die Stelle beim **Vitruv** nicht ſo ganz unrichtig überſetzt habe. Lieſt man die Worte im Zuſammenhange, ſo findet man, daß **Vitruv** bei dem *pedum motu* doch wohl mehr an den Tanz, und an die zur Muſik der Alten mit gehörige Orcheſtik gedacht haben müſſe, als an die Vers- oder Klangfüße; weil er hernach hinzuſetzt, daß man, ungeachtet dieſer beiden gemeinſchaftlichen Kenntniß, dennoch den Arzt zur Heilung eines Schadens, und den Tonkünſtler zur Erheiterung einer fröhlichen Geſellſchaft herbeirufen werde.

Marquet's, in ihrer Art allerdings merkwürdige, Schrift verdient hier eine nähere Beſchreibung. Ihr Titel iſt, in der neuen Ausgabe: Nouvelle Méthode facile & curieuſe, pour connoitre le pouls par les notes de la Muſique, par feu M. *F. N. Marquet.* Seconde Edition augmentée &c. par M. *Pierre Joſeph Buchoz.* Amſt. & Par. 1769. gr. 12. Sie erſchien zuerſt zu Nancy, 1747. 4. In der Vorrede bemerkt der Verfaſſer, daß er nicht der erſte ſey, der die Klangfüße und Pulsſchläge mit einander vergleiche. Unter den griechiſchen Aerzten habe ſchon **Hermophilus** dieſen Gedanken gehabt. Dieſer ſoll ſeine ganze Lehre vom Pulſe darauf

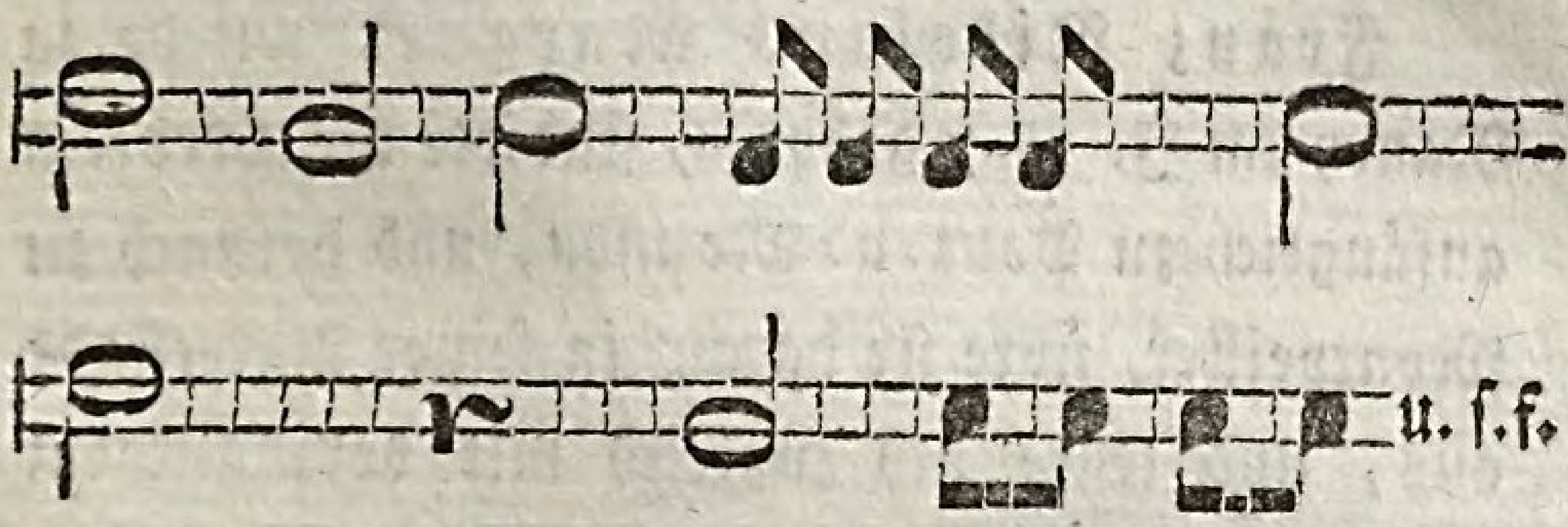
gegründet, und daher das Wort ῥυθμος von demſelben zum öftern gebraucht haben. Nachher ſind auch Avicenna, Savanorola, Saxo, Fernel, und viele andre Arzneigelehrte auf eben dieſe Idee gerathen. Dieß letztre wird in einem der zweiten Ausgabe beigedruckten Auszuge dieſer Schrift, vom Dr. Menuret geſagt, der auch hinzuſetzt, daß Samuel Hafen Refferus *), ein deutſcher Arzt, im J. 1601 eine Abhandlung hierüber: Monochordon Symbolico-Biomanticum, habe drucken laſſen. — Marquet handelt zuerſt von den verſchiednen Arten des Pulſes; hernach zeigt er die Methode an, wie ſich der Puls durch die Muſik beurtheilen laſſe, und behauptet, der natürliche Puls habe völlig das Tempo einer Menuet, ſo, daß

*) Nach Keſtner's Angabe, in ſ. Medicin. Lexikon, hieß dieſer deutſche Arzt Samuel Hafenreffer, war zu Herenberg im Würtembergiſchen 1587 geboren, und ſtarb als Tübingiſcher Profeſſor 1660. Unter ſeinen Schriften wird dort die obige als die merkwürdigſte angeführt, unter dem Titel: Monochordon Symbolico-Biomanticum, abſtruſiſſimam pulſuum doctrinam ex harmoniis muſicis dilucide figuriſque ocularit er demonſtrans; Ulmae, 1640. 8. Conring ſoll davon in ſ. Introd. in art. medic. p. 216 nicht ſehr vortheilhaft geurtheilt haben.

auf jeden Takt ein Pulsſchlag, und fünf Intervallen kämen, wovon er jenen mit einer ſchwarzen Note, und dieſe mit fünf Strichen zwiſchen zwei Linien bemerke. Man ſehe hier z. B. die acht erſten Takte ſeiner erſten Kupfertafel:



Und ſo geht er nun die verſchiednen Abweichungen und Geſchwindigkeiten des Pulſes durch, und ſucht ſie alle durch muſikaliſche Noten zu bezeichnen; z. B. den konvulſiviſchen Puls auf folgende Art:



Herr Buchoz hat der neuen Ausgabe dieſer Schrift verſchiedne Beurtheilungen und Anmerkungen beigefügt, unter andern auch das, was in dem Dictionnaire Encyclopédique, zum Theil mit den Worten des gedachten Auszuges von Menuret darüber geſagt wird. Man findet manches darin ſinnreich; erklärt aber doch das für ein ſeltſames Gemiſch einiger Lehrſätze der Galeniſten, der mechaniſchen Aerzte und Chemiker, was er vom Pulſe überhaupt ſagt. — Unter den Kritiken findet man ſogar S. 79 ein ſatiriſches Gedicht in *bouts rimés* auf den Verfaſſer, und S. 82 ſeine eben ſo mittelmäßige Antwort darauf im Liederton. — Hr. Buchoz hat S. 166

noch eine Prüfung dieſer Idee, und S. 174 ff. eine eigne Abhandlung, Nouvelle Méthode de guérir la mélancolie par la Muſique, beidrucken laſſen; zuletzt auch noch ein Eloge hiſtorique de M. *Marquet*. Hieraus nur noch folgendes, als ein kleiner Beitrag zur mediciniſchen Literatur:

Franz Nikolaus Marquet wurde zu Nancy im J. 1687 geboren, ſtudirte die Medicin anfänglich zu Pont-a-Mouſſon, und hernach zu Montpeiller, übte ſie darauf in ſeiner Vaterſtadt aus, und legte ſich zugleich mit vorzüglichem Eifer auf die Botanik. Eine von den lothringiſchen Pflanzen gemachte Sammlung widmete er dem Herzoge, der ihn dafür zu ſeinem Leibarzt ernannte, und ihm ein Jahrgehalt ausſetzte. Als praktiſcher Arzt machte er ſich zwanzig Jahre hindurch, beſonders bei der Armuth, ungemein nützlich, welches er aber in der Folge aufgab, ohne jedoch das ihm dafür ausgeſetzte Gehalt zu verlieren. Seine botaniſchen Bemühungen ſetzte er dabei immer fort, und erweiterte ſeine Geſchichte der lothringiſchen Pflanzen, die er in die Form eines Wörterbuchs von drei Foliobänden brachte, und wovon er einen handſchriftlichen Auszug in Einem Quartbande hinterließ. Im J. 1750 gab er den erſten Band ſeiner Ob-

ſervations ſur la guériſon des maladies aigües & chroniques heraus, und hinterließ den zweiten im Mſpt. Auch ſchrieb er eine Abhandlung über die Pflanze, *ſedum minus acre.* Zuletzt ward er Dechant des Königl. Kollegii der Aerzte zu Nancy, arbeitete noch an einer Materia Medika, und ſtarb den 28. Mai, 1759.

Kolorit. Man wird unten im Artikel Lana finden, daß der ſel. Leſſing Willens war, das dritte Kapitel aus demjenigen Theile des *Prodromo all' Arte Maeſtra* des Franceſco Lana, welcher von der Mahlerei handelt, ganz zu überſetzen, weil dieſes Kapitel über das Kolorit in der Kürze ſo viel Gutes in ſich faſſe, als er nirgend angetroffen habe. Aus gleicher Ueberzeugung erfülle ich hier ſeinen unausgeführt gebliebenen Vorſatz.

Regeln über das Kolorit.

Wer ſich durch Beobachtung der dahin gehörigen Vorſchriften in der Zeichnung feſtgeſetzt hat, dem wird auch die Farbengebung nicht

ſchwer fallen. Weil aber doch auch hierüber verſchiednes in Acht zu nehmen iſt, ſo will ich die vornehmſten und nöthigſten Vorſchriften, welche das Kolorit betreffen, hier anführen, und mich bemühen, nichts von dem zu übergehen, was dem angehenden Künſtler in dieſer Rückſicht lehrreich werden kann.

Hat man alſo die Zeichnung zu Stande gebracht, ſo wird man finden, daß dieſelbe viele Oberflächen, das heißt verſchiedne vermittelſt der Striche der Zeichnung von einander abgeſonderte Theile enthält; und dieſe ſind nun mit verſchiednen, theils hellen, theils dunkeln, Farben auszufüllen. Dergleichen Oberflächen nennt man gewöhnlich Lichtparthien; indem man nämlich zuerſt auf dem Gemählde die bloßen Umriſſe der Figuren zieht, welches der erſte Theil der Zeichnung iſt, und die Umſchreibung heißt, worin man nichts weiter ſieht, als die Auſſenlinie, wovon der gezeichnete Gegenſtand begränzt und umgeben wird. Hernach bemerkt man die Gränzen des Lichts und des Schattens, und unterſcheidet ſie durch verſchiedene Linien, welche den ganzen umſchriebenen Körper in verſchiedne Theile

Theile oder Flächen abtheilen; und dieß iſt dann das zweite Stück der Zeichnung. Endlich nun muß man dieſe mit ihren gehörigen Lichtern ausfüllen, welches man entweder mit dem bloßen Hellen oder Dunkeln thut, oder mit den Farben, deren Wirkung ungleich beſſer iſt, weil ſie mehr die Natur nachahmen, und der Zeichnung eine gewiſſe Schönheit und Anmuth ertheilen. Wenn man auf dieſe Weiſe die Flächen mit Farben ausfüllt, ſo muß man, wie bei der Farbengebung überhaupt, darauf ſehen, daß eben ſo, wie die wirklichen Körper aus vier Elementen beſtehen, und eins derſelben mehr, als das andre, in einigen Theilen hervorſticht, und daher dem Körper eine andre Farbe giebt, daß eben ſo auch der Mahler, welcher die Natur nachahmen will, vier Hauptfarben dazu nöthig hat, welche mit den vier Elementen übereinſtimmen; nämlich der rothen Farbe, ſie ſey nun aus Zinnober, oder Lack, oder Mennig, welche dem Feuer entſpricht; der blauen Farbe, welche die Luft andeutet; der grünen, die dem Waſſer ähnlich iſt; und der dunkelgrauen oder ſchwärzlichen, welche die Erde andeutet. Und dieſe

Farben muß er dergeſtalt miſchen, daß er da, wo er das Uebergewicht des einen Elementes auszudrücken hat, die demſelben entſprechende Farbe verſtärke. Will er z. B. ein blutvolles und von Zorn entflammtes Geſicht darſtellen, ſo nimmt er dazu den Zinnober und Mennig; will er eine braune Geſichtsfarbe ausdrücken, ſo bedient er ſich des Lackes. Iſt hingegen ſeine Abſicht, ein furchtſames, kaltes oder mattes Antlitz zu mahlen, ſo enthält er ſich der Röthe, und bedient ſich mehr des Aſchgrauen. Und ſo auch in andern Fällen. Es iſt daher ſehr gut, wenn ſich in dem Bilde auch nicht der kleinſte Theil findet, der nicht mit allen dieſen vier Farben gemahlt iſt; ſo, wie in dem wirklichen Körper in jedem Theile eine Miſchung aller vier Elemente befindlich iſt. Hätte ich alſo eine noch ſo weiſſe Fleiſchfarbe auszudrücken, ſo würde ich doch unter das Weiſſe ein wenig Zinnober miſchen, welches zur Andeutung des Blutes nothwendig iſt, ohne welches kein lebendiges Fleiſch beſtehen kann. Auſſerdem aber würde ich auch etwas weniges vom blauen Ultramarin beimiſchen, welches in allen Farben eine trefliche Wirkung thut, vor-

nehmlich, wenn es mäßig in der Karnation ge≠
braucht wird, wodurch dieſelbe ein gewiſſes
himmliſches Licht und Anſehen erhält, die ihr
eine gewiſſe Lieblichkeit und Anmuth ertheilt.
Weil aber überdieß in jedem wirklichen Körper,
auſſer den vier Elementen, woraus er beſteht,
auch eine gewiſſe Miſchung des Lichtes befindlich
iſt, und er, wo dieſe fehlt, dunkel und finſter
bleibt; ſo haben wir auch in der Mahlerei zwei
Farben, wovon die eine mit dem Lichte Aehn≠
lichkeit hat, nämlich die weiſſe Farbe; und wo≠
von die andre das Dunkle ausdrückt, nämlich
die ſchwarze, aus gebrannten Knochen, oder
Rauch, oder Kohlen, oder ſchwarzer Erde.
Und weil ferner, wie ich anderswo zeige, das
Licht nichts anders iſt, als reines Weiß; und
die Finſterniß reines Schwarz; ſo ſind das
bloße Weiß und Schwarz nicht zwei Farben,
ſondern der äußerſte Grad dieſer Farben; eben
ſo, wie die Punkte das Aeußerſte der Linie,
aber nicht die Linie ſelbſt ſind. Indeß haben wir
nun einmal nichts weiſſers, als die Kreide oder
das Bleiweiß, und nichts ſchwärzers, als ge≠
branntes Elfenbein; und daher bedienen wir uns

dieſer Farben, Licht und Finſterniß auszudrücken. Unter Finſterniß verſtehe ich auch die Schatten, welche die Abweſenheit des Lichtes ſind. Wo alſo dieſe Abweſenheit des Lichtes größer iſt, und die Schatten dichter, da nimmt man mehr Knochenſchwärze; wo ſie hingegen geringer iſt, da bedient man ſich mehr der dunkeln Erdfarben, oder miſcht eine etwas hellere Farbe hinzu. Man muß daher bei jedem zu mahlenden Gegenſtande, und folglich bei jeder Farbe, das Bleiweiß hinzunehmen, wo eine Lichtparthie, und die Knochenſchwärze, wo eine dunkle Parthie auszudrücken iſt. Und ſo muß man auch nach Verhältniß des geringern oder ſtärkern Lichtes mehr oder weniger Bleiweiß hinzu thun, wobei denn die Uebung die beſte Lehrmeiſterin ſeyn wird, die uns in Stand ſetzt, alle Farben gehörig zu miſchen, worin es demjenigen leicht glücken kann, der auf das bisher Geſagte die nöthige Aufmerkſamkeit gewandt hat.

Weil ich aber doch in dieſer kurzen Abhandlung die ganze praktiſche Mahlerei zu lehren wünſche, ſo will ich hier auch noch anführen, wie ich, ehe ich mahle, auf meiner Palette ver-

ſchiedne Farben zu bereiten pflege. Ich nehme nämlich mit einer Meſſerſpitze die angerührten Farben, und verbinde und knete ſie mit eben der Meſſerſpitze hier und da auf dem Brette durch einander. Auf die eine Seite lege ich ein wenig reines Bleiweiß, mit keiner andern Farbe vermiſcht, und bediene mich deſſelben, um auf dem Gemählde die höchſten Lichter anzubringen; und auf eine andre Seite lege ich ein wenig Beinſchwärze, gleichfalls unvermiſcht, für die größern Schatten, und etwas Umbra für die kleinern. Die andern Farben laſſe ich niemals ganz einfach, wenn ſie nicht etwa zu irgend einem Gewande gebraucht werden ſollen, ſondern ich mache davon verſchiedne Tinten und Halbtinten, mit mehrerlei Miſchungen. Zuerſt mache ich eine Tinte von blauem Ultramarin, wozu ich nicht von dem allerbeſten nehme, mit etwas Bleiweiß, deſſen ich mich faſt zur Miſchung aller Tinten bediene; hernach mache ich mit Zinnober, oder rother Erde mit Bleiweiß vermiſcht, drei Tinten, die eine noch voller als die andre; und dieſer bediene ich mich zur Karnation; doch ſo, daß ich ſie niemals einzeln brauche, ſondern

etwas weniges von einer andern aus Lack und Bleiweiß gemiſchten Tinte hinzu nehme. Da, wo das Fleiſch recht blutreich ſeyn ſoll, nehme ich etwas mehr Lack; wo es etwas bläſſer ſeyn ſoll, etwas weniger, und brauche die Tinte des minder geſättigten Zinnobers. Allemal aber nehme ich zur Fleiſchfarbe ein wenig von der oben erwähnten blauen Tinte mit, welche eine ganz herrliche Wirkung thut. Auſſerdem mache ich noch drei andre ſogenannte Halbtinten mit Bleiweiß und Umbra, wovon die eine heller iſt, als die andre, wobei in der hellern es nur ganz wenig Umbra braucht; und, wenn ich eine dunklere Tinte haben will, nehme ich noch etwas Beinſchwärze dazu. Auch dieſe Halbtinten von Umbra dienen gleichfalls zur Karnation, und vornehmlich die hellſten, die man nicht für ſich allein brauchen, ſondern ein wenig mit den rothen Tinten und der blauen vermiſchen muß. In den Schatten der Karnation, das heißt, in den minder beleuchteten Theilen, kann man zu den dunklern Halbtinten noch ein wenig von der mit Lack gemachten Tinte hinzu thun, weil dieſe eine dunkle Fleiſchfarbe giebt; auch muß man

das Blau nicht ſparen, weil es hier gleichfalls die Karnation überaus fein und gefällig macht.

Man muß alſo mit der Meſſerſpitze auf der Palette alle dieſe Tinten und Halbtinten vermittelſt des Bleiweiſſes ſo anmachen, daß die Farbe einer jeden, nachdem ſie dunkel oder hell seyn ſoll, minder oder mehr mit demſelben gemiſcht ſey. Hernach muß man beim Mahlen ſelbſt mit dem Pinſel ein wenig von der einen und von der andern nehmen, und ſie, nachdem es Noth thut, unter einander miſchen, wobei man dahin zu ſehen hat, daß alle dieſe Tinten auf dem Gemählde ſelbſt der wahren und natürlichen Fleiſchfarbe ſo nahe kommen, als es nur immer möglich iſt. Weil man aber nicht wiſſen kann, an welcher Stelle man die eine oder die andre anzubringen habe, ohne daß man die verſchiedenen Lichter kennt, welche auf die zu mahlenden Gegenſtände verſchiedentlich fallen, ſo halte ich es für nothwendig, hier auch etwas über die Lichter zu ſagen, weil von der rechten Kenntniß derſelben dieſe ganze Kunſt abhängt. Es ließe ſich hierüber mancherlei bemerken. Da ich hier aber mehr die Ausübung der Mahlerei, als die

Theorie der Farben, und andre zur Optik gehörige Dinge, zu lehren wünſche; ſo will ich einige Bemerkungen nur ganz kurz berühren, die dem, der ſie gehörig gefaßt hat, ſehr nützlich werden können.

Zuerſt muß der Mahler auf den Ort Rückſicht nehmen, wo ſeine Arbeit ſoll aufgeſtellt werden. Hat er z. B. ein Gemählde zu verfertigen, welches an einem beſtimmten Platz eines Saals oder einer Kirche ſoll aufgeſtellt werden, ſo muß er dahin ſehen, von welcher Seite, oder auf welche Weiſe das Licht darauf fallen wird; ob von einer Seite, ob von vorn her, ob von oben, oder anders woher; und wenn er es nun nicht, wie das ſehr gut ſeyn würde, an Ort und Stelle mahlen kann, ſo mahle er ſein Bild wenigſtens ſo, daß die hellen Parthien auf eben die Seite kommen, von woher das Licht darauf fallen wird; und den Theil des Bildes, der ſich am meiſten hebt, und dem Lichte am nächſten iſt, mache er heller, als alle die übrigen. Hernach gebe er dem Gemählde die übrigen allmählig abnehmenden hellen Parthien, in Verhältniß zu der immer größern Entfernung

des Lichtes und der Hebung der Parthien; dergeſtalt, daß ein einziger Theil des Gemähldes das erſte und größte Licht habe, und hernach die übrigen, ihrer Lage nach, mehr oder weniger, von geringerer Beleuchtung ſind. Fällt alſo das Licht von oben ein, und unmittelbar auf die Stirn eines menſchlichen Bildes, ſo muß dieſer vom Lichte getroffene Theil auch am hellſten, die Wange oder die Naſe ſchon weniger hell, und die Schultern, Hände, Beine noch minder beleuchtet ſeyn, weil dieſe weiter von dem von oben her einfallenden Lichte entfernt ſind, und folglich weniger hell ſeyn müſſen, als alle die obern und dem Lichte nähern Theile.

Zweitens muß man wohl merken, daß das hier Geſagte von denen Parthien zu verſtehen iſt, auf welche das Licht ſenkrecht, oder in rechten Winkeln, herabfällt; weil diejenigen, auf welche es ſchief, und mit ſtumpfen Winkeln fällt, auch dann, wenn ſie dem Lichte näher ſind, zwar heller ſeyn müſſen, doch ſo, daß Eins durch das andre gemildert wird. Daher kommt es, daß die mehr gehobenen Parthien gemeiniglich auch ſtärker beleuchtet werden, weil

ſie meiſtens das Licht mehr in gerader Linie erhalten; ich ſage, meiſtens, weil zuweilen, der verſchiedenen Lage nach, das Licht gerader hin auf die minder hohen Theile fällt, und dieſe daher heller ſeyn müſſen. So z. B. wenn das Licht von der Seite her auf das Geſicht, und gerade oder ſenkrecht auf die eine Seite der Naſe fällt, und ſie daher mehr beleuchtet, als den Vordertheil der Naſe, obgleich dieſer erhobener iſt. Fällt aber das Licht geradehin auf das Geſicht, alsdann iſt auch der vordere Rand der Naſe derjenige Theil, welcher die meiſte Beleuchtung hat.

Drittens: da ein Lichtſtrahl nicht anders ſenkrecht auf eine Fläche, als auf einen einzigen Punkt fallen kann, ſo muß auch die ſtärkſte Beleuchtung einer jeden von den vielen Oberflächen des gemahlten Körpers in dieſem einzigen Punkte ſeyn, auf welchen das Licht ſenkrecht fällt; und je ſchiefer das Licht auf die von dieſem Punkte entfernten Theile fällt, deſto weniger hell müſſen ſie ſeyn. Hierin beſteht die allmählige Abſtufung der Farben von der höchſten Helle bis zum tiefſten Dunkel; und ſie müſſen daher im Ver-

hältniß zu der mehr oder weniger ſchiefen Richtung des Lichtſtrahls abnehmen, wenn deſſen Entfernung auch die nämliche iſt. Und wenn derjenige Theil, auf welchen das Licht ſchiefer einfällt, auch zugleich am weiteſten von dem Lichte entfernt iſt, ſo muß auch die Abnahme deſto größer ſeyn. Fällt aber das Licht auf den einen Theil ſchiefer, als auf einen andern, und jener iſt dem Lichte näher, als dieſer; ſo muß die geringere, durch die Schiefheit des Einfalls verurſachte Beleuchtung durch diejenige Helle erſetzt werden, welche durch die Nähe des Lichtes veranlaßt wird.

Viertens bemerke man, daß in dieſer Abſtufung des Hellen und Dunkeln, oder des Lichtes und Schattens, die ganze Stärke des Kolorits, und der Hebung der einzelnen Theile beſteht. Und damit dieſe ſich nicht auf eine wilde, plötzliche Art durch das größere Helle oder Dunkle hindurch heben mögen, ſo muß man die Farben auf eine angenehme und unmerkliche Art allmählig abnehmen laſſen. Denn eben in dieſer unvermerkten Abnahme beſteht die Annehmlichkeit des Kolorits, wobei alles Rauhe zu ver-

meiden iſt, wodurch das Auge beleidigt wird, ſo bald es ſchnell von der höchſten Helle zum tiefſten Dunkel überſpringen muß. Selbſt diejenigen Umriſſe, in welchen es nöthig ſcheint, einen ſolchen ſchnellen Sprung zu machen, müſſen mit einer gewiſſen Annuth behandelt und verduftet werden, um dieſen unmittelbaren, raſchen Uebergang zu mildern. Befindet ſich ferner das Licht auf der Mitte einer Fläche, und giebt es auf beiden Seiten derſelben Abſtufungen ins Dunkle, ſo entſteht daraus diejenige Wirkung, welche man das Abrunden (*tondeggiare*) nennt. Denn die mittlere Parthie, die das meiſte Licht hat, tritt alsdann mehr hervor, als die übrigen, welche ſich auf beiden Seiten ins Dunkle neigen, und daher immer weniger erhoben ſcheinen, ſo, daß ſie nun, dem Anſehen nach, ihr Licht von der Seite her erhalten, wie es bei den Seitentheilen eines runden Körpers, der ſein Licht in der Mitte hat, wirklich der Fall iſt.

Fünftens, iſt es eins von den vornehmſten Verdienſten des Künſtlers, wenn er durch die Vertheilung des Lichts und Schattens ſeinem

Gemählde ſo viel Stärke zu geben weiß, daß es, ſo viel möglich, hervortrete, oder gleichſam hervorſpringe. Um dieß zu erhalten, muß er, auſſer der nöthigen Kenntniß der Lichter, auch die von vielen ertheilte und von wenigen verſtandene Regel beobachten, daß man ſich der weiſſen Farbe äußerſt ſparſam bediene. Dieß iſt aber nicht, wie manche glauben, von der geringen Menge des Weiſſen zu verſtehen; denn im Grunde iſt die Menge der zum Mahlen eines Geſichtes erfoderlichen weiſſen Farbe größer, als der ganze Vorrath der übrigen dazu nöthigen Farben; und überhaupt braucht man zum Kolorit nur ſelten irgend eine Farbe, die nicht mit der weiſſen vermiſcht würde, indem dieſe alle die übrigen Farben eben ſo mildert, wie das Licht die dadurch beleuchteten Körper. Der Sinn jener Vorſchrift iſt alſo dieſer, daß man an keiner Stelle des Gemähldes das bloße Weiß anderswo ſehen müſſe, als auf dem Punkte, auf welchen das nächſte Licht ſenkrecht fällt, und daß alle die übrigen Theile auf die gehörige Art, und in der gehörigen immer mehr ins Dunkle gehenden Abſtufung müſſen behandelt werden.

Hierdurch entſteht zuletzt ein voller Schatten, durch welchen das Licht deſto mehr gehoben wird; und das Gemählde erhält dadurch die Kraft, den Zuſchauer zu täuſchen, daß er glaubt, es trete aus der Fläche der Leinewand hervor.

Sechstens muß man die verhältnißmäßige Stärke oder Schwäche des Lichtes, welches auf das Gemählde fällt, wohl in Acht nehmen, und bemerken, ob der Platz des Gemähldes ein ſtarkes oder ſchwaches Licht, oder, wie man zu ſagen pflegt, ein lebendiges oder todtes Licht haben werde. Denn nach Verhältniß des größern oder geringern Lichtes muß auch das Helle und Dunkle des Gemähldes ſtärker oder ſchwächer, im gegenſeitigen Verhältniſſe ſeyn; das heißt: wenn das wahre Licht ſchwach und todt iſt, ſo muß das Gemählde ſeine erdichteten Lichter, d. i. eine muntre und lebhafte Helle haben; iſt hingegen das Licht lebhaft und ſtark, ſo muß das Helle des Gemähldes etwas ſchwächer und gemäßigter ſeyn. Der Grund hievon iſt, weil das wahre Licht, welches auf das Gemählde fällt, dasjenige iſt, welches mit dem erdichteten oder angenommenen Hellen des Gemähldes

zugleich auf das Auge zurückgeworfen wird, und beide mit einander auf das Geſicht oder den Anblick gemeinſchaftlich wirken. Weil nun alles Uebertriebene das Geſicht beleidigt, ſo kann es nicht zwei Lichter aushalten, die beide allzu hell und lebhaft ſind; und eben ſo wenig verträgt es zwei allzu ſchwache und todte Lichter. Um alſo dem Auge zu gefallen, muß man das Lebhafte des wahren Lichtes durch das Todte des erdichteten, und das Todte dieſes letztern durch die Lebhaftigkeit des erſtern zu mildern ſuchen. Iſt das Gemählde ſchon fertig, und man ſucht erſt den Platz auf, wo man es hinſtellen will, ſo muß man ebenfalls darauf ſehen, es in dem Falle, wenn die Farben deſſelben ſehr hell und lebhaft ſind, in ein mäßiges, und wenn ſie matt und ſchwach ſind, in ein deſto lebhafteres Licht zu ſtellen.

Siebentens habe ich bemerkt, daß das Licht, wenn es auf einen hellen und glänzenden Körper fällt, denſelben weit mehr erhellt, als einen minder glatten und glänzenden Körper. Beſonders gilt das von demjenigen Theile, der ſenkrecht von dem Lichte getroffen wird, und dann

ungemein leuchtend ins Auge fällt. Man kann dieß an einer geſchliffenen kryſtallnen Kugel, und ſelbſt an dem Licht in unſern Augen wahrnehmen. Daher kommt es auch, daß derjenige Theil des Auges, welcher in dem Gemählde geradehin von dem Lichte getroffen wird, mit einem durchaus weiſſen Punkte muß ausgedrückt werden, wodurch er dann den höchſten Glanz erhält. Man muß es ſich alſo in Anſehung der Beleuchtung zur Regel machen, diejenigen Theile allemal mit hellern Farben anzudeuten, die vorzügliche Glätte und Glanz haben ſollen. Wollte man z. B. eine helle und glatte Karnation ausdrücken, ſo müßte man ſie heller mahlen, obgleich dazu auch die Oberfläche des Gemähldes ſelbſt viel beiträgt, wenn ſie glatt und mit feingeriebenen Farben gemahlt iſt, wozu denn einige am Ende noch einen gewiſſen Firniß hinzufügen, von welchem wir hernach reden werden.

Achtens muß man wohl erwägen, daß man auſſer den geraden und einfallenden Lichtern auch auf die zurückgeworfenen, oder auf die Wiederſcheine zu ſehen hat; indem dieſe ganz ungemein

dazu

dazu helfen, dem Gemählde eine gewiſſe Stärke zu geben, und zu machen, daß es gehörig hervortrete, ſo bald man ſie am gehörigen Orte anzubringen weiß. Man muß ſie alſo zuerſt aufs genaueſte an jedem Körper in der Natur bemerken, um davon eine vollſtändige Kenntniß zu erlangen; und man wird finden, daß von den andern Körpern in der Nähe das Licht auf alle die Seiten zurückfällt, worauf es zurückfallen kann; vornehmlich aber auf diejenigen, welche den letzten Umriſſen des geſehenen Körpers nahe ſind, weil dieſe auch dem wiederſcheinenden Körper am nächſten ſind. Daher muß man die Wiederſcheine allemal an den beſchatteten Theilen anbringen, weil der Körper, welcher das zurückgeworfene Licht erhält, ſich in der Mitte zwiſchen demjenigen Orte befindet, woher das Licht kommt, und zwiſchen dem Körper, der es zurückwirft; ſo, daß alſo diejenigen Theile, die am meiſten im Schatten ſind, und von dem geraden Lichte in der ſchiefſten Richtung getroffen werden, das zurückgeworfene Licht von jenem Körper erhalten, welcher dem Lichte an der Seite nach dem Schatten zu entge-

gen ſteht. In den Umriſſen dieſes letztern müſſen alſo diejenigen Wiederſcheine angebracht werden, die eben dadurch ſchwach ausfallen, und gleichſam durch den Schatten hervorſchießende Halblichter ſind. Dieſe werden hingegen deſto heller ſeyn, je näher, glatter und lichter der Körper iſt, der ſie zurückwirft; und ſie thun dann eine deſto treflichere Wirkung, weil ſie auch diejenigen Theile ſichtbar machen, die hinter dem Körper verborgen ſind. Daher kommt es, daß ein Gemählde, in welchem dergleichen Wiederſcheine kunſtreich ausgedrückt ſind, ſich dergeſtalt hebt und abrundet, daß man auch die hinten befindlichen Seiten zu ſehen glaubt. Auch bemerke man, daß das Licht, welches von einem gefärbten Körper zurückgeworfen wird, etwas von der Farbe annimmt, deren Wiederſchein es iſt; dieß muß aber nur ein ganz leichter, mit vieler Geſchicklichkeit behandelter, und am gehörigen Orte angebrachter, Anſtrich ſeyn, der dann eine ſchöne Wirkung thut, indem das Auge nicht nur erkennt, daß es ein bloßer Wiederſchein iſt, ſondern auch einſieht, von welchem Körper er entſteht.

Neuntens, um einem Gemählde die gehörigen und am rechten Orte angebrachten Lichter und Schatten zu geben, muß man vorher einen Ort auſſer dem Gemählde feſtſetzen, von welchem man annimmt, daß das Licht darauf fällt, und hernach das Stück, welches man mahlen will, in eine ſolche Lage neben einem Fenſter ſtellen, daß das durch daſſelbe einfallende Licht ſo darauf falle, wie wir es wünſchen, entweder ſtark oder ſchwach, von der Seite, oder gerade zu, oder von oben herab. Und dann muß das Gemählde eine ſolche Lage in Anſehung des Lichtes haben, während daß es gemahlt wird, als es hernach haben ſoll, wenn es fertig iſt, und an dem beſtimmten Platze aufgeſtellt wird. Hiebei muß ich nur noch erinnern, daß diejenigen Gemählde, welche ihr Licht von oben her erhalten, allemal eine unbeſchreibliche Anmuth und Schönheit vor den übrigen voraus haben, wie man das auch an lebenden Gegenſtänden in der Rotunde zu Rom bemerkt, wo auch die gewöhnlichſten Geſichter allemal ſehr ſchön erſcheinen. Man muß jedoch immer vorausſetzen, daß das Licht von einem einzigen Punkt herkommt,

und von dieſem ſich über das ganze Gemählde verbreitet; woher denn die Verſchiedenheit der Beleuchtung, nach Verhältniß derjenigen verſchiednen Theile rührt, die nach jenem Punkte hingekehrt ſind. Auch muß man nicht bloß den Punkt beſtimmen, von welchem das Licht herkommt, ſondern auch den Punkt, aus welchem das Auge das Gemählde betrachten muß; indem nach der verſchiednen Stellung des Auges die Lichter auch verſchiedentlich erſcheinen werden. Dieß kann man bemerken, wenn man eine Statue anſieht, die unbeweglich ſtehen bleibt, und immerfort einerlei Licht von der nämlichen Seite her erhält. Wenn ſich aber das Auge bewegt, und ſie von verſchiednen Seiten betrachtet, ſo wird es die Helle des Lichts, das auf ſie fällt, an verſchiednen Stellen wahrnehmen. Um endlich eine gründliche Kenntniß dieſer Lichter zu erhalten, wird es ſehr gut ſeyn, wenn man ſich gewöhnt, des Nachts beim Schein einer Lampe zu mahlen. Denn weil dieß ein ſchwaches Licht iſt, ſo laſſen ſich darin die Abſtufungen viel merklicher erkennen. Auch kommt es hier von einem einzigen Punkt her, welches

beim Tageslichte der Fall nicht iſt; ob man gleich auch am Tage das Licht durch ein kleines Fenſter muß einfallen laſſen, weil man auf dieſe Art die verſchiedne Beleuchtung der von dem Lichte geradezu oder ſchief getroffenen Theile bewirken kann. Auch wird es ſehr nützlich ſeyn, ſich im Abmahlen einer Statue oder irgend eines andern Körpers nach der Natur zu üben; vornehmlich aber wird es großen Nutzen ſchaffen, wenn man nach der Natur allerlei Früchte, auch Vögel, Hunde, Haſen, und dergleichen, abmahlt; weil Früchte, Blumen, und dergleichen Dinge, ſehr lebhafte Farben haben, auf welche das Licht fällt, und dann die Verſchiedenheit der hellen und dunkeln Parthien deſto merklicher macht. Auch gelangt man auſſerdem durch das Abmahlen dieſer Gegenſtände zu einer gewiſſen Freiheit und Leichtigkeit im Arbeiten, die ſehr viel hilft und ermuntert. Dieſe entſteht beſonders dadurch, weil man beim Abmahlen ſolcher Gegenſtände viel Freiheit und Willkühr hat, Verändrungen anzubringen, indem man bald mehr, bald weniger gefärbte Blätter, Blumen und Früchte, bald ſo, bald anders geſtaltet,

anbringt. Dieſen Rath, ſich im Abmahlen der Früchte und Blumen zu üben, kann man als ein großes Geheimniß in dieſer Kunſt anſehen, da ein ſehr geübter Meiſter in derſelben es mir aus mehrerlei Gründen empfahl, vornehmlich aber aus dem vorher angeführten Grunde, um zur Kenntniß der Beleuchtung zu gelangen. Und weil von dieſer Kenntniß die ganze Kunſt der geſchickten Vertheilung der Farben abhängt, ſo habe ich hier dieſe wenigen, aber hier ſehr weſentlichen, Erinnerungen anbringen wollen.

Ich muß nun noch zum Schluß dieſes Kapitels einige andre beſondre und praktiſche Regeln über das Kolorit, auſſer den vorhin ertheilten, anführen; und da ich, durch die eingeſchalteten Bemerkungen über die Lichter, faſt ganz von dieſem abgekommen bin, ſo will ich hier nur noch bemerken, daß man alsdann, wenn man die Arbeit unterbrochen hat, und hernach das Gemählde wieder vornimmt, deſſen Farben ſchon eingezogen und getrocknet ſind, um den Pinſel beſſer in Gang zu bringen, zuerſt die Stelle etwas anfeuchten muß, worauf man fortfahren, oder das Angefangene weiter aus-

mahlen will; und zwar mit gekochtem Leinöl, wozu man auf jedes Pfund Oel zwei Unzen Silberglätte genommen, und es bis zum Aufkochen hat heiß werden laſſen. Dieſe Anfeuchtung thut übrigens dem Gemählde keinen Schaden, wie einige glauben; und man erhält dadurch den Vortheil, daß es bald trocken wird, da hingegen das ungekochte Oel zum Einziehen ziemlich viel Zeit erfodert.

Ehe man irgend etwas auf die zum Gemählde beſtimmte Leinewand zeichnet, muß dieſe gegründet werden, welches auch bei hölzernen oder metallnen Tafeln, worauf man kleinere Bilder zu mahlen pflegt, nöthig iſt. Dieſe Gründung beſteht darin, daß man die Tafel mit einer Farbe beſtreicht, wozu man gut angemachte Umbra-Erde mit etwas Bleiweiß und Röthel, mit Leinöl angerührt, zu nehmen pflegt. Dieſe Grundfarbe wird etwas dicker und weniger flüſſig angemacht, als die andern Farben; und man ſtreicht ſie mit einem großen Meſſer über das Gemählde her; wobei man dahin ſieht, daß ſie eben und überall gleich und ſauber aufgetragen werde. Einige pflegen dieſe Gründung

zwei- bis dreimal zu wiederholen; welches mir aber nicht gefallen will. Denn iſt die Grundfarbe zu dick, ſo verändert ſie gar ſehr die nachher aufgetragenen Farben, indem ſie dieſelben dergeſtalt einzieht und einſaugt, daß ſie von dieſer Grundfarbe ſelbſt etwas annehmen.

Damit die Farben ſich lebhaft erhalten mögen, muß man die nämliche Farbe mehrmals über einander auftragen; auch muß dieſer Auftrag überhaupt etwas ſtärker ſeyn, als in der Natur. Wenn man z. B. die Wangen und ähnliche Theile mit Lack oder Zinnober röthet, ſo geht man dabei etwas über die Natur hinaus, und mahlt ſie röther, weil ſie nach Verlauf einiger Zeit bläſſer, und ſo werden, wie ſie in der Natur ſelbſt ſind; denn ſonſt würde das Geſicht gar bald todt und blaß werden.

Viel Fleiß muß der Mahler darauf wenden, auf ſeinem Gemählde die einzelnen Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen und natürlichen Farben dergeſtalt darzuſtellen, daß die eine Farbe in der Nähe der andern dazu beitrage, alle Theile zu heben und hervor zu treiben, indem die dunkeln und tiefen Farben allemal die be-

nachbarten hellen abſtechender machen. Wünſchen wir daher, daß ein Kopf hervortreten und ſich heben ſoll, ſo müſſen wir die Farben um ihn herum dergeſtalt vertheilen, daß der hellere Theil irgend einen dunkel gefärbten Gegenſtand oder Umriß neben ſich habe; ſo, wie hingegen der beſchattete und dunkle Theil irgend einen etwas hellern Gegenſtand in der Nähe haben muß. Wird dieſer ſo geſtellt, daß er das Licht von der entgegenſtehenden Seite her erhält, und es an der ſchattigen Seite des Kopfes zurückwirft, ſo wird ein ſolcher Wiederſchein die treflichſte Wirkung thun, indem er den Schatten von derjenigen Seite des Kopfes etwas mildert, welche das Licht nicht geradezu erhalten kann. Um dergleichen Wirkungen hervorzubringen, wird es gut ſeyn, ſolche Gewänder zu wählen, deren Farben ſich zu dieſer Abſicht am beſten ſchicken; indem es uns frei ſteht, den Gewändern eine Farbe zu geben, die ihnen am vortheilhafteſten iſt. Und da wir ſie überall hinfallen laſſen können, ſo muß man ihre Falten und Würfe ſo anzubringen ſuchen, daß ihre Farben ſelbſt dazu dienen, die unbedeckten Theile

hervortretender zu machen. Um aber dieſe Gewänder zu mahlen, bediene man ſich eines wirklichen Tuchs, gebe ihm einige Falten, Buchten und verſchiedne Lagen; wobei man nur darauf ſehen muß, daß ſie durch die Menge nicht gezwungen noch verworren werden, noch auch, daß das Gewand gar zu ſteif und eben, ohne Anmuth und Schönheit ſey. Vornehmlich aber muß man es ſo anzulegen wiſſen, daß man darunter die Hebung und Senkung der Glieder und alle ihre Anſtrengungen und Bewegungen erkenne. Denn das Gewand ſoll zwar die Figur gut bekleiden, aber nicht ſie verhunzen, noch ihr die Beine brechen. Alles dieß muß man ja nicht obenhin treiben, und für ſo gar leicht anſehen; denn es giebt in der Mahlerei durchaus keine leichte Arbeit, ſo bald man ſie in gehöriger Vollkommenheit auszuüben wünſcht.

Komiſche Subjekte. Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich im zweiten Bande der Dramaturgie angeführt habe.

Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyclopédique, 1762, p. 105, nachzuleſen iſt, würde ein gutes Subjekt zu einem neuen Don Pedro ſeyn.

Von einem auſſerordentlichen Projektmacher, den Weiſſe zum Muſter hätte nehmen ſollen, oder den Jemand noch nehmen könnte, der einen beſſern Projektmacher verfertigen wollte, ſ. gleichfalls das Journ. Encycl. 1762, p. 103. Es war Kapitän Pockrich in London. Seine Gläſermuſik. — Sein Geheimniß, unſterblich zu werden. — Ein gewiſſer Newburgh hat dieſen zweiten Don Quixote in einem beſondern Gedichte, The Pockiad, beſungen.

I.

Leſſing redet im 87ſten und 88ſten Stücke ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie, (Th. II. S. 273 ff.) von der einem komiſchen Charakter nothwendigen Allgemeinheit, und rechtfertigt den Terenz über ſeinen Charakter des Heavtontimorumenos gegen eine Kritik Diderot's, der demſelben zu viel Sonder-

lichkeit und Einzelnheit vorwirft. Hier ſagt er unter andern, S. 284: „Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſah daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekt hingeriſſen, thun, ſondern auch bei kälterm Geblüte fortſetzen, zu müſſen glauben: (*Tuſc. Quaeſt.* L. III. c. 27.) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quaſi officii judicio fieri, quod ſi qui forte, cum ſe in luctu eſſe vellent, aliquid fecerunt humanius, aut ſi hilarius locuti eſſent, revocant ſe rurſus ad moeſtitiam, peccarique ſe inſimulant, quod dolere intermiſerint: pueros vero matres et magiſtri caſtigare etiam ſolent, nec verbis ſolum, ſed etiam verberibus, ſi quid in domeſtico luctu hilarius ab iis factum eſt aut dictum, plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipſe ſe puniens? u. ſ. f. — Schade, daß Leſſing die Idee nicht ausführte, dieſe ſo wahre Bemerkung zum Anlaß eines Charakterſtücks zu nutzen, in welchem der Traurige mit andern Perſonen in ſolche Situationen verſetzt wäre, worin er dieſen Hang, alles in ſeine Laune und Gemüthsſtimmung mit hinein zu ziehen, vielfach geäußert hätte.

2.

In dem angeführten Stücke des *Journal Encyclopédique* (1r Janv. 1762, p. 97 ff.) wird die im J. 1761 erſchienene engliſche Schrift: The Life of *John Carteret Pilkington* — — written by Himſelf; 2 Vols. 12mo. rezenſirt. Der ganze Artikel iſt, wie das gewöhnlich bei den Anzeigen engliſcher Bücher in dieſem Journale der Fall iſt, aus dem *Monthly Review* gezogen, in welchem man Vol. XXIV, p. 11 ff. einen umſtändlichen Auszug jenes Buchs findet. Unter den daraus zur Probe mitgetheilten Anekdoten iſt auch die von dem damals in London wegen ſeiner ſeltſamen Aufführung ſehr bekannten Grafen von Roß befindlich, deſſen Charakter mit dem noch bekanntern des Grafen von Rocheſter ſehr viel Aehnlichkeit hatte. Auch er beſaß ſehr viel Witz und gute Anlage des Herzens, verbunden mit einem herrſchenden Hange zu wilden Ergötzlichkeiten, wodurch er gar bald ſein Vermögen und ſeine Geſundheit zu Grunde richtete. Zu Dublin, wo er ſich aufhielt, ſah man ihn nicht nur als den Ausbund aller Laſter an, ſondern glaubte ſogar, er habe ein Bündniß mit dem Teufel. Auf ſeinem Todtbette hielt ſein Nachbar, der Dechant Madden, ein ſehr frommer

und rechtſchaffener Geiſtlicher, es für Pflicht, einen ſehr nachdrücklichen Brief an ihn zu ſchreiben, worin er ihm alle ſeine Ausſchweifungen umſtändlich zu Gemüthe führte, und ihn zur Bekehrung vor ſeinem Ende vermahnte. Lord Roß, der ſeiner Poſſenreiſſerei noch immer treu blieb, legte den Brief, nachdem er ihn geleſen, in einen andern Umſchlag, und addreſſirte ihn an den Grafen von K..e, der ein ſehr exemplariſcher Mann, und das gerade Widerſpiel von jenem war. Der Bediente des Geiſtlichen mußte ihn, als von ſeinem Herrn, überbringen, wozu er ihn durch ein paar Guineen bewog. Lord K. war ein ziemlich ängſtlicher und engherziger Mann, und in ſo hohem Grade pedantiſch, daß man von ihm erzählte, er habe bei ſeiner Vermählung mit einem der ſchönſten Mädchen in England beim Schlafengehen ſeine Bräutigamshandſchuhe nicht ausziehen wollen. Und nun kann man leicht errathen, was dieſer Brief des Dechants für Eindruck auf ihn gemacht haben muß. Voll Unwillens ließ er anſpannen, und fuhr ſelbſt damit zum Erzbiſchof von Dublin. Dieſem war der Ton des Briefes unbegreiflich; er ließ ſogleich den Dechant rufen, und den Lord K. unterdeß in ein Nebenzimmer

gehen. Jenem legte er den Brief vor, und da er ihn als den ſeinigen anerkannte, machte er ihm die bitterſten Vorwürfe darüber, ohne ihm jedoch den zu nennen, der ihm den Brief gebracht hatte. Der Geiſtliche rechtfertigte ſich darüber, und erklärte ſich, was er geſchrieben habe, wolle er vor jedermann verantworten. Lord B. war im Begrif, die Sache klagbar zu machen. Unterdeß ließ der Erzbiſchof den Geiſtlichen noch einmal rufen, und ſtellte ihm vor, er würde den unangenehmen Folgen am beſten vorbeugen, wenn er dem Grafen förmlich Abbitte thäte. „Ich ihm Abbitte thun? verſetzte der Dechant; er iſt ja todt!“ — „Wie? Lord B. todt?“ — „Nicht doch, Lord Roß.“ — Hier enträthſelte ſich nun das ganze Mißverſtändniß; und der Dechant ſah daraus zu ſeinem Leidweſen, daß Lord Roß eben ſo leichtſinnig, wie er lebte, geſtorben war.

3.

Die Anekdote von dem ſeltſamen Projektmacher Pockrich iſt gleichfalls aus Pilkington's Lebensbeſchreibung genommen, und im gedachten Bande des *Monthly Review*, p. 14 ff. der Länge nach ausgehoben worden. Pilking-

ton lernte dieſen Pockrich in ſeiner frühen Jugend ſelbſt kennen, und vernahm die Erzählung ſeiner Abentheuer aus ſeinem eignen Munde, die der Leſer dort ſelbſt aufſuchen mag, weil ſie hier zu viel Raum einnehmen würde. Seine wahre Geſchichte war kürzlich folgende. Er hatte ein ganz anſehnliches Vermögen geerbt, welches er aber in kurzer Zeit durchbrachte, ohne daß irgend einem davon etwas zu Gute kam. Auch konnte Niemand begreifen, auf welche Weiſe er es durchgebracht hätte. Als ihn Pilkington kennen lernte, lebte er in der äußerſten Armuth, ob er gleich den Anſchein derſelben sehr ſorgfältig zu vermeiden, und ſich alle Bedürfniſſe wegzuphiloſophiren ſuchte. Eins ſeiner ärgſten Projekte gieng auf nichts geringers, als auf die Erfindung, nicht zu ſterben; und dieß glaubte er durch Abzapfung des Bluts, und Uebertragung deſſelben aus den Adern eines geſunden Bauermädchens in den Körper eines abgelebten Mannes, vermittelſt eines beiderſeitigen Aderlaſſes, zu bewirken. Freilich kein neues Projekt! Auſſerdem glaubte er eine Harmonika von zwiefacher Art erfunden zu haben. Die eine war ungefähr das, was man jetzt eine Harmonika *à cloux de fer* nennt. Er ſchlug nämlich

ſechszehn

ſechszehn große Stifte in ein Brett, und ſpielte vermittelſt eines Eiſendrathes ein ganzes Stück darauf. Die andre beſtand aus Trinkgläſern, die er verſchiedentlich mit Waſſer füllte, und auf deren Rande er ſpielte. Dieſe letztere hatte er auch im Großen aus gläſernen Glocken verfertigt; und da der junge Pilkington ſehr hübſch ſang, ſo ſchlug er ihm vor, mit ihm gemeinſchaftlich in den vornehmſten Städten Englands Konzerte zu geben. Das erſte derſelben wurde in dem Saale des Schneiders veranſtaltet, bei dem er wohnte. Der Saal wurde ſchön erleuchtet; man hatte das Konzert auf der Engels-Orgel (*angelic organ*) in allen Zeitungen angekündigt; alles war dazu in Bereitſchaft; zum Unglück aber kam kurz vorher eine große ungeſchliffene Sau in das Zimmer gelaufen, und ſtürzte die ganze Maſchine um, ſo, daß alle Gläſer zerbrachen, und nicht nur das Publikum in ſeiner hohen Erwartung, ſondern auch die beiden armen Virtuoſen in ihren noch höher geſpannten Hoffnungen getäuſcht wurden. Pockrich faßte ſich indeß mit allem möglichen Heldenmuthe, ließ die Zuhörer wieder zurückweiſen, und verkroch ſich in ſein armſeliges Dachſtübchen. Nicht lange hernach nahm er ein ſehr

trauriges Ende. Bei einer ſchrecklichen Feuersbrunſt in Cornhill, welche d. 10. Nov. 1759 in Hamlin's Kaffeehauſe entſtand, wo P. damals wohnte, kam er in den Flammen um, die in ſeinem Zimmer ſollen ausgebrochen ſeyn. Vor ſeinem Tode ſoll er doch neun Wochen hindurch täglich nicht weniger als ſechs Pfund Sterling mit ſeiner Gläſermuſik verdient haben. — Ein gewiſſer Newburgh von Ballyhaiſe, in der Grafſchaft Cavan, beſang ihn in verſchiednen launigen Gedichten, beſonders in einer Pockiade, worin er alle ſeine vielen unglücklichen und meiſtens unausführbaren Projekte erzählt.

Kochkunſt. Ich beſitze ein altes deutſches Kochbuch, welches allem Anſehen nach das erſte iſt. Es führt zum Titel das einzige Wort: Kuchemaiſtrey, nicht aus einzelnen Buchſtaben zuſammengeſetzt, ſondern ganz geſchnitten. Unter dieſem Worte ſteht ein Holzſchnitt, der eine Küche mit verſchiedenen darin beſchäftigten Perſonen vorſtellt. Nirgends zeigt ſich weder Ort noch Jahr des Drucks; aber daß es aus dem funfzehnten Jahrhunderte ſeyn

muß, iſt wohl unſtreitig. Die Form iſt klein Quart, und der Bogen ſind viere, von welchen aber nach der Signatur die Bogen A und B jeder acht, und die Bogen C und D jeder ſechs Blätter haben; daß folglich das Ganze, mit den vier Blättern, welche den Titel, die Vorrede und das Regiſter enthalten, aus 32 Blättern beſteht. Die Seiten ſind nicht numerirt, und der Kuſtos fehlt auch. Aber Anfangsbuchſtaben hat es; und zwar zu Anfange der Vorrede und des erſten Theils ein A und D von einer ſehr bunten Art, voller Laubwerk. Das Werkchen iſt in fünf Theile, und jeder in beſondre Paragraphen getheilt, die ich durchlaufen will.

Ditz Büchlein, heißt es, wirt geteilet in fünff teyl. In dem erſten teyl. lernt es. wie man faſtenſpeyß bereiten ſol von mancherley viſchen. vnd auch biberſchwantzen. ꝛc. zu ſyeden. braten. gebachē. vn̄ wie man etliche darunter vergulden od' verſilbern̄ mag. Auch wie man von gemüß vnd ſuppē in mägerley weiß mit gewürtz-

tẽ. vñ etlich mit farbẽ bereiten vnd geben ſol. ꝛc. — So iſt alles treulich nachgeſchrieben; und man ſieht, welche Sonderbarkeiten die Schrift hat: 1) Die Subſtantive haben keinen großen Anfangsbuchſtaben. Nur die Perioden fangen mit einem an. 2) Kein Komma zeigt ſich gar nicht; auch ſonſt kein Unterſcheidungszeichen, als das einzige Punktum, welches für alle und jede, auch öfters an Stellen gebraucht wird, wo wir jetzt ganz und gar keine Interpunktion ſetzen würden. 3) An Zeichen kommt noch ſonſt das Etcätera, ꝛc, und das Paragraphenzeichen ɑ vor. 4) Arabiſche Zahlen finden ſich gar nicht; ſondern die Paragraphen ſowohl als die Blätter der Bogen ſind mit römiſchen Zahlen, aber aus der nämlichen deutſchen Schrift, numerirt. 5) Noch merke man den Ausdruk: Ditz büchlein lernt, anſtatt daß wir jetzt ſagen würden, lehrt; zum Beweiſe, daß lehren und lernen urſprünglich Ein Wort waren, und erſt in ſpätern Zeiten ſind unterſchieden worden.

Was ich ſonſt für mich daraus anmerken kann, wird größtentheils nur in alten Wörtern beſtehen:

§. 3. mach ein gelbß pfefferlein daruber. Pfefferlein iſt hier ohne Zweifel ſo viel als Brühe.

§. 4. haupt, grot vñ ingeruſch. Ingeruſch heißt ſo viel als Eingeweide.

§. 7. las es in einer pfannen erwallen einen wall: ein einzigesmal aufwallen, aufſieden.

§. 8. gar ein hofliches vnd deuigs eſſen: jetzt brauchen wir höflich nur von Sitten.

In Hrn. Panzer's Annalen der ältern deutſchen Literatur finde ich dieß Buch nicht angeführt, welches dadurch, daß es in ſeiner Art vermuthlich das erſte iſt, allerdings merkwürdig wird. Ein Küchenmeiſter bedeutete ehedem überhaupt einen geſchickten und ausgelernten Koch, z. B. wie Friſch bemerkt, einen ſolchen, der bei Hochzeiten, oder andern feierlichen Gaſtmälern die Speiſen zubereitete. — Ein Pfeffer oder Pfefferlein hieß eine jede Brühe, beſonders eine ſchwarze, ohne Zweifel von dem Hauptingrediens des Pfeffers; man nannte daher auch die Schmarotzer Pfefferlecker. —

Daß lernen in ältern deutſchen Schriften ſehr oft für lehren gebraucht wurde, iſt bekannt. — Ingeruſch oder Ingeräuſch wird auch von Friſch, Th. II. S. 94, als gleichbedeutend mit Eingeweide angeführt; und von Hrn. Adelung unter dieſem letztern Worte, als bairiſches Provinzialwort. — Der Wall im Sieden; etwas einen Wall thun, für aufſieden, aufkochen laſſen, iſt gleichfalls von Friſch, Th. II. S. 419, bemerkt worden. — Höflich für höfiſch kommt in ältern Schriften oft vor.

Bei dieſer Gelegenheit will ich ein andres altes, und ſehr reichhaltiges deutſches Kochbuch anführen, das freilich wohl um ein Jahrhundert neuer, aber doch immer, als Beweis des vor zweihundert Jahren herrſchenden Geſchmacks und Aufwandes in Speiſen, einige Aufmerkſamkeit verdient. Es hat den Titel: Kunſtbuch von mancherley Eſſen, Geſotten, Gebraten, Poſteten, von Hirſchen, Vogelen, Wildprat, vnd andern Schaweſſen, ſo auff Fürſtlichen vnd andern Pancketen zuzurichten gehörich: geſtelt durch den Erbarn vnd wohlerfahren Meiſter Frantz de Rontzier, Fürſtl. Braunſchw. beſtalten Mundtkoch. Dergleichen bishero

in druck nicht geſehen. Wolfenbüttel, 1598. 4. 543 Seiten. Vermuthlich war dieß ſchon ein franzöſiſcher Hofkoch; und er hat ſein Buch, weil er ſelbſt nicht ſchreiben konnte, wie er im Vorberichte ſagt, *ad pennam* diktirt. Die Kunſtwörter ſind indeß nicht franzöſiſch, ſondern faſt durchgängig deutſch.

Küſſen. Die alten Griechen, wenn ſie Kinder küßten, pflegten ſie bei den Ohren zu faſſen, und ſich von ihnen ſo faſſen zu laſſen: αἰνιττομενοι μετα παιδιας, ſagt Plutarch, (de aud. poët. p. 38, edit. *Xyl.*) ὁτι δει φιλειν μαλιϛα τȣς δια των ὠτων ὠφελȣντας, per jocum innuentes, maxime amandos eos, qui per aures proſunt. — Dieſe Art zu küſſen habe ich irgendwo die florentiniſche genannt gefunden. Die Urſache, welche Plutarch angiebt, iſt wohl ſchwerlich die wahre; und der ganze Grund von dieſem beiderſeitigen Ergreifen der Ohren mag wohl kein andrer ſeyn, als, weil auf dieſe Weiſe Geſicht und Geſicht am völligſten gegen und auf einander kommt.

Plutarch ſcheint dieſe Art, Kinder zu küſſen, wohl freilich mehr ſo gedeutet, und ihr einen anſpielenden moraliſchen Sinn gegeben, als dieſe Anſpielung für die wahre Veranlaſſung jener Sitte genommen zu haben. Wenn aber L. dieſe Art zu küſſen irgendwo die florentiniſche genannt fand, ſo hatte man dabei, fürcht' ich, mehr einen unmoraliſchen Nebenbegrif, und den Verdacht der den Griechen ſo oft, und leider! nicht immer mit Ungrund, vorgeworfenen unerlaubten Knabenliebe. Denn auch das Wort florenzen findet man in alten deutſchen Büchern von dieſem Laſter gebraucht; und ich erinnere mich, daß mir Leſſing ſelbſt einmal ſagte, er habe eine Warnung dawider in einer alten Predigt mit dieſem Ausdrucke gefunden, deſſen Urſprung bekannt, und der auch im Italiäniſchen üblich iſt.

L.

Lachen. Vom Lachen, in ſofern es unbelebten Dingen und den Göttern von den Dichtern beigelegt worden, ſiehe ein gutes Kapitel in *Petri Petiti* Miſcell. Obſſ. L. II. c. 18.

Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel vom unwillkührlichen Lachen findet ſich beim Saxo (Hiſt. Dan. L. II. p. 30.) in dem Zweikampfe des Agner mit dem Biacco. Erſt hieb Agner; und als die Reihe an den Biacco zu hauen kam: tunc Biacco mutuo percusſurus, quo plenius ferrum libraret, pedem trunco annixus, medium Agneri corpus praeſtantis acuminis mucrone transegit. Sunt qui aſſerunt, morientem Agnerum ſoluto in riſum ore per ſummam doloris diſſimulationem animam reddidiſſe. — Der Umſtand kann ſehr wahr ſeyn; ja er iſt der Sache ſo angemeſſen, daß das Faktum ſelbſt durch ihn wahrſcheinlich wird. Man erinnere ſich nur, daß das Lachen durch eine Erſchütterung des Zwerchfells entſteht. Wie ſehr aber mußte dieſes Eingeweide durch den mächtigen Hieb gereizt und erſchüttert werden! Der ſterbende Agner mußte alſo lachen, er mochte wollen oder nicht; und es geſchah gar nicht aus Verſtellung des Schmerzes, wie Saxo meint, die ihm gewiß in dieſem Augenblicke unmöglich geweſen wäre.

Schon Ariſtoteles hat es (L. III de partibus animalium, cap. 10.) angemerkt: ictu trajecta praecordia in proeliis riſum attuliſſe. Dieß ganze Kapitel, wo mehr vom Lachen vorkommt, verdient näher von mir erwogen zu werden.

Die Thränen der Freude und des ſardoniſchen Lachens zeigen genugſam, wie nahe beides, Weinen und Lachen, mit einander verwandt ſind. Vom ſardoniſchen Lachen ſ. verſchiedenes geſammelt in *Novarini* Adagiis, T. I. p. 49.

Lord Shaftesbury's Meinung von dem Lächerlichen, als dem Probierſteine der Wahrheit, hat Brown, wie bekannt, beſtritten. Ein Ungenannter aber hat den Lord gegen ihn vertheidigt: A Vindication of Lord Shaftesbury, on the Subject of Ridicule; Lond. 1751. 8. Er meint, daß der Lord das Wort *ridicule* als ein Synonym von *freedom*, *familiarity*, *good humour*, u. dergl. gebraucht habe.

Petit ſetzt am angef. O. die verſchiedenen Bedeutungen aus einander, in welchen das Lachen von den alten Schriftſtellern auch lebloſen Dingen metaphoriſch beigelegt wird. Die erſte iſt die bekannteſte, da es ſo viel, als einen heitern, angenehmen Anblick bedeutet. Aber nicht bloß von ſichtbaren Gegenſtänden wird dieſe Metapher bei den Alten gebraucht. Katull ſagt auch von den Gerüchen der Blumen: domus jucundo *riſit* odore. Auch vom Meere wird geſagt, daß es lache, wenn Stille auf demſelben herrſcht, und ſich das Waſſer nur in kleinen, ſanften Wellen kräuſelt. Katull hingegen legt dem vom Winde bewegten, rauſchenden Meere ein lautes Gelächter bei: leni reſonant (undae) plangore *cachinni*. Den Donner und das Feuer des Blitzes nannten die Griechen, wie Ariſtoteles ſagt, ein Lachen Vulkan's oder der Veſta. — In der Folge redet Petit noch von der myſtiſchen Bedeutung des Lachens in einigen Stellen der H. S.; und von dem Lachen der Götter, worüber er eine Stelle aus dem Kommentar des Proklus über Plato's Bücher von der Republik anführt, die ſich auf den Vers beim Homer bezieht:

Ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι
θεοῖσι.

Ueber das Lachen und das Lächerliche findet man im erſten Bande von Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, viel Gutes geſammelt und nachgewieſen. Es wird daſelbſt gleichfalls, S. 104 ff. die durch den Lord Shaftesbury veranlaßte Frage geprüft: „Ob das Lächerliche der Probierſtein der Wahrheit ſey?" Dieſe Frage hat zu mehrern Unterſuchungen Anlaß gegeben, unter denen ich hier nur noch der von Leibnitz in ſeinen Remarques ſur un petit livre trad. de l'Anglois, intitulé, *Lettre ſur l'Enthouſiasme*, gedenken will, die man in dem bekannten Recueil de div. Pieces ſur la Philoſophie &c. des Des Maizeaux (Amſt. 1720. 2 Voll. 8.) T. II. p. 245 ff. findet. — Die Eſſays on the Characteriſticks of the Earl of *Shafteſbury*, by *John Brown*, Lond. 1751. 8. ſind voll von überaus ſcharfſinnigen und treflichen Bemerkungen, ſowohl über dieſen als andre Gegenſtände. Von den drei Verſuchen gehört der erſte hieher, worin er zu zeigen ſucht, daß nicht das Lächerliche, oder Spott, ſondern die Vernunft allein der Probierſtein der Wahrheit, und Entdeckerin des Irrthums und der Unwahrheit ſey, der auch die Prüfung des Lächerlichen ſelbſt unterworfen werden müſſe.

„Ueberhaupt, ſagt er zuletzt, muß einem bei „dieſem neuen Vorſchlage, die Wahrheit durch „das ſchwankende und unſtäte Licht des Lächer„lichen zu entdecken, jener ehrliche Irländer „einfallen, der mit ſeinem Lichte zum Sonnen„zeiger gieng, um zu ſehen, wie ſpät es ſchon „in der Nacht wäre.“ – Die von L. erwähnte Gegenſchrift aber iſt ein bald in Vergeſſenheit gerathenes Pamphlet, und von weniger Bedeutung. Sh.'s Meinung iſt freilich oft mißverſtanden worden; aber dahin ging ſie doch wohl gewiß nicht bloß, den leichten, muntern und launigen Vortrag jedem Wahrheitsforſcher zu empfehlen, und ihn von dem finſtern, ſchwerfälligen und pedantiſchen Lehrton abzuſchrecken.

Lakonismus. Den Urſprung des Lakonismus findet Kappe (in ſeiner Diſſ. de Laconiſmo, p. 2. 3.) vornehmlich in der neidiſchen und ſtolzen Gemüthsart der Spartaner; und dann in einem ausdrücklichen Gebote ihres Geſetzgebers, des Lykurgus, (*Cragius* de Rep. Laced. L. III. tab. VIII. inſt. 6.) welchem zufolge ſchon die Jugend angehalten

wurde, ſich nicht anders, als mit wenig Worten, auszudrücken. Aber nun iſt die Frage: Was bewog den Lykurg zu dieſem Geſetze? Weil er ſeine Landesleute ſchon von Natur dazu geneigt fand? Aber was braucht man dem natürlichen Hange einer Nation noch mit Geſetzen zu Hülfe zu kommen? — Dieß erinnert mich an eine ſchöne Stelle des Symmachus, von der ich mich wundre, daß ſie einem ſo beleſenen Manne, wie Kappe war, entgangen iſt. Er meint nämlich, weil die Spartaner gefunden, daß ſie es den Athenienſern ſchwerlich in dem reichen und blühenden Ausdrucke gleich thun würden, ſo hätten ſie lieber einen ganz entgegengeſetzten Weg einſchlagen, als ſich der Gefahr der Vergleichung ausſetzen wollen. (L. I. ep. 45.) Memini brevitatem Spartanam laudi quondam fuiſſe. Sed ego tecum Romanis legibus ago, et, ſi ita vis, Atticis; quibus tantum decus a facundia fuit, ut mihi videantur Lacones metu collationis in diverſum ſtudia deſtinaſſe.

Cragius am angef. Orte (ed. L. B. 1670. 8. p. 293.) beruft ſich auf den Plutarch,

welcher im Leben Lykurg's ausdrücklich ſagt: ἐδιδασκον δε τȣς παιδας και λογῳ χρησθαι πικριαν ἐχοντι μεμιγμενην χαριτι, και πολλην ἀπο βραχεως λεξεως ἀναθεωρησιν. Er führt hievon noch mehrere Zeugniſſe, und einige Beiſpiele an, dergleichen man vornehmlich auch in Plutarch's Apophtegmatt. Lacon., und in ſeiner Abhandlung de garrulitate findet.

Lampadiſten. So hießen die, welche in denen Spielen zu Athen, die λαμπαδηδρομιαι, das Fackelrennen, hießen, den Preis davon getragen hatten.

Ein Denkmal auf einen ſolchen Lampadiſten ſ. beim Caylus, wo auch eine Beſchreibung dieſer Spiele ſelbſt, nebſt Anzeigung verſchiedener Punkte, die dabei noch zu unterſuchen wären, gegeben wird. (S. Erklärung der Zierrathleiſten des erſten Bandes der Alterthümer, S. XIV der Ueberſ.)

Das Fackelrennen, oder der Fackelkampf, ἀγων λαμπαδȣχος, war beſonders bei den Hephäſtien, oder dem Feſte Vulkan's zu Athen gebräuchlich, das auch zu Rom unter

dem Namen der Vulkanalien gefeiert wurde. Auch mit den Panathenäen, den Prometheen, und andern griechiſchen Feſten, verband man ſolch ein Wettrennen mit Fackeln. Drei Jünglinge ſtellten daſſelbe an. Wem die Fackel vor Erreichung des Ziels verlöſchte, der gab ſie dem andern, und dieſer, in eben dem Falle, dem dritten; und wer ſie brennend bis ans Ende der Laufbahn brachte, trug den Sieg davon. Dieſer hieß denn auch λαμπαδηφορος, oder πυρσηφορος. Hieraus ſind manche Anſpielungen der Dichter und anderer Schriftſteller, z. B. die Stelle beim Lukrez (de Nat. Rer. L. II. v. 78 f.) zu erklären:

> Inque brevi ſpatio mutantur ſecla animantum,
> Et quaſi curſores vitaï lampada tradunt.

wobei die Erläuterungen der Ausleger zu vergleichen ſind. S. Potter's Griech. Archäol. Ueberſ. B. I. S. 178.

Franc. Lana. Dieſer italiäniſche Jeſuit, welcher 1687 zu Rom ſtarb, hat von ſeinem Werke: *Magiſterium Naturae et Artis* betitelt, nur drei Bände zu Stande gebracht. —

Ob in dieſen ſchon etwas von der Mahlerei vorkommt? — Aus dem *Prodromo* wenigſtens, der zu Breſcia 1670 in fol. gedruckt iſt, und womit er dieß Werk ankündigte, erhellet, daß er von der Verbeſſerung der Mahlerei handeln wollte; und in dieſem Prodromo ſelbſt wird von S. 135 bis 168 in vier Kapiteln davon gehandelt, aus welchen ich hier einiges ausziehen will *).

Kap. *I.* enthält Vorſchriften über die mahleriſche Erfindung. Er redet von der Mannichfaltigkeit in den Figuren, Stellungen, und beſonders in den Geſichtern. „Hierin, ſagt er, findet ſich viel Schwierigkeit; denn ein jeder Mahler ſucht natürlicherweiſe den Perſonen, die er mahlt, diejenigen Phyſiognomien zu geben, die ſich ſeiner Einbildungskraft am lebhafteſten eingeprägt haben; und man hat daher bemerkt, daß die Geſichtszüge auf den Gemählden immer ſehr viel von den Phyſiognomien des Vaters, der Mutter, oder irgend

*) Leſſing hat die Stellen alle nur italiäniſch ausgezogen; vielleicht geſchieht doch manchem ein Dienſt durch Ueberſetzung derſelben.

einer andern Perſon, die der Mahler vorzüglich liebte, oder am öfterſten ſah, an ſich haben. Selten trift man Gemählde mit vielen Geſichtern, wo nicht eins dem andern ähnlich ſähe. Daher verdient der ſo berühmte Raphael um ſo mehr Lob, weil man in ſo vielen Arbeiten von ihm ſchwerlich zwei Geſichter antreffen wird, die einander völlig ähnlich wären" a).

Von den unſchicklichen Uebertreibungen ſagt er: „Ich kann nicht umhin, diejeni-

a) Nel che ſi ritrova molta difficoltà; poichè ogni pittore inclina naturalmente ad eſprimere nelli perſonaggi quelle fiſionomie, che ha più impreſſe nell' imaginazione; onde è ſtato oſſervato, che i volti pittoreſchi tengono ſempre molto della fiſionomia del padre, della madre, o d'altra perſona più amata, e più frequentamente veduta dal pittore; e rari ſono que' quadri ne' quali rappreſentandoſi molte faccie, l'una non habbia la fiſionomia ſimile all' altra. Quindi è degno di molta lode il famoſiſſimo *Rafaello*, che in tante opere ch'egli fece, difficilmente ſi ritroverà un volto che ſia ſimile ad un altro.

gen Mahler zu tadeln, welche die heilige Jungfrau unter dem Kreuze ganz in Schmerz verſunken, und faſt verzweifelnd, darſtellen. Billig ſollte man an ihr einen zwar großen, aber geſetzten und frommen Schmerz ſchildern. Von der Art iſt die Madonna dello Spaſimo zu Meſſina, ein herrliches Gemählde von Raphael" b).

Kap. *II.* Regeln für die Zeichnung. — Lana räth, nicht bloß eine Skizze im Kleinen von dem auszuführenden Gemählde zu entwerfen, ſondern ſogar ein kleines, und nur aus dem Groben gearbeitetes Modell aus Wachs von einer jeden zu mahlenden Figur zu machen, und dann von dieſem Modell die Zeichnung zu nehmen, weil man es nach Gefallen wenden und ſtellen könne. Auch wären dergleichen Modelle

b) Non poſſo non biaſimar quei pittori, i quali dipingono la Beatiſſima Vergine a piè della croce, totalmente abbandonata per il dolore, e quaſi che diſperata; dovendoſi eſprimere in lei un dolore grande sì, mà coſtante e divoto; qual' è la Madonna dello Spaſimo in Meſſina, opera maraviglioſa di Rafaello.

öfter wieder zu gebrauchen. Ueberhaupt räth er dem Mahler, ſich vorher einige Uebung in der Bildhauerei zu erwerben, weil es die leichtere Kunſt ſey; allenfalls auch nur vom Boſſiren in Wachs.

Lana ſcheint der Erfinder des Worts Ideal zu ſeyn; ob er gleich nicht will, daß der Mahler nach dem Ideale mahlen ſoll, ſondern nach der Natur. „Ich wünſchte, ſagt er, daß die Mahler die Parthien ihrer Figuren aus der Natur ſchöpfen möchten; und ich begreife nicht, warum eine nach Gutdünken gemahlte Figur, die man manierirt nennt, und die ich Ideal (idealiſch) nennen möchte, ſchöner ſeyn ſollte, als eine aus der Natur entlehnte" c). Doch will Lana auch nur, daß man die einzelnen Theile von der Natur, nicht aber alle Theile von einem und demſelben Menſchen nehmen, ſondern an verſchiedenen die

c) Jo vorrei, che li pittori pigliaſſero le ſue parti dal naturale; nè ſò intendere, perchè debba eſſer più bella una figura dipinta a capriccio, che chiamano di maniera, ed io la direi *ideale*, di quella che è preſa della natura.

ſchönſten Theile ausſuchen ſoll. Und weiter verſteht man auch jetzt nichts unter dem Ideal.

Von den Proportionen des menſchlichen Körpers nimmt Lana die Düreriſchen an. Er ſchließt aber, nachdem er aus dem Vitruv und Villalpando angemerkt hat, daß alle Körper um ſo viel vollkommener wären, je mehr ſie ſich in ihren Verhältniſſen den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers näherten: „er müſſe jedoch bemerken, daß die Alten es für rathſam hielten, ein wenig von dieſen natürlichen Verhältniſſen abzuweichen. Um alſo den Statuen und Figuren mehr Sweltes und Schlankes zu geben, machten ſie die Körper etwas groß, die Köpfe klein, die Hüfte lang; und manche Parthien machten ſie gern fein und geſtreckt, um der Figur eine gewiſſe Grazie und Schönheit zu geben" *d*).

d) Doveſi però avvertire, che gl'antichi ſtimavano bene lo ſcoſtarſi alquanto da queſte naturali proporzioni; onde per dare maggior ſueltezza alle ſtatue e alle figure, facevano i corpi alquanto grandi, le teſte piccole, la coſcia lunga, ed in molte parti amavano la

Von den gewaltſamen Stellungen hat er ſehr richtige, geſunde Anmerkungen: „Hierin, ſagt er, verſehen es viele, indem ſie die Knochen des Körpers dergeſtalt verdrehen und verrenken, daß man ſchon daraus wahrnehmen kann, es ſey ein gemahlter, und kein lebendiger Menſch, weil er vor Schmerz darüber nicht ſchreit und ächzet, welches man ganz gewiß hören würde, wenn er lebte. Hierüber ließe ſich vieles ſagen; hier aber will ich nur anmerken, daß in den Anſtrengungen der Lebenskräfte und der Glieder ſehr oft manches Irrige und Unnatürliche liegt, welches derjenige, der kein Kenner iſt, ſo leicht nicht entdeckt, weil dergleichen gewaltſame Stellungen das Auge durch ihre Neuheit hinreiſſen. Billig aber ſollte man nie über die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit hinaus gehen. So darf der Kopf desjenigen, der auf den Füßen ſteht, ſich nicht weiter in die Höhe heben, als ſo weit die Augen in die Mitte des Himmels ſehen; auch ſollte er

ſottigliezza e la lunghezza, per una certa grazia e leggiadria.

ſie nicht weiter nach Einer Seite hin bewegen, als ſo weit noch das Kinn die Schulter berühren kann. Die Bruſt muß nicht ſo ſehr verdreht werden, daß die Schulter über die Gegend des Nabels hinauskomme; u. ſ. f." *e*).

e) Nel che molti peccano ſtorcendo e dislogando le oſſa in tal modo, che da queſto ſuolo ſi può conoſcere eſſer quello un' uomo dipinto e non vivo, perche non grida e non ſpaſima per il dolore, che dovrebbe ſentirne, ſe vivo foſſe. Circa di ciò ſarebbe molto che dire; mà oſſervo ſolo, che nelli sforzi della vita e delle membre ben ſpeſſo ſtanno naſcoſti molti errori ed innaturalezze, le quali da chi non è bene intendente, difficilmente ſi conoſcono, perche tali sforzi rapiſcono l'occhio con la novità: mà non dee ſcoſtarſi dal poſſibile e dal veriſimile. Per tanto la teſta di chi ſtà in piedi, non ſi volti più in sù, ſe non quanto gli occhi guardino mezzo il cielo; ne più ſi volti da un lato, ſe non quanto il mento tocchi la ſpalla; il petto non ſia ſi torto, che la ſpalla arrivi più oltre della dirittura dell' umbilico. *etc.*

Auch räth er ſehr vernünftig an, Anfangs ins Große und nach der Natur zu zeichnen, weil in einem kleinen Bilde ſehr oft große Fehler verborgen liegen, da man hingegen in einem großen Bilde alle, auch die kleinſten, Mängel entdeckt.

Von der Perſpektiv verſpricht er in dem größern Werke weitläuftig zu handeln.

Kap. *III.* Regeln über das Kolorit. Dieſes ganze Kapitel verdient, daß ich es unter dem Artikel Farbengebung oder Kolorit ganz überſetze. Es faßt in der Kürze ſo viel Gutes in ſich, als ich nirgend angetroffen habe *).

Kap. *IV.* Von den verſchiednen Arten in der Mahlerei und Zeichnung, nebſt andern dahin gehörigen Erfindungen. — Die zwei vornehmſten Arten zu mahlen ſind: die Fresko- und die Oel-Mahlerei. Die erſtere ſcheint Lana überhaupt für die Mahlerei in Waſſerfarben zu nehmen (dipingere a tempera,

*) S. oben den Artikel Kolorit, wo ich die Ueberſetzung dieſes Kapitels eingeſchaltet habe.

E.

così chiamato, perche i colori ſi ſtemprano con acqua,) ſie mag nun auf friſchem Kalk, oder auf hölzernen Tafeln, oder auf ſonſt einem Grunde geſchehen. Geſchieht ſie auf friſchem Kalk, ſo werden die Farben mit bloßem Waſſer angerührt, ſonſt aber mit Gummiwaſſer.

Jede von dieſen beiden Manieren kann auf dreierlei Art ausgeübt werden *f*):

1. „Die erſte, gewöhnliche und gemeinſte Art iſt die Vereinigung (*unendo*) oder Vertreibung der Farben, wenn man nämlich jede Farbe an ihre Stelle ſetzt, und ſodann mit einem andern reinen Pinſel, ohne Farbe, die äußerſten Theile der beiden benachbarten Farben doch ſo mit einander verbindet, daß ſie bei ihrer Vereinigung nicht eine gewiſſe Härte oder Rauhigkeit verurſachen, die das Auge beleidigen würde,

f) Il primo più uſitato e commune è *l'Unendo;* il che ſi fa con mettere ciaſcun colore al ſuo luogo, e poi con un altro pennello, che ſia netto, e ſenza tinta, congiungendo le parti eſtreme delli due colori vicini, acciò unendoſi inſieme non cagionino una certa aſprezza, che offenderebbe l'occhio, ſe vedeſſe un

wenn es die eine Farbe unmittelbar neben der andern geſtellt ſähe, ohne daß ſie in einander lieſen. Und ſo beſteht dieſe Vereinigung darin, daß man die äußerſten Enden der Farben in einander verſchmelzen, und gleichſam auf eine ſanfte Art verdunſten läßt. Dieß findet man in den Arbeiten des Antonio Correggio, Raphael, und Leonardo Vinci, und vieler andern Meiſter."

2. „Die zweite Art iſt nicht ſo gewöhnlich, weil ſie ſchwerer iſt. Sie beſteht nämlich in einzelnen Pinſelſtrichen (*tratteggiando*); da man, anſtatt die Farben mit einander zu vereinigen, verſchiedne Züge oder Striche mit dem

colore poſto immediatamente vicino all' altro, ſenza contemperarſi inſieme; ſi che l'unire conſiſte in contemperare l'eſtreme parti de' colori, facendoſi dolcemente sfumare; così ſono fatte l'opere d'Antonio Correggio, Raffaello, e Lionardo da Vinci, e molti altri.

Il ſecondo è meno uſitato, perche è più difficile, e ſi fà *tratteggiando*, cioè, in luogo di unire i colori ſi vanno facendo varie tratte di pennello, che formano quaſi linee l'una

Pinſel macht, welche gleichſam Linien abgeben, wovon die eine ſo dicht bei der andern iſt, daß ſie bei allem erfoderlichen Abſtande doch mit einander vereinigt ſcheinen, und eben die Wirkung thun, als ob die Farben völlig zuſammen verbunden wären, auf ähnliche Art, wie auf Kupferſtichen und in Zeichnungen mit der Feder. Von der Art ſind die Freskogemählde des Michel Angelo, Pierin del Vaga, und zu unſern Zeiten die von Guido Reni."

3. „Die dritte Art geſchieht durchs Tupfen (*a botte*) oder Aufwerfen, wenn man nämlich nicht den Pinſel von einer Seite zur andern über das Gemählde hinführt, ſondern

vicina all' altra sì, che in debita diſtanza ſembrino unite, e facciano l'iſteſſo effetto, che ſe i colori foſſero totalmente congionti, in modo ſimile a quello, che vediamo nelli intagli di rame, e come ſi formano i diſegni con la penna; così Michel' Agnolo, Pierin del Vaga, e a noſtri dì Guido Reni.

Il terzo modo ſi chiama dipingere *a botte*, il che ſi fà, non conducendo il pennello dall' una parte all' altra ſopra la tela, ma apputtan-

mit demſelben darauf tupft, und verſchiedene Würfe damit macht. Dieſer Manier bedienen ſich vorzüglich geſchickte Meiſter, wenn ſie mit wenigen Pinſelwürfen ein Gemählde vollenden wollen, das zwar, in der Nähe betrachtet, keine ſonderliche Feinheit, aber dennoch viel Stärke der Zeichnung, und in der Ferne das Anſehen hat, als ob es ganz ausgeführt, und aufs feinſte dargeſtellt wäre. Dergleichen Gemählde ſchätzt man um ſo viel höher, mit je weniger Pinſelzügen ſie ausgeführt ſind; indem man in der Nähe gar leicht die einzelnen Würfe des Pinſels zählen kann, welches bei andern Gemählden nicht der Fall iſt; und aus ihrer geringen An-

dolo, e dando varie botte ſopra di eſſa; e queſto modo ſi ſuole uſare da valenti Maeſtri, quando in pochi colpi vogliono formare una pittura, la quale benche non habbia certa delicatezza veduta in vicinanza, nulladimeno habbia forza di diſegno, e rimirata da lontano compariſca come ſe foſſe finita, e delicatamente formata; e queſte pitture tanto più vengono ſtimate, con quanto meno botte ſono dipinte; poiche oſſervate da vicino ſi

zahl ſchließt man dann auf die meiſterhafte Ge-ſchicklichkeit des Mahlers, der mit ſo wenigen Würfen ein ſchönes Stück zu verfertigen wußte. Von dieſer Art ſind die Werke eines Titian, Paul Veroneſe, Tintoretto und vieler andern. Ich ſagte, daß dieſe Manier nur gro-ßen Meiſtern eigen ſey, weil ein Meiſter in der Kunſt bei der Verfertigung eines Gemählder oder Bildniſſes nicht mehr Pinſelzüge darauf verwendet, als durchaus nothwendig ſind, und dadurch zu erkennen giebt, daß er weiß, was er macht, und nicht aufs Gerathewohl oder auf gut Glück arbeitet, wie unerfahrne Künſtler thun, die immer das ſchlecht gerathene verbeſ-

poſſono agevolmente numerare le botte (il che non avviene nelle altre pitture) e dal poco numero di eſſe ſi argomenta il valore e maeſtria del pittore, che in ſi pochi colpi ſeppe formare un bel quadro; così ſi veggono l'opere di Titiano, Paolo da Verona, Tintoretto, ed altri molti. Diſſi, che queſto è proprio di valenti pittori; poiche un maeſtro nell' arte nel formare una pittura o ritratto, non vi mette più pennellate di quelle,

ſern wollen, und daher die Pinſelzüge verviel⸗fältigen, und Farben ohne Noth verſchwenden müſſen. Daher kommt es auch, daß vortref⸗liche Mahler in kurzer Zeit viele Gemählde ha⸗ben vollenden können, weil kein einziger Pinſel⸗ſtrich von ihnen umſonſt geſchah." — In die⸗ſer Manier lobt er beſonders einen ſeiner Freun⸗de, Namens Clemente, der nicht allein in der Mahlerei, ſondern auch in der Skulptur, Poeſie und Hiſtorie ſehr erfahren geweſen. „Dieſer überaus ſinnreiche Meiſter ſeiner Kunſt, ſetzt er hinzu, hat eine wirklich bewundernswer⸗the Manier in der Mahlerei, weil er nicht nur eine Figur oder ein Bildniß mit ganz wenig

che ſono preciſamente neceſſarie, moſtrando di ſapere ciò che fa, e non operando quaſi diſſi a tentone, o giuocando a indovinare, come fanno gl'ineſperti; che però volendo emendare il mal fatto, conviene che molti-plichino i colpi del pennello, e conſumino colori ſenza neceſſità. E quindi è, che pit-tori eccellenti hanno potuto in breve tempo dipingere molti quadri, perche niuna delle loro pennellate era data in vano.

Pinſelzügen, ſondern auch ſo entwirft, daß mehr als die Hälfte der Leinewand bloß mit dem Grunde (*imprimitura*) bedeckt bleibt, ohne daß irgend eine andre Farbe darauf getragen würde, indem er macht, daß dieſer Grund zur Andeutung der Schatten und der dunkeln Theile des Gemähldes dient. Ich habe von ihm unter andern ſein eignes Bildniß geſehen, auf welchem man, wenn man es gegen das Licht hält, die Leinewand überall durchſcheinen ſieht, wo keine Farbe aufgetragen iſt, und wo man nur einen leichten Grund wahrnimmt; welches eine vortrefliche Wirkung thut."

So viel ich finde, ſind von des *P. Franciſci Tertii de Lanis* Magiſterium Naturae et Artis; Opus Phyſico-Mathematicum, nicht drei, ſondern nur zwei Bände herausgekommen; der erſte zu Breſcia, 1684, und der zweite ebendaſ. 1686, fol. Ueber ihren Inhalt ſehe man die Acta Eruditor. a. 1685, p. 31; und a. 1688, p. 35 ff. — Lana hatte ſeinen Plan auf eilf Bände angelegt, und giebt von der Vertheilung ihres Inhalts ſowohl in dem *Proemio* ſeines *Prodromo*, als auch in der Vorrede des großen

Werks ſelbſt ausführliche Nachricht. Seine Abſicht war, ein vollſtändiges Lehrgebäude der Phyſik und Mathematik zu liefern, aus deſſen Grundſätzen ſich eine Menge nützlicher Erfindungen ſollten herleiten laſſen, und ſein *Prodromo* war vornehmlich dazu beſtimmt, der Welt zu zeigen, daß er ſie nicht mit leeren Verheiſſungen täuſche, und verſchiedne neue Erfindungen und praktiſche Anweiſungen, vornehmlich über die Optik und Mahlerei, mitzutheilen. In den beiden gedruckten Bänden aber kommt von der Mahlerei nichts vor; ſondern der erſte betrift die phyſiſchen Eigenſchaften der Körper, die mechaniſchen Grundſätze der Bewegung, u. ſ. f.; und der zweite handelt von der Poroſität, der Ausdünſtung der Körper, der Lehre vom Schall, u. ſ. f.

Zu unſern Zeiten iſt Lana's Name durch die mehr unterſuchte Geſchichte der Aeroſtatik aufs neue berühmt geworden, wegen des im ſechsten Kapitel ſeines *Prodromo* angegebenen Luftſchiffes.

Daniel Landringer. Er lebte ums J. 1680 zu Breslau, und war, wenn ich nicht irre,

irre, ein Medikus, aber zugleich in den Alterthümern, beſonders in Münzen und geſchnittenen Steinen, nicht übel erfahren. Im J. 1681 ließ er daſelbſt drucken: Diſſ. in Onychem Alexandri M. 7 Bogen in 4. — Dieſer Kopf Alexander's, erhaben auf einem Onyx geſchnitten, iſt dem ſehr gleich, welcher in der Dactyliotheca Zanettiana, Tab. II. vorkommt. — Im J. 1686 gab er daſelbſt heraus: Notitiam Numorum Antiquorum tam Imp. Romanor. et Graecor. quam Auguſtarum, prout rari ſunt vel communes.

Das Gelehrtenlexikon hat keine Nachricht von dieſem Landringer; und ich hätte mich in Breslau nach Umſtänden von ihm erkundigen können.

Als Landringer die erſte dieſer Schriften herausgab, arbeitete er zugleich an einem Examine Chemico-Medico Rubiae Tinctorum, herbae vernaculae, wie er ſelbſt in einem kleinen Nachberichte an den Leſer ſagt. Ich weiß nicht, ob er etwas davon hat drucken laſſen.

Vergebens hab' ich mich um weitre Nachweiſungen über dieſen Gelehrten bemüht; und ſeines hier angeführten Münzwerks finde ich weder vom Fabricius in ſ. Ausg. von *Bandurii* Biblioth. Numaria, noch von Hirſch in ſeiner noch vollſtändigern Biblioth. Numiſmat. gedacht.

Lara. Die Geſchichte der ſieben Kinder *) von Lara ſ. beim Felibien, T. III. S. 259 ff. — Die vierzig Blätter von Tempeſta, auf welchen er dieſe Geſchichte nach dem Otto Vänius geſtochen hat, ſind in kleinem länglichten Quart, mit einer lateiniſchen und ſpaniſchen Auslegung unter jedem, und einem Titelblatte, gleichfalls in beiden Sprachen. (Antverpiae, ap. Philippum Liſaert, 1612.) Der Titel heißt: Hiſtoria ſeptem infantum de Lara, autore *Ott. Vaenio.* — *Hiſtoria de los ſiete infantes de Lara*, *etc.* — Die Erklärung des zweiten Blattes fängt an: El anno

*) Nicht ſowohl der ſieben Kinder, als der ſieben Infanten von Lara. Im Franzöſiſchen des Felibien ſteht auch immer les ſept *Infans*, nicht *Enfans.* E.

1304 regnando el Rey Bermudo, naſcieron del Principe Gonzalo Juſtos y Dona Sancha etc. — Doch Mariana und Garibay, welche Felibien citirt, machen dieſe Geſchichte um mehr als dreihundert Jahr älter. Felibien rügt auch den Fehler, den eben dieſer Ausleger mit dem Almanzor macht, den er einen König von Cordua nennt. Aber wer iſt der König Bermudo?

Felibien weiß nicht, ob Vänius dieſe Geſchichte gemahlt, oder nur gezeichnet habe? Alles iſt darin, nach des Vänius Geſchmack, mit allegoriſchen Perſonen häufig untermengt, die ſich, ohne die untengeſetzte Erklärung nach den Zahlen über ihren Köpfen, von den wahren Perſonen ſchwerlich würden unterſcheiden laſſen. Gleichwohl iſt es eine nothwendige Eigenſchaft ſolcher vermiſchten allegoriſchen Gemählde, daß ſich die allegoriſchen Perſonen von den wahren durch ſolche untrügliche Kennzeichen unterſcheiden, daß ſie ſich gar nicht verwechſeln laſſen; denn ſonſt iſt es ſchlechterdings unmöglich, ohne Hülfe einer Unterſchrift, auf den wahren Verſtand derſelben zu kommen.

Aus der beim Felibien befindlichen Erzählung dieſer Geſchichte will ich hier die weſentlichſten Umſtände mittheilen:

Gonzalo Guſtios oder Guſtos, Erbherr auf Salas de Lara, ſtammte von den Grafen von Caſtilien ab. Er vermählte ſich mit Donna Sancha, einer Schweſter des Ruy Velaſquez zu Bylaren. Von dieſer hatte er ſieben Söhne, welche ſich unter dem Namen der ſieben Infanten von Lara berühmt machten. Der Graf, Dom Garcia Fernandez, der ihr Vetter und Bruderſohn ihres Vaters war, machte ſie alle an dem nämlichen Tage zu Rittern. Durch ihre gute Erziehung hatten ſie ſich alle die Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten erworben, deren ſie zur würdigen Bekleidung dieſes Ranges bedurften. Sie waren in der Blüthe ihrer Jugend, als Ruy Velaſquez, ihr Oheim, ſich mit der Donna Lambra, einer Nichte des Dom Garcia Fernandez, vermählte. Die Hochzeit war in der Stadt Burgos, und ſehr glänzend. Sie dauerte ganzer fünf Wochen, und dieſe verfloſſen in lauter Feſten und öffentlichen Luſtbarkeiten. Gonzalo Guſtos und Donna Sancha, ſeine Gemahlin, waren mit ihren ſieben Söhnen, und deren

Hofmeiſter, Nuño Salido, gleichfalls dabei zugegen. Eines Tages entſtand beim Wettrennen zu Pferde ein Streit zwiſchen Gonzalo Gonzalez, dem jüngſten von den ſieben Söhnen, und einem Ritter, Namens Alvar Sanchez, einem Vetter der Neuvermählten, Donna Lambra. Dieſe letztere fand ſich dadurch beleidigt, und faßte einen tödtlichen Haß gegen die ſieben Infanten, ob ſie gleich Verwandte ihres Mannes waren. Nach Endigung der Hochzeitfeier begaben ſich Donna Lambra und Donna Sancha, ihre Schwiegerin, nach Barbadillo mit den ſieben Infanten, welche ſie dahin ehrenhalber begleiteten. Gonzalo Gonzalez befand ſich einmal in dem Garten, wo er in dem Baſſin einer Fontäne einen Falken badete. Donna Lambra, welche noch immer geheime Rachgier im Herzen hegte, rief einen von ihren Sklaven, und hieß ihm einen in Blut getauchten Kürbis nehmen, und damit dem Gonzalez ins Geſicht ſchlagen. Gonzalez und ſeine Brüder, die in der Nähe waren, wurden über dieſe Beleidigung äußerſt entrüſtet, und liefen hinter dem Sklaven her, welcher ſich hinter ſeiner Gebieterin verſteckt hatte. Sie kehrten ſich daran nicht, ſondern ermordeten zu ihren Füßen

ihren Beleidiger, und gingen darauf mit ihrer Mutter, der Donna Sancha, nach Salas. Gonzalo Guſtos und Ruy Velasquez waren damals abweſend, und wunderten ſich bei ihrer Zurükkunft nicht wenig über das, was vorgefallen war. Donna Lambra foderte ihren Gemahl zur Rache auf; und dieſer verſprach ihr alles, was ſie von ihm verlangte. Er bewog den Gonzalo Guſtos und ſeine Kinder, nach Barbadillo zu kommen; hier that er, als ob er ſich völlig mit ihnen ausſöhnen wollte, und bat ſeinen Schwager, zum Könige von Korduba zu reiſen, um ihm für einige von ihm erhaltne Gnadenbezeugungen in ſeinem Namen zu danken. Er that es, ohne zu wiſſen, daß in den Briefen, die ihm Ruy Velasquez mitgegeben hatte, ſein Todesurtheil enthalten war. Denn dieſer hatte darin den König gebeten, ihn umbringen zu laſſen, und Soldaten auszuſchicken, denen er die ſieben Infanten in die Hände liefern wollte, weil ſie und ihr Vater die gefährlichſten Feinde der Mohren wären. Der König von Korduba nahm indeß Anſtand, dieſen Vorſchlag auszuführen. Er ließ bloß den Ueberbringer des Briefes ins Gefängniß ſetzen, und ſchickte ſeine Truppen an den beſtimmten Ort.

Während ſeiner Gefangenſchaft fand Gonzalo Guſtos Gelegenheit, die Liebe der Schweſter des Königs zu gewinnen; und ihre Vertraulichkeit gieng ſo weit, daß ſie ſchwanger wurde. Ruy Velaſquez zog indeß mit den ſieben Infanten, die eine Begleitung von zweihundert Reitern bei ſich hatten, in die verabredete Gegend. Während der Reiſe gerieth Nuño Salido auf Verdacht, und ſuchte den Infanten von der weitern Fortſetzung derſelben abzurathen, worüber er mit Velaſqez zerfiel. Es wurde jedoch alles wieder beigelegt; und ſie kamen vor die Stadt Almenar, wo er mit einigen Mohren weitre Abrede nahm, um ſein Vorhaben auszuführen. Man verabredete einen Hinterhalt, und die ſieben Infanten mit ihrem Hofmeiſter und ihren Begleitern fielen demſelben in die Hände, ſo, daß das Gefecht unvermeidlich war. Der Mohren waren zehntauſend; und ſo mußten jene, ihrer tapfern Gegenwehr ungeachtet, endlich weichen. Die zweihundert Reiter blieben alle auf dem Platz, und mit ihnen Fernando Gonzalez, einer von den ſieben Infanten, und Nuño Salido, ihr Hofmeiſter. Die ſechs übrigen Brüder wandten ſich um Hülfe an ihren Oheim, Ruy Velaſquez,

ohne zu wiſſen, daß er Urheber dieſer Verräthe- rei ſey. Er entſchuldigte ſich; indeß giengen dreihundert Reuter freiwillig zu ihnen, und griffen die Mohren an. Sie wurden aber gleich- falls alle getödtet; und die ſechs Infanten wur- den endlich, nach tapferm Widerſtande, von den Mohren gefangen genommen und getödtet. Ihre Köpfe und die vom Fernando und ihrem Hof- meiſter wurden dem Könige von Korduba zuge- ſandt. Ruy Velasquez kehrte nun, nach einer ſo ſchändlichen That, nach Hauſe zurück. Der König wurde jedoch über dieſen Anblick ſehr gerührt, und zeigte die Köpfe dem Gonzalo Guſtos, der jetzt ſein ganzes Unglück lebhaft fühlte, und halbtodt zu Boden ſank. Der Mohrenkönig empfand Mitleiden über das harte Schickſal dieſes unglücklichen Vaters, ſetzte ihn in Freiheit, und gab ihm Geld zur Rückreiſe. Er verabredete alles mit ſeiner Gemahlin, die er zurück ließ, und erfuhr bald nach ſeiner Zu- rückkunft in Salas, daß dieſe von einem Sohn entbunden ſey, den man Mundara Gonza- lez nannte. — Die Leichname der ſieben In- fanten ſollen von den Mohren ausgeliefert, und in das Kloſter St. Petri zu Arlanza gebracht ſeyn, wo die Nonnen jetzt noch ihr Begräbniß

zeigen, ſo wie das Grab ihrer beiden Eltern. Indeß zeigen auch die Mönche des Kloſters von St. Milan de la Cogolla neun ſehr alte ſteinerne Gräber, worin die ſieben Infanten, ihr Vater, und ihr Hofmeiſter, liegen ſollen. — — Mudara wurde an dem Hofe des Königs, ſeines Oheims, ſehr ſorgfältig erzogen, ward ſchon im zehnten Jahre Ritter, und erfuhr von ſeiner Mutter alles. Um ſeinen Vater, den Gonzalo Guſtos, zu ſehen, gieng er, mit einer ihm von dem Könige gegebenen Begleitung, nach Salas, und bald hernach bekannte er ſich zum chriſtlichen Glauben. Sein eifrigſter Wunſch war die Rache ſeiner Brüder. Er erfuhr, daß Ruy Velaſquez ſich zu Burgos aufhielt, gieng dahin, und als jener bei Nacht die Stadt verließ, folgte er ihm, fiel ihn unterwegs an, und brachte ihn ums Leben. Nach dem Tode des Grafen Dom Garcia Fernandez rächte er ſich auch an deſſen Schweſter, der Donna Lambra, und ließ ſie, wie einige ſagen, lebendig verbrennen, oder, wie andre berichten, ſteinigen, und hernach verbrennen. Donna Sancha, die ſchon viel Zärtlichkeit für ihn hegte, liebte ihn um dieſer Rache willen deſto mehr; ſie nahm ihn zu ihrem Sohn an, und, zum Beweiſe

davon, ließ ſie ihn, anſtatt, wie ſonſt gewöhnlich iſt, ihm ein Hemde anzulegen, nur durch den ſehr weiten Ermel deſſelben kriechen, ſo, daß der Kopf oben aus dem Ermel und aus dem Kragen des Hemdes hindurch gieng. Dieſe ſonderbare Ceremonie gab zu einer Art von Sprüchwort oder Volksliede Gelegenheit, welches hieß: Entra por la manga, y ſale por el cabeçon; d. i. Er ging durch den Ermel, und kam durch den Kragen heraus. Mudara ward nun der einzige Erbe von allem Vermögen des Hauſes Lara. Von ihm ſtammen die Manriques de Lara in Spanien ab, wovon Malvada Manrique, die Gemahlin des Alfonſo Henriquez des Erſten, Königs von Portugal, herſtammte. —

Dieſe Geſchichte wird, wie Felibien bemerkt, von einigen um das Jahr 967, von andern um 993 geſetzt; alſo freilich dreihundert Jahr früher, als ſie unter den Kupfern des Tempeſta angegeben wird. Almanzor war nicht König, ſondern nur Vicekönig von Cordua; obgleich Mariana den Alhagib Mahomet, einen berühmten Kriegshelden, an ſeiner Stelle nennt.

Die Beſchreibung der einzelnen Kupferblätter, auf welchen dieſe Geſchichte vorgeſtellt wird, kann man beim Felibien, Th. III, S. 268 ff. nachleſen; wiewohl er nur die erſten ein und zwanzig umſtändlich, und die übrigen ganz ſummariſch beſchreibt.

Otto Venius, oder Oktavius van Veen, war ein niederländiſcher Mahler, aus Leyden gebürtig, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der ſich in Italien gebildet hatte, und vornehmlich zu Brüſſel arbeitete, wo er im J. 1634 ſtarb. Er hatte viele Verdienſte um die Einführung des beſſern niederländiſchen Geſchmacks, und war ein Lehrer des berühmten Rubens.

Antonio Tempeſta war ein bekannter Mahler und Kupferſtecher zu Florenz, geb. 1556, geſt. 1630. Seine Erfindungen waren geiſtreich, fruchtbar und mannichfaltig; nur vermißt man in ſeinen Gemählden die Haltung und eine geſchickte Beleuchtung. Seine Kupferblätter verdienen, als Studien betrachtet, immer noch Aufmerkſamkeit. Der Abt Marolles ſammelte ſein ganzes Werk, mit dem, was andre Kupferſtecher nach ihm gearbeitet haben, in 2062 Blättern. Die vorzüglichſten darunter

ſind Schlachten und Jagdſtücke. Uebrigens iſt mit dieſem Künſtler der trefliche niederländiſche Mahler, Peter Molyn der Jüngere nicht zu verwechſeln, der von ſeiner Stärke in Gewitterſcenen gleichfalls den Beinamen Tempeſta erhielt, und von dem Füeßlin unter dem Artikel Mulier oder de Mulieribus nachzuſehen iſt.

Nach Felibien's Anführung findet man die Geſchichte der ſieben Infanten von Lara in des Garibay Compend. Hiſt. L. X. c. 14; und beim Mariana, L. VIII. c. 9.

Leibnitz. Von ſeinem Verſuche, wodurch er erwieſen, daß es wirkliches Blut geweſen, was in den gläſernen Fläſchchen enthalten war, die in den Grabſtäten der alten Märtyrer mit beigeſetzt wurden, möchte ich doch wohl näher unterrichtet ſeyn. Es iſt davon nachzuſehen Fabretti, Inſcriptt. C. VIII. p. 555. — *Fabrettus* enim (ſchreibt Vettori de ſeptem dormientibus, p. 35.) teſtimonio clariſſimi viri *Godefridi de Leibnitz* (olim eterodoxi, qui phyſico experimento pro-

baverat) verum ſanguinem in hiſce vaſculis reperiri demonſtrat. — Hierzu noch eine Note des Vettori: Eundem *Godefridum Boldettus Georgium* appellat (Oſſerv. ſopra i cimeteri de' SS. Martiri, L. I. c. 38. p. 186.) atque obiiſſe in gremio Sanctae Romanae Eccleſiae ſcribit citato loco. Dieß Letzte iſt eine Lüge. — In dem Regiſter, unter Leibnitz, ſetzt Vettori noch hinzu: De eodem experimento mentio eſt apud *Alexandrum Plowierium* in Apocriſi in Epiſtolam *Euſebii* Romani ad *Theophilum* Gallum de Cultu Sanctorum ignotorum; p. 33, §. 5. edit. Romae, 8. a. 1700.

Ueber Leibnitzens Religionsgeſinnungen hat man, wie bekannt, von jeher ſehr verſchieden, und oft ſehr ungünſtig, geurtheilt, und ihm beſonders, wegen mancher in ſeinen Schriften, vornehmlich in ſeinen Briefen, vorkommenden vortheilhaften Aeußerungen für die römiſchkatholiſche Religion, einen überwiegenden Hang zu derſelben Schuld gegeben. Daß er aber nie zu dieſer Kirche übergetreten ſey, iſt wohl ausgemacht genug, wenn es gleich ſehr

begreiflich iſt, daß eifrigen Katholiken jene Aeu-
ßerungen ſchon hinreichend genug waren, ſolch
einen Uebertritt eines ſo großen und berühmten
Mannes nicht nur zu wünſchen, ſondern wirklich
anzunehmen. Die ganze Sache verdiente wohl
eine gründliche und ausführliche Erörterung;
und einen wichtigen Beitrag dazu würden dann
die Briefe zwiſchen Leibnitz und dem Land-
grafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels geben,
welche Hr. Dr. G. W. Böhmer im erſten und
zweiten Bande ſeines Magazins für das
Kirchenrecht (Gött. 1787 ff. gr. 8.) zuerſt
bekannt gemacht hat. Nur muß man dabei, wie
auch Hr. Dr. B. erinnert, nie vergeſſen, daß
dieſe Briefe in den Jahren 1683 und 84, alſo
mehr als dreißig Jahre vor Leibnitzens Tode,
ſind geſchrieben worden. — Um den oben ange-
führten Umſtand mehr ins Licht zu ſetzen, habe
ich die meiſten angezogenen Schriften nicht gleich
zur Hand.

Lemnius. Auf ſeine Flucht und auf
ſein Nichtſtellen paßt, was Alcibiades ant-
wortete, als ihn die Athenienſer aus Sicilien

zurückberiefen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu verantworten. S. *Aelian.* L. XIII. c. 38.

Riederer, im vierten Bande ſeiner Beiträge handelt auch vom Lemnius, und iſt mit ſeinen Vertheidigern unzufrieden; welches ich nachleſen muß.

Aelian erzählt in der angeführten Stelle vom Alcibiades, er habe bei jener Gelegenheit geſagt: „Es wäre wohl ſehr thöricht, wenn ein Beklagter fliehen könnte, und ſich doch lieber dahin begeben wollte, wo er nicht würde entfliehen können.“ ἐυηθες τον ἐχοντα δικην ζητειν μη ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν. — Leſſing hat, wie bekannt, in den Briefen, die im dritten Bande ſeiner Vermiſchten Schriften ſtehen, Br. II—VIII, den Simon Lemnius und ſein Benehmen gegen Luther'n mit vielem Scharfſinn vertheidigt.

Was Riederer in ſ. Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeſchichte wider Leſſing's Vertheidigung des Lemnius erinnert hat, findet man im vierten Bande derſelben (Altdorf, 1768. 8.) S. 359 ff. Es iſt doch wohl gewiß ſtrenge und unbillig, wenn L. daſelbſt ein ſtrenger und

unbilliger Tadler Luther's genannt wird. Die „Vertheidigung des ſel. Lutheri und der „Reformationsgeſchichte wider den Verfaſſer „der Kleinigkeiten, herausgegeben von M. S. „B. H. r. i. z.; Frankf. und Leipz. 1756. 8.“ nennt Hr. R. eine gründliche Widerlegung. Gründlicher iſt doch wohl auf jeden Fall das, was Hr. Münzdirektor Leſſing in dem Vorberichte zu dem dritten Bande der Vermiſchten Schriften ſeines ſel. Bruders, S. 9 ff. wider dieſe Vertheidigung erinnert hat. Was Hr. R. ſonſt noch bei dieſer Gelegenheit ſagt, iſt wenig, und von wenigem Belang.

Locke. Gilbert hat einen Auszug aus Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand gemacht, welcher verſchiednen Ausgaben deſſelben iſt vorgeſetzt worden; wenigſtens hat ihn Poley ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzt. Jetzt finde ich, daß Locke ſelbſt einen kurzen räſonnirenden Auszug von ſeinem Werke gegeben hat, nämlich in der Young Student's Library, by the Athenian Society; Lond. 1691. fol. p. 162 ſſ. Der Auszug iſt vortreflich; und

und da er authentiſch iſt, ſo hätte Poley ihn lieber, als den von Gilbert, wählen ſollen. Wenn er ihn gekannt hätte! Aber ich habe ſeiner nirgend erwähnt gefunden.

Der Auszug, den Locke aus ſeinem Verſuche über den menſchlichen Verſtand machte, erſchien eigentlich ſchon früher, als dieſer Verſuch ſelbſt, der im J. 1690 zuerſt herauskam, und früher franzöſiſch als engliſch, nämlich in der *Bibliotheque Univerſelle* des Le Clerc, wozu Locke mehrere Beiträge lieferte. Im achten Bande derſelben, vom J. 1688 findet man S. 49 ff. dieſen Extrait d'un Livre Anglois qui n'eſt pas encore publié, intitulé ESSAI PHILOSOPHIQUE *concernant* L'ENTENDEMENT, où l'on montre quelle eſt l'étendüe de nos connoiſſances certaines, & la manière dont nous y parvenons. *Communiqué par Mr.* LOCKE. In der *Student's Library* iſt dieſer Aufſatz nur engliſch abgedruckt worden, und er verdiente allerdings auch eine deutſche Ueberſetzung in irgend einer philoſophiſchen Zeitſchrift. Locke ließ auch einige einzelne Abdrücke davon machen, die er, wie hernach das Werk ſelbſt, dem Grafen von Pembroke zueignete. —

Niceron gedenkt noch eines andern Auszuges, den Dr. Wynne, nachheriger Biſchof von St. Aſaph, verfertigte, und den Boſſet zu London, 1720, 12. ins Franzöſiſche überſetzte. Dieſen Auszug, mit einem reichhaltigen Kommentar begleitet, gab der P. Franc. Soave zu Mailand 1775 ff. in drei Bänden italiäniſch heraus.

Lorenzetto. Ein verdienter Bildhauer, der aber nicht ſehr bekannt iſt. Er war ein Schüler Raphael's. „Sein Jonas, „in der Kapelle Chigi, ſagt Winkelmann, „(Von Empf. d. Schönen, S. 12.) iſt be„kannt; ein vollkommeners Werk aber von ihm, „im Pantheon, eine ſtehende Madonna, noch „einmal ſo groß als die Natur, welche er nach „ſeines Meiſters Tode machte, wird von Nie„mand bemerkt. Ein andrer verdienter Bild„hauer iſt noch weniger bekannt; er hieß Lo„renzo Ottone."

Man ſehe ſein Leben beim Vaſari, P. III. Vol. I. p. 139. — Und was mir ihn am merkwürdigſten macht, iſt dieſes, daß er, nach Vaſari's Erzählung, der erſte Reſtaurator alter

verſtümmelter Statuen geweſen iſt. — Er war ein Florentiner von Geburt, und ſtarb 1541 im 47ſten Jahre ſeines Alters.

Lorenzetto hieß eigentlich Lorenzo Lotto; und man muß ihn beim Füeßlin un- ter dieſem letztern Namen ſuchen, wo die Nach- richten des Vaſari ausgezogen ſind. — Sei- ner Statuen des Jonas und Elias, welche beide in der Kapelle Chigi, in der Kirche di Santa Maria del Popolo zu Rom ſtehen, ge- denkt auch Richardſon, Traité de la Pein- ture, T. III, p. 595, und bezieht ſich dabei auf den Bellori, der in den Pitture del Vaticano, p. 64, ſage, Raphael habe zu dem Jonas das Modell verfertigt, und die Statue ſelbſt polirt. Auch beim Venuti, Deſcrizz. di Ro- ma Moderna, T. I. p. 162, wird dieſer beiden Statuen erwähnt; und eben daſelbſt, S. 138, findet man doch auch in der Beſchreibung des Pantheon, oder der Kirche di S. Maria ad Martyres, die von W. für ganz unbemerkt ge- haltene Madonna mit folgenden Worten ange- führt: Nelle altre cappelle e altari ſi vedono diverſe ſtatue di buona maniera; fra le quali quella, che rappreſenta la Santiſſima Vergine e

di *Lorenzetto*, fatta d'ordine di *Raffaele* laſciato in iſcritto. — Hr. v. Ramdohr, deſſen Werk über Mahlerei und Bildhauerei in Rom, Th. III, S. 311, über die Statuen des Jonas und Elias nachzuſehen iſt, urtheilt von der Madonna im Pantheon, S. 305: daß der Kopf derſelben von ſchlechter Wahl und ohne Ausdruck, das Chriſtkind ſchlecht gezeichnet, und ſo hart ausgeführt ſey, daß es aus Holz geſchnitzt zu ſeyn ſcheine. Ueberhaupt ſey das Nackende nicht mit genugſamer Zartheit behandelt. Beſſer ſey das Gewand; immer aber noch bleibe es zu ſchwerfällig und unbeſtimmt in dem Faltenſchlage, wenn man gleich die Nachahmung der Antiken darin ſpüre.

M.

Macaroniſche Poeſie. Der Urheber derſelben war, wie bekannt, Trofilo Folengo, der ſeine Gedichte unter dem Namen *Merlinus Cocajus* herausgab. Ich beſitze davon die Ausgabe: Venetiis, apud Bevilacquam, 1613, 12. Folengo ſtarb 1544.

In Frankreich machte ihm dieſe Art von Verſen ein gewiſſer Antoine Arena nach,

von dem einiges 1537 zu Avignon mit gothiſchen Lettern iſt gedruckt worden. Dieſer Arena ſtarb in eben dem Jahre, in welchem Folengo ſtarb. Siehe von ihm die *Carpenteriana.* Eins von ſeinen Gedichten iſt über das Tanzen.

Unter des Folengo Nachahmern in Italien iſt auch Cäſar Urſinus, gebürtig von Ponzano im Genueſiſchen, der zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, und bei dem Kardinal Bevilacqua Sekretär war. Er gab unter dem Namen: *Magiſtri Stopini* Capriccia Macaronica heraus, deren Ausgabe, Ven. 1653, kl. 12. ich beſitze. Dieſe ſind, glaub' ich, viel ſeltener, als die Gedichte des Folengo, welche öfters, und auch in Deutſchland, ſind nachgedruckt worden. Erſt lieſet man acht hexametriſche Gedichte, die *Macaronea* überſchrieben ſind. Das erſte, de malitiis Putanarum; das zweite, de arte robbandi; das dritte, de laudibus ignorantiae; das vierte, de laudibus pazziae; das fünfte, de laudibus boſiae; das ſechste, de laudibus ambitionis; das ſiebente, gattam Roſam a milite interfectam deplorat; das achte, con-

tentio trium poëtarum: Nizzi, Bertoldi, et Driadis. — Hierauf folgt ein Buch Epigrammen, und ein Buch Elegien; endlich ein Anhang von Epigrammen, die zu dieſer Ausgabe hinzugekommen ſind.

Auch die Deutſchen haben ſich in der macaroniſchen Poeſie verſucht. Eins von dergleichen Gedichten iſt die *Floïa*, welches zu Ende des 15ten und in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ſehr oft iſt gedruckt worden. Die erſte Ausgabe, die ich kenne, iſt von 1593 in 4. und der vollſtändige Titel heißt: Floïa, cortum verſicale, de flois ſchwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minſchos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et ſpitzibus ſuis ſchnaflis ſteckere et bitere ſolent; autore *Gripholdo Knickknackio* ex Floilandia. Die Ausgabe von 1614 hat eine hübſche Vignette, wo ſich eine ganze Familie, bis auf den Hund, flöhet. Der Anfang heißt:

Angla floosque canam, qui waſſunt pulvere ſwarto
Ex watroque ſimul fleitenti et blaſide dicko,
Multipedes deiri, qui poſſunt huppere longe,

Non aliter, quam ſi floglos natura dediſſet.
Illis ſunt equidem, ſunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menſchis martrasque plagasque *etc.*

Die maccaroniſche Poeſie hat ihren Namen wohl ohne Zweifel von den *maccaroni*, dem bekannten Lieblingseſſen der Italiäner, erhalten, weil auch hier verſchiedenerlei Ingredienzien gleichſam in einen Teig verknetet ſind. Ferrari (Origg. lingu. Ital. p. 189.) leitet dieß Wort entweder von *maccare*, zerreiben, oder von dem griechiſchen *μαζα*, maſſa, offa, her; und ſagt unter andern davon: „eſſe ruſti-„canae menſae cupedias, vel unus *Folengius* „docuerit, qui novum carminis genus eo titulo „nobilitavit."

Crescembeni handelt in ſeiner Iſtoria della volgar Poëſia, T. I. p. 363 ff. umſtändlich von dieſer, und mehrern ähnlichen Arten von Verſen, woran die Italiäner vorzüglich reich ſind. Er bemerkt zuvörderſt, daß man ſchon ſehr frühzeitig andre Sprachen in die italiäniſche Poeſie gemiſcht habe, und daß dieß, wie er L. I. p. 14 zeigt, bei den Provenzalen nicht un-

gewöhnlich geweſen ſey. Im funfzehnten Jahrhundert ward die Einmiſchung des Lateiniſchen ſo ſehr gewöhnlich, daß ſelbſt die Proſaiſten im Italiäniſchen lateiniſch, und im Lateiniſchen italiäniſch ſchrieben. Im folgenden Jahrhundert gab nun, wie er ſagt, dieſe Miſchung zur Erfindung zweier ſehr angenehmen neuen poetiſchen Gattungen Gelegenheit, nämlich zu der *Poëſia Macheronica* (ſo ſchreibt C. dieß Wort beſtändig) und *Pedanteſca*, die man auch in der Folge beibehielt. Man machte davon in allen Dichtungsarten, nur nicht im Trauerſpiele, Gebrauch; und ſelbſt beim Dante, und andern alten Dichtern finden ſich Spuren davon. Unter mehrern Beiſpielen führt er folgendes, an ſich ſchöne, Sonett von dem ältern Lorenzo de' Medici, auf das Rad der Glücksgöttin an, woran vier Menſchen geſchmiedet ſind:

Amico, mira ben queſta ſigura,
Et in arcano mentis reponatur,
Ut magnus inde fructus extrahatur,
Conſiderando ben la ſua natura.
Amico, queſta è ruota di ventura,
Quae in eodem ſtatu non firmatur,
Sed caſibus adverſis variatur,
E qual abbaſſa, e qual pone in altura.

Mira, che l'uno in cima è già montato,
Et alter eſt expoſitus ruinae,
E'l terzo è in fondo d'ogni ben privato.
Quartus aſcendit jam. Nec quisquam ſine
Ragion di quel, che oprando ha meritato,
Secundum legis ordinem divinae.

Der tollſte Miſchmaſch dieſer Art iſt der von einem Ercole Bottrigaro, der ſogar Hebräiſch unter ſeine italiäniſchen Verſe mengte. Ein andrer, Antonino Lenio Salentino, ſchrieb ein Gedicht in Ottava Rima, wo immer ein lateiniſcher Pentameter mit den gewöhnlichen eilfſylbigen italiäniſchen Verſen abwechſelt. Andre miſchten die verſchiednen Mundarten dieſer letztern Sprache unter einander.

Von andrer Art iſt die ſogenannte Poëſia *Pedanteſca*, die übrigens der gewöhnlichen toſkaniſchen völlig gleich iſt, auſſer in den häufig latiniſirenden Wörtern. Bei den Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts findet man öftere Proben davon, die doch mehr eine Frucht der Unwiſſenheit und einer gewagten Dreiſtigkeit ſind; vornehmlich, ſagt Creſcembeni, iſt ein gewiſſer Bettino Tricco in ſeiner *Letilogia* ſehr reich daran, wovon er folgende, freilich ſehr abgeſchmackte, Verſe zur Probe giebt:

Sythari el ſano cum Aſiriani,
Amazoni, Medorum ac Perſarum,
Et tutti Athenienſi, et Micenarum,
Indiani, Longobardi et Egyptiani.
Macedoni, Corynthi, et Argivorum,
Lacedaemonii, Lydi cum Judey,
Laurenti et d'Iſrahel, et Glamorey,
Cretenſi cum Albani, et Latinorum, *etc.*

Unter denen aber, die von dieſer Poeſie abſichtlichen und komiſchen Gebrauch machten, rühmt er am meiſten den Camillo Scrofa, von dem man auch ein Sonett dieſer Art in eben dem erſten Bande des Creſcemb. S. 73 zur Probe nachſehen kann.

Als eine Tochter dieſer Miſchung nun betrachtet er die maccaroniſche Poeſie, in welcher man ganz nach lateiniſcher Art ſich ausdrückt, nur daß die darin angebrachte Latinität wahres Küchenlatein, und ſo entſtellt, oder vielmehr italiſirt iſt, daß man oft nicht weiß, ob ein Wort lateiniſch oder italiäniſch ſey, weil es im Grunde keines von beiden, ſondern Gemiſch aus beiden iſt. In dieſer Manier iſt allerdings der von L. erwähnte Don Trofilo de' Folenghi, ein Benediktinermönch, aus Mantua gebürtig, am berühmteſten, und wird als ihr

eigentlicher Erfinder angeſehen. Er. giebt S. 367 folgendes maccaroniſches Epigramm von ihm:

De Cingaris Facetia.

Squaſſabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de ſalata carne pienus erat.
Frangitur arbor, aquas ſorbet fundata carina,
Et plorans coeli quisque dimandat opem.
Cingar ſe miſit tantum roſegare mezenos,
Ac ſi non eſſet tunc prigolandus aquis;
Scridatur quare mangiat, nec donat ajutum;
Reſpondet: quia ſum ſat bibiturus, edo.

Ueber dieſen de' Folenghi oder Folengo kann man übrigens den Fontanini nachſehen, der in ſ. Biblioteca dell' Eloquenza Italiana. (ed. d'*Apoſtolo Zeno*, Venez. 1753, 2 Voll. 4.) T. I. p. 301 ff. umſtändlich von ihm handelt. Durch ein großes geiſtliches Gedicht über die Menſchheit Chriſti, in zehn Geſängen, ſuchte er die Poſſen ſeiner Jugend, die doch wohl mehr Werth, als dieſes, haben, wieder gut zu machen. Auch hat man von ihm ein komiſches Heldengedicht, L'Orlandino di *Limerno* (Merlino) *Pitocco*, in acht Geſängen. — Von ſeinen mac-

caroniſchen Gedichten haben Fontanini und Zeno ebendaſ. S. 304 ff. die Ausgaben ausführlich nachgewieſen. Die erſte, obgleich noch nicht vollſtändige, iſt von Aleſſ. Paganino zu Venedig, 1517. 8. gedruckt. Vermehrter lieferte ſie eben dieſer Buchdrucker unter dem Titel: *Opus Merlini Cocaji poetae Mantuani Macaronicorum* — — Tuſculani, ad lacum Benacenſem, per Alex. Paganinum, 1521. 12. Nach ſeinem Landgute Tuſculano am See Benaco, zum Gebiete von Breſcia gehörig, hatte P. ſeine Druckerei von Venedig aus verlegt. — Zeno vermuthet übrigens, daß Folengo im J. 1493 geboren ſey, und daß er alſo ſchon Mönch geweſen ſeyn müſſe, als er dieſe Verſe ſchrieb, obgleich er ſelbſt in einem beigefügten Briefe dieß zu leugnen ſuchte.

Ueber den Ant. de Arena, der, nach einigen auch Sablon oder la Sable hieß, vergleiche man den Clement, Biblioth. Cur. T. II. p. 16 ff. wo zwei maccaroniſche Gedichte von ihm angeführt werden, wovon das über das Tanzen: Ad ſuos Compagnones Studiantes etc. zum öftern iſt gedruckt worden. Clement giebt bei dieſer Gelegenheit S. 17 in der Note eine Stelle aus einer höchſt ſeltenen Schrift des Naudé,

worin dieſer eine Digreſſion über die maccaroniſche Poeſie der Franzoſen macht, und noch verſchiedne andre nennt, die ſich darin verſucht haben; nämlich in ſ. Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal *Mazarin* depuis le 6 Janv. jusqu'au 1 d'Avril, 1649. 4. edit. 2. p. 276 ſ.

Die *Capriccia Macaronica* des Ceſare Urſini, der ſich dabei den Namen *Magiſter Stopinus* gab, ſind doch auch mehrmals gedruckt worden. Ich beſitze davon eine Ausgabe, die zu Mailand, 1688. 12. herausgekommen iſt. In dieſer iſt der Anhang von Epigrammen, nach den Elegieen, der ſich in Leſſing's früherer Ausgabe fand, nicht befindlich; vielleicht aber ſind ſie zu den übrigen Sinngedichten mit hinzu genommen, von denen ich hier ein kurzes Beiſpiel herſetze:

Ad Marcum.

Quid tantis vexas cervellum, Marce, fadighis?
Quid ſtratias mentem nocte dieque tuam?
Cernis ut ab unda leuiter bagnata vireſcit
Herba, ſed a nimia putrida marcet aqua.
Pectora continuae ſic ſpezzant noſtra fadighae,
Has moderare igitur, ſi tibi vita placet.

Von einer ſolchen ſeltſamen Miſchung des Lateiniſchen in Deutſche Gedichte, wie die iſt, wovon zuerſt die Rede war, nämlich von der Einſchaltung ganzer lateiniſcher Zeilen, finden ſich ſchon ſehr alte Beiſpiele. Auch erinnere man ſich nur an einige alte Kirchenlieder, z. B. In dulci jubilo; Puer natus in Bethlehem, u. dergl. und an die Verſe dieſer Art von dem Jeſuiten Jakob Balde, beſonders an ſein Gedicht de vanitate mundi. (Vergl. Flögel's Geſch. d. kom. Lit. Th. III. S. 422 ff.) — Auch kennt man ein ſcherzhaftes Trinklied dieſer Art von Hagedorn:

Der Weintrunk erhält,
Das lehrten die Welt
Druiden und Barden und Magi;
Sie hatten auch Recht,
Das findet, wer zecht,
Recubans ſub tegmine fagi.

Er hat es zwar in die Sammlung ſeiner poetiſchen Werke nicht aufgenommen; es ſteht aber in der mit Muſik (von Görner) zu Hamburg herausgekommenen Sammlung ſeiner Oden und Lieder, und iſt eigentlich aus dem Engliſchen des Francis Beaumont nachgeahmt, (S. A Select Collection of Engliſh Songs;

Lond. 1783. 3 Vols. 8. Vol. II. p. 28.) wo es noch länger iſt, und wo die obige Strophe ſo heißt:

This is the wine
Which in former time
Each wiſe one of the Magi
Was wont to carouſe
In a frolicſome blouſe,
Recubans ſub tegmine fagi.

Hievon iſt nun freilich die eigentliche maccaroniſche, alles latiniſirende, Poeſie verſchieden, in der es uns auch nicht an öftern Verſuchen fehlt. Creſcembeni ſelbſt bemerkt in den am Schluß des fünften Bandes S. 335 ff. befindlichen Zuſätzen, daß man um das vierzehnte Jahrhundert auch in Deutſchland eine ſolche Miſchung gewagt habe, und beruft ſich dabei auf *Jac. Burkhardi* de linguae latinae in Germania fatis Commentarios (*priores*), Hanov. 1713. 8. p. 96. wo aber, in den zwei dort befindlichen Grabſchriften, doch auch nur deutſche und lateiniſche Verſe mit einander wechſeln. Er glaubt ſogar, die Deutſchen hätten dieſe Manier zunächſt von den Provenzalen, und die Italiäner von den Deutſchen angenommen. —

Das von L. angeführte Gedicht, *Floïa*, iſt aber allerdings völlig maccaroniſch. Man findet es auch in der 1644. 12. herausgekommenen Sammlung: Nugae Venales, ſ. Theſaurus Ridendi et Jocandi, p. 129 ſſ. obgleich dieſer Abdruck, der in Holland gemacht zu ſeyn ſcheint, in den aus dem Plattdeutſchen latiniſirten Wörtern ſehr fehlerhaft iſt.

Man vermuthet leicht, daß auch die Holländer dieſe Art von poetiſchen Schnurren nicht unverſucht gelaſſen haben. So ſteht z. B. in der der eben gedachten Sammlung beigefügten *Pugna Porcorum*, S. 49, ein ſolches Miſchgedicht, betitelt: Studioſi Characteriſmus Belgico-Latinus.

Uebrigens hoffe ich nicht, daß man das Horaziſche: Turpe eſt, difficiles habere nugas, welches von dieſer ganzen Gattung poetiſcher Poſſen gelten mag, auch auf die Länge dieſer Anmerkung anwenden werde. Wenn es, wie Voltäre ſehr wahr ſagte, keine verächtliche Dichtungsart giebt, als die langweilige, ſo verdiente auch dieſe immer einige, wenigſtens hiſtoriſche, Aufmerkſamkeit; um ſo mehr, da ihre Geſchichte unter uns, ſo viel ich weiß, noch nicht erörtert, und die maccaroniſche Poeſie ſelbſt

von

von dem ſel. Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur, Th. 1. S. 84, nur ganz kurz berührt iſt.

Maczinzki. Lateiniſch: *Joannes Maccinius*; ein polniſcher Edelmann. Er ſtudirte in Deutſchland, und hielt ſich hernach meiſtentheils in Königsberg auf. Hier gab er im J. 1564 ſein Lateiniſch-Polniſches Lexikon heraus, welches er dem Könige Sigismund Auguſt zugeeignet hat, und ſeine erſte Arbeit nennt, und die Frucht ſeines Fleißes in Deutſchland. Durch dieſes Werk hat er ſich um ſeine Mutterſprache nicht wenig verdient gemacht; und es iſt zu bedauern, daß der zweite Theil, welcher ein Polniſch-Lateiniſches Wörterbuch hat enthalten ſollen, nicht zu Stande gekommen iſt. Er verſpricht denſelben in der gedachten Zueignungsſchrift. Seine Abſicht dabei war, zu zeigen, daß die ſlavoniſche Sprache keiner andern an Reichthum weiche. Er wollte grammatiſche Anmerkungen mit unterſtreuen, und die Analogie der polniſchen Sprache mit der hebräiſchen,

griechiſchen und lateiniſchen beibringen. Mit der hebräiſchen z. E. hat ſie die Geſchlechter der Zeitwörter gemein; mit der griechiſchen den Dualis.

Im Jöcher iſt dieſer polniſche Gelehrte unter dem Namen Macinius zu ſuchen; und es wird daſelbſt aus *Staravolſcii* Scriptor. Polonor. Centuria von ihm angemerkt, daß er in Italien, Spanien, Frankreich und England gereiſt, und hernach beſtändig an des Königes Stephanus Bathorus Hofe geblieben ſey, von dem er auch eine Penſion erhalten habe.

Paolo Aleſſandro Maffei. In ſeiner bekannten Raccolta di Statue Antiche e Moderne etc. Roma, 1704, gr. fol. welche 163 Statuen auf eben ſo viel Kupfertafeln enthält, ſagt er vom Laokoon, daß die Künſtler deſſelben in der 88ſten Olympiade gelebt haben; welches Vorgeben Winkelmann ſchon ſehr zweifelhaft gemacht hat, und ich völlig widerlegt habe. — — Beim vatikaniſchen Apoll braucht die Schlange, welche an den

Sturz, auf den ſich Apoll mit der Hand ſtemmt, ſich heranwindet, der Drache Python nicht zu ſeyn, für den ſie auch wohl nicht ſchrecklich genug ausſähe. Die Schlange war überhaupt ein Symbol, welches die Alten dem Apoll, und mehrern Gottheiten, beifügten. Bei dem Köcher, welcher ihm über die linke Schulter auf dem Rücken hängt, merkt Maffei an, daß Jul. Cäſ. Skaliger (ich vermuthe über *Macrob.* L. I. Saturnal. c. 17.) angemerkt habe, es ſey ihm und der Diana allein erlaubt, ihn ſo zu tragen, und ſonſt keinem andern, weder von den Gottheiten noch Nymphen, die ihn immer an die Seite gegürtet hätten. Iſt das wahr? und woher hat es Skaliger bewieſen?

Ueber die in des Maffei und Roſſi bekannter Raccolta, gleich auf der erſten Tafel befindliche Abbildung der Gruppe vom Laokoon, erinnert Hr. Hofr. Heyne in ſ. zweiten Samml. Antiquar. Auſſ. S. 2, daß die Figur umgekehrt geſtochen ſey, daß Laokoon einen Lorbeerkranz habe, und daß der Biß der Schlange vom Vater verrückt ſey. Eben daſelbſt wird

S. 31 die Meinung des Maffei in Anſehung der Zeit, wann dieſe Gruppe verfertigt worden, berührt, und geſagt, daß M. ein ſo unkritiſcher Antiquar ſey, daß er keine Stimme haben könne. Ueber dieſe Zeitbeſtimmung überhaupt, und Leſſing's Meinung davon, iſt die ganze dortige Unterſuchung unſtreitig das Gründlichſte, was wir bisher haben. — — Das Bild der Schlange bei der Statue des vatikaniſchen Apolls war wohl eher Symbol der Geſundheit und der Arzneikunde, deren Erfindung dieſem Gotte beigelegt wurde. — Die Stelle, wo Skaliger von der Art redet, wie Apoll und Diana den Köcher trugen, kann ich nicht ſogleich nachweiſen; über den Makrobius hat er, wie bekannt, nicht beſonders kommentirt; und in der Zeuniſchen Ausgabe dieſes Schriftſtellers, welche auch die Noten des Pontan, Gronov und Meurſius enthält, finde ich bei dem angeführten, ganz den Apoll betreffenden, Kapitel nichts hieher gehöriges. — Wider Skaliger's Behauptung ließe ſich doch wohl die Stelle beim Ovid (Metam. II. 419,) anführen, wo von der Kalliſto, einer Nymphe der Diana, geſagt wird:

Exuit hic *humero* pharetram — —

und die beim Virgil (Aen. XI, 843 ſ.), wo es von der Amazone Kamilla heißt:

Nec tibi deſertae in dumis coluiſſe Dianam
Profuit, aut noſtras *humero* geſſiſſe pharetras.

Magnet. Der äußerliche Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten iſt keine neue Erfindung. Athanaſ. Kircher ſagt ſchon in ſeinem Werke de Arte Magnetica, L. III. P. VII. (in welchem ganzen Theile er den Ἰατρομαγνητισμον abhandelt, worunter er aber doch mehr die magnetiſchen Kräfte der Arzneien, als die Arzneikräfte des Magnets verſteht,) Cap. I. p. 534: „Ex collo geſtatus Magnes ſpaſmum ſanare, ac nervorum dolores compeſcere, manuque detentus partum accelerare perhibetur." — Der austrocknenden Kraft, welche er mit dem Eiſen gemein hat, nicht zu gedenken; denn dieſe äußert er entweder äußerlich gegen äußerliche Uebel, oder innerlich, pulveriſirt genommen, gegen innerliche.

Es iſt aber Theophraſtus Paracelſus der eigentliche erſte Erfinder dieſer Kur, durch welche jetzt (1769) Mesmer in Wien ſo viel Aufſehen macht. Er handelt von den Kräften des Magnets, in der Sammlung ſ. Werke durch *Johannem Huſerum*, (Straßb. 1616 fol.) T. I. p. 1019; woraus folgende Stellen ſind.

Von den Aerzten, welche dieſe weitre Kraft des Magnets nicht einſahen, ob ſie gleich ſeine Anziehungskraft vor Augen hatten, ſagt er: „Sie haben alle weitere Erfahrung verlaſſen, und ſich beholfen an ihrem Kuchengeſchwätz, das nicht einmal mit Ehren zu verantworten iſt.“ — Ferner: „Ob ich gleichwohl alle Tugendt ſetz von den Magneten, welche die Alten all beſchrieben haben, ſo hab ich doch nichts geſchrieben. Sondern will ich vom Magneten ſchreiben, iſt vonnöthen, daß ich mit der Addition und Correction vortrete, und ſie mir alle hinken langſam hernach.“ — Er trotzt dabei auf ſeine Erfahrung, und behauptet, daß, ſo wie der Magnet in das Eiſen wirke, er auch eben ſo alle martialiſche Krankheiten an ſich ziehe, auch

gegen die fallende Sucht und alle krampfhafte Zufälle heilſam ſey. Zu den martialiſchen Krankheiten zählt er alle Flüſſe der Frauen, alle Flüſſe des Stuhlgangs, eine jede Krankheit, die ſich von ihrem Mittelpunkt im Zirkel dilatirt, u. ſ. f. Er räth, den Magnet auf das Centrum zu legen, von dem die Krankheit ausgeht; u. ſ. f.

Hätte der ſel. Leſſing das weit größere Aufſehen noch erlebt, welches der thieriſche Magnetismus in den letzten Jahren gemacht hat: ſo würde er vielleicht die Unterſuchung über die ehemaligen Meinungen von der mediciniſchen Kraft des Magneten, die man auch ſeitdem verſchiedentlich angeſtellt hat, noch weiter verfolgt haben.

Joh. Dan. Major. Die Schriften dieſes Mannes, welcher als Profeſſor der Medicin in Kiel 1693 ſtarb, verdienen zum Theil, wegen ihres ſonderbaren Inhalts, alle Aufmerkſamkeit. Seine Seefahrt nach der Neuen Welt habe ich ſelbſt; aber ſeinen Genius Errans, ſ. de Abuſu in ſcientiis, Kiliae,

1678. 8. muß ich zu bekommen ſuchen. Die Rezenſion im Journal des Savans des Jahrs 1679 macht mich darauf begierig.

Die weitläuftigſte Nachricht von ihm und ſeinen Schriften findet man in *Molleri* Cimbria Litterata, T. II. p. 504 ff. Er ſtarb aber nicht zu Kiel, ſondern zu Stockholm, wohin er entweder von ſelbſt gereiſet, oder wegen der Krankheit der Königin Ulrike Eleonore, die kurz vor ihm ſtarb, war gerufen worden. Er iſt auch wegen verſchiedner mediciniſcher, phyſiſcher und chirurgiſcher Erfindungen merkwürdig, von welchen Moller gleichfalls die vornehmſten anführt. Seiner Schriften iſt eine zahlreiche Menge. Die Seefahrt nach der Neuen Welt, ohne Schiff und Segel, mit einer lateiniſchen Zugabe, de Imaginibus Rerum intra oculum inverſis, kam zuerſt zu Kiel, 1670, 4. ohne ſeinen Namen, und hernach mit demſelben, ebendaſ. 1683, 12. heraus. Er läßt darin den Dädalus in eine bisher unbekannte Welt reiſen, und einen Pallaſt mit mehr als hundert Zimmern antreffen, welcher ein Bild der Gelehrſamkeit, und ſo vieler, vorzüglich mediciniſcher und mathematiſcher, Wiſſenſchaften ſeyn ſoll. —

Sein *Genius Errans*, ſ. de Ingeniorum in Scientiis Abuſu Diſſ. kam zu Kiel 1677, 4. heraus; mit der angehängten Abhandlung des Menzini, de litteratorum hominum invidia. Jene Abhandlung enthält ſehr richtige Ideen über die Nothwendigkeit einer vorläufigen Kenntniß von der Natur, dem Inhalte, und der Geſchichte aller Wiſſenſchaften, die der Verfaſſer in dieſer Abſicht alle durchgeht, wobei er denn gelegentlich viel Sonderbares und Merkwürdiges anbringt, was vornehmlich zur Geſchichte der Kunſterfindungen und chymiſcher Verſuche gehört.

Geo. Malvaſia. Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen bologneſiſcher Mahler. Winkelmann's Urtheile nach, war er ein Mann ganz ohne alle Empfindung des Schönen. (Von der Fähigk. der Empf. des Sch. in der Kunſt, S. 5.) — Er nennt den Raphael einen urbinatiſchen Hafner, nach der pöbelhaften Sage, daß dieſer Gott der Künſtler Gefäße gemahlt habe, welche die Unwiſſenheit jenſeits der Alpen als eine Seltenheit aufzeigt; und

ſagt, daß die Caracci ſich durch die Nachahmung des Raphael verdorben hätten.

Zufolge der Nachricht, die ich in *Orlandi* Notizie degli Scrittori Bologneſi (Bologna, 1714. 4.) p. 80, finde, iſt der Graf Carlo Ceſare Malvaſia, der Philoſophie, der Rechte und der Theologie Doktor, u. ſ. f. in einem Alter von 77 Jahren im J. 1693 geſtorben. In der Muſik, Baukunſt, Mahlerei, Sternkunde und Poeſie beſaß er vorzügliche Geſchicklichkeit. Seine Schriften findet man dort umſtändlich angeführt. Am bekannteſten von ihm ſind die oben gedachten Lebensbeſchreibungen bologneſiſcher Mahler, unter dem Titel: Felſina Pittrice, Vite e Ritratti di Pittori Bologneſi, Libri IV in due Tomi; Bologna, 1678. 4. Er widmete ſie Ludwig *XIV*, der ihm dafür ſein mit Brillanten beſetztes Bildniß ſchenkte. Winkelmann nennt ihn am angef. Orte einen Schwätzer. Wider ſein hartes und unbilliges Urtheil über Raphael gab Don Vincenzio Vittoria Oſſervazioni — — per difeſa di Rafaele da Urbino, dei Caracci, e della loro Scuola, zu Rom 1679, 4. heraus; wogegen Lettere familiari in difeſa del Conte *Carlo Ceſare*

Malvaſia circa la Felſina Pittrice, zu Bologna 1705. 8. von Giov. Pietro Zanotti erſchienen. — Uebrigens weiß man, daß die bemahlten irdnen Gefäße und Geſchirre, die von manchen dem Raphael beigelegt werden, und deren in dem Herzogl. Kunſt- und Naturalienkabinete zu Braunſchweig ein ſehr anſehnlicher Vorrath iſt, gewiß nicht von Raphael's Hand, ſondern nur aus ſeiner Schule, ſchwerlich aber von ſeinen beſten und berühmteſten Schülern, ſind.

Mahlerei. Die Schriftſteller von dieſer Kunſt unter den Alten ſind ſämtlich verloren gegangen; unter den Neuern iſt Leo Baptiſta de Albertis (ſ. oben) als der erſte anzuſehen. Nur zwei oder drei von ihnen haben ſich um die Kunſt verdient gemacht. Unter dieſe aber gehört weder Pietro da Cortona, noch Pouſſin. S. Winkelmann v. Nachahmung der Griech. Werke, S. 70.

Eben daſelbſt gedenkt Winkelmann, S. 120, der Idée de la Peinture par *Chambray;* au Mont, 1662. 4. und ſagt, daß es

eine ſeltne Schrift ſey. — Iſt dieß nicht vielleicht der Abbé *de la Chambre*, Curé de St. Barthelemy, welcher das Leben des Ritters Bernini herausgeben wollen, wovon er auch ſchon im Voraus 1684 die Vorrede drucken ließ, unter dem Titel: Préface pour ſervir à l'Hiſtoire de la Vie & des Ouvrages du Chevalier *Bernini?* Dieſe Vorrede, ſagt Monville, in ſeinem Leben Mignard's (Pref. p. XLVI.), iſt gegenwärtig äußerſt ſelten. Bayle, ſetzt er hinzu, gab einen Auszug davon, und lobte ſie in den Nouvelles de la Republ. de Lettres, *Sept.* 1685. Aber die Geſchichte ſelbſt iſt nicht herausgekommen. *a*)

Unter dieſem Artikel will ich mir auch alle die Nachweiſungen, die Mahlerei betreffend, ſammeln, welche ich hie und da finde, und aus Unkenntniß oder Mangel der Bücher nicht habe nachſehen können; z. E. aus M. Joh. Friedr. Jüngers Diſp. de Inanibus Picturis; hab. Lipſ. 1679. 4.

Joſeph Scaliger, Epiſt. L. III. ep. 133; ubi de ſingularibus picturis Chriſtianorum quaedam habet.

Camerarius ad Tuſculan. p. 21, ubi de imperfectione artis pingendi ante *Dureri* et *Lucae* tempora agit.

De *Durero* v. *Opmeer*, Chronogr. p. 755; et de aliis praeſtantibus pictoribus in Hollandia, ibid. p. 706. (Dieß iſt des Petr. Opmeer, eines Holländers aus dem vorigen Jahrhunderte, Opus Chronographicum Orbis Univerſi.)

De *Dureri* artificioſiſſima pictura v. *Joſeph. Roſaccerum* in Proſpectu Mundi, p. 9.

Voſſius de Progreſſu Idololatriae, L. III. c. 46. — *Idem* de ἐγκαυστικῃ, L. IV. de Idololatr. c. 91.

Aus eben dieſer Diſſertation lerne ich auch des Jeſuiten *Joh. Molani* Libb. II. de picturis et imaginibus ſacris, und des Jeſuiten *Maſenii* Speculum Imaginum kennen, die ich beide wohl bei Gelegenheit einmal durchblättern muß. *b*)

Von dem thebaniſchen Geſetze für die Mahler, εἰς το κρειττον μιμεισθαι, habe ich meine Meinung im Laokoon geſagt.

Riedel hat Einwürfe dagegen gemacht, wider welche mich ein Ungenannter (ich glaube, Hr. Prof. Morus,) in dem letzten Stücke der Neuen Bibliothek d. ſch. W. vertheidigt hat, wo Riedel's Theorie rezenſirt wird. – In der vorhin angeführten Diſſertation von Jünger wird dieſes Geſetzes auch gedacht, und Jünger macht den Zuſatz: qualis etiam lex apud Aegyptios viguit; vid. *Muret.* ad Nicomach. p. 249. Dieß wäre nachzuſehen.

Mit dieſem thebaniſchen Geſetze iſt auch eine Stelle beim Cicero (de Oratore, L. II.) zu vergleichen: Valde autem ridentur etiam imagines, quae fere in deformitatem aut in aliquod vitium corporis ducuntur, cum ſimilitudine turpioris.

Ich finde, daß Vettori (de ſeptem Dormient. p. 22,) das thebaniſche Geſetz eben ſo, wie ich, verſtanden hat, wo er dieſe Stelle des Cicero anführt, und hinzu ſetzt: de hoc abuſu alibi loquuti ſumus, lege Thebanorum mulcta pecuniaria coërcito. — Sed aliud eſt, ingenioſe abuti arte pictoria,

aliud praeclare pingendo ex imperitia deficere. c)

Von der Mahlerei auf Leinewand ſchreibt Winkelmann in der Geſch. d. Kunſt, S. 395: „Es iſt beſonders, daß unter dem „Nero zuerſt auf Leinewand iſt gemahlt wor„den, bei Gelegenheit ſeiner Figur von hun„dert und zwanzig Fuß hoch.“ Er beruft ſich dabei auf den Plinius; und ich weiß, daß Harduin und mehrere den Plinius nicht anders verſtanden haben. Die Stelle iſt dieſe: Et noſtrae aetatis inſaniam ex pictura non omittam. Nero Princeps juſſerat Coloſſum ſe pingi CXX pedum in linteo; incognitum ad hoc tempus. Mir ſcheint es, daß Harduin und Winkelmann die erſten Worte dieſer Periode nicht recht verſtanden haben. Die Naſerei, deren man ſich in der Mahlerei zur Zeit des Plinius ſchuldig machte, war eben das, was er eine ſonſt unerhörte Sache nennt. Dieſe aber beſtand nicht in der Materie, ſondern in der Größe der Fläche, auf welcher gemahlt wurde. Nicht die Leinewand,

ſondern das Koloſſaliſche, machte das Neue, machte die Raſerei aus, auf welche der kleine gigantiſche Stolz des Nero fiel. d).

Gemahlte Kleider, gemahlte Vorhänge, von allerlei Arten des Stofs, waren in den alleràlteſten Zeiten bekannt. Man glaube nicht, daß ich mich durch die Zweideutigkeit des Worts pingere verführen laſſe, durch welches die Lateiner auch die Kunſt, Bilder in den Zeug zu ſticken, zu wirken, andeuteten. Die Aegypter verfertigten gemahlte Kleider im eigentlichen Verſtande; und obſchon die Kunſt, wie ſie dieſelben verfertigten mehr Färberei als Mahlerei war, ſo mußte doch die Mahlerei dazu Gelegenheit gegeben haben. Sie müſſen Anfangs ihre Zeuge wirklich mit dem Pinſel gemahlt haben, ehe ſie auf den kürzern Weg, die Gemählde darauf auf Einmal hervorzubringen, kommen konnten.

Von einer ſolchen Art zu färben iſt vielleicht die Stelle beim Petron zu verſtehen, gleich zu Anfange ſeines Fragments in der Deklamation des Enkolpius: Pictura quoque non alium exitum fecit, poſtquam Aegyptiorum

rum audacia tam magnae artis compendiariam invenit. Wenigſtens hat ſie Don Fonſeca y Figueroa in ſeinem Buche *de Pictura Veteri* (aus der Stelle des Plinius, L. XXXV. c. XI: Pingunt et veſtes in Aegypto inter pauca mirabili genere;) ſo erklärt, wovon Anton Gonſalez de Salas in ſeinem Kommentar über den Petron, S. 15, die Stelle anführt. — Iſt das Werk des Fonſeca y Figueroa jemals gedruckt worden? [e])

[a]) Fréard du Chambray, der Verfaſſer der Idée de la Peinture, von welcher Evelyn zu London, 1668, 12. eine engliſche Ueberſetzung lieferte, iſt ganz verſchieden von dem Abbé Marin de la Chambre, deſſen Mignard gedenkt, und der auch Caractères des Paſſions herausgab. Der erſtere iſt auch unter dem Namen Chantelou bekannt. Der letztere war ein vertrauter Freund des Ritters Bernini, der ihn auf ſeiner Rückreiſe von Paris nach Italien begleitete, und ſich ein Jahr lang bei ihm in Rom aufhielt, auch hernach noch bis an Bernini's Tod mit ihm in Brief-

wechſel ſtand. Bei der Vorrede, die den ganzen Plan des Werks enthält, findet ſich auch ein kurzes Eloge Hiſtorique du Cav. *Bernini*, deſſen Leben hernach von Baldinucci, und noch genauer von des Ritters Sohne, Domenico Bernini, beſchrieben wurde.

b) Vom Joh. Molanus, oder eigentlich Ver-Meulen, der zu Ryſſel 1533 geboren wurde und Prof. der Theologie zu Löwen war, wo er 1585 ſtarb, ſ. *Valer. Andr. Deſſelii* Bibliotheca Belgica, p. 539 f. Seine zwei Bücher de Picturis et Imaginibus Sacris kamen zu Löwen, 1570 und 1594, 8. heraus. — Der Jeſuit Jak. Maſenius wurde zu Dalen im Jülichiſchen 1606 geboren, und ſtarb gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die oben von ihm erwähnte Schrift heißt: Speculum Imaginum veritatis occultae per Symbola et Emblemata, und iſt zu Köln, 1666 und 1681, gedruckt.

c) Leſſing berief ſich im Laokoon, S. 12, auf das bekannte Geſetz der Thebaner, welches dem Künſtler die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot. Riedel erinnerte dawider, in ſ. Theorie d. ſch. W. S. 135, daß dieß der Sinn jenes Geſetzes nicht geweſen ſey,

ſondern daß dadurch bloß den Bildnißmahlern die Abweichung von der Aehnlichkeit ihrer Originale unterſagt werde; und daß in der Stelle beim Aelian (Var. Hiſt. IV. 4.) das εις το χειρον nicht von dem Häßlichen, ſondern bloß von der Ueberſchreitung dieſes Geſetzes, vom Andershandeln, zu verſtehen ſey. In der N. Biblioth. d. ſch. W. B. *VII*, S. 47, wird hingegen die Leſſingiſche Deutung dieſes Geſetzes, und der Worte Aelian's gerechtfertigt, weil das εις το χειρον offenbar dem εις το κρειττον entgegengeſetzt ſey. Und freilich findet ſich von dem ſehr flachen Sinne, den Riedel dieſer Stelle gab, keine Spur, ſo bald man die ganze Verbindung der Worte genauer anſieht. Scheffer bemerkt bei dieſer Stelle, daß Voſſius (de Graphice, §. 17.) ſie von der Anſtändigkeit oder Unanſtändigkeit des Inhalts verſtehe; er ſelbſt aber nimmt ſie von der Kunſt, und deren größern oder geringern Vollkommenheit. Kühn glaubt, es liege beides darin; und führt zur Erläuterung die Stelle des jüngern Plinius an: (L. V. ep. X.) Ut pictores pulchram abſolutamque faciem raro, *niſi in pejus*, effingunt, ita ego ab hoc archetypo labor et decido. Dieß *in pejus* kommt mit dem εις το χειρον völlig

überein; und in eben dem Sinne braucht es Horaz, L. II. Ep. 1. v. 263:

— — ac neque ficto
In pejus vultu proponi cereus usquam,
Nec prave factis decorari verſibus opto.

Beide Stellen kommen auch der Leſſingiſchen Erklärung ſehr zu Statten.

d) Die Erklärung, welche L. von der Stelle beim Plinius giebt, ſcheint mir die natürlichſte und wahrſcheinlichſte zu ſeyn; denn daß die Mahlerei auf Leinewand lange vorher bekannt und üblich geweſen ſey, leidet wohl keinen Zweifel. Dr. Erneſti nahm in ſ. Archäologie die Worte: incognitum ad hoc tempus, nur bloß von den Römern; und ſo auch Hr. Rambach in ſ. Geſch. d. Mahlerei unter den Griechen, (S. ſ. Verſuch e. Lit. Hiſt. S. 86.) der eine ähnliche Stelle des Plinius anführt, wobei man gleichfalls nicht an die erſte Erfindung, ſondern nur an die erſte Einführung unter den Römern denken müſſe: (L. XXXV. c. 1.) Coepimus et lapidem pingere; hoc Claudii principatu inventum. Indeß iſt hier nicht ſowohl von der Färbung der Steine überhaupt, ſondern von der Nachahmung der natürlichen Farben des Mar-

mors durch die Kunſt die Rede, worauf man vielleicht ehedem noch nicht verfallen war.

e) Sollten nicht die Worte Petron's von der hieroglyphiſchen Schrift der Aegypter, die anfänglich noch bloß Mahlerei, nachher aber Abkürzung derſelben war, und zuletzt in Buchſtabenſchrift überging, zu verſtehen ſeyn? Petron ſcheint mir nichts anders ſagen zu wollen, als: die Mahlerei, die anfänglich das einzige Mittel war, Gegenſtände dem Auge ſinnlich und erinnerlich zu machen, habe ſehr durch Einführung der Schriftzüge verloren, die urſprünglich nichts, als abgekürzte Mahlerei waren. Gonſalo de Salas meint hingegen, es ſey von einer leichtern Art, die Mahlerei zu lehren, die Rede. Dieſe hätte aber doch wohl eher zur Aufnahme und Verbreitung, als zur Abnahme dieſer Kunſt beigetragen! — — Die Schrift des Fonſeca y Figueroa de Pictura veteri, die de Gonſalas, als ſchon zum Druck vollendet, anführt, muß doch wohl herausgekommen ſeyn, weil Jöcher ſie unter ſeinen Schriften aus des Antonio Spaniſcher Bibliothek mit anführt; auch ſteht ſie in des Hrn. v. Murr Biblioth. de Peint. p. 155, ohne daß jedoch Zeit und Ort des Drucks nachgewieſen würden.

Jac. Manilli. Er hat eine Beſchreibung der Villa Borgheſe zu Rom 1650. 8. herausgegeben, wovon Sigb. Haverkamp eine lateiniſche Ueberſetzung verfertigte, die P. Burmann dem vierten Theile des achten Bandes des *Theſauri Italiae* einverleibt hat. — So ſorgfältig Manilli in dieſer Beſchreibung geweſen iſt, ſo hat er doch drei ſehr merkwürdige Antiken, die ſich in dieſer Sammlung befinden, nicht mit angeführt. S. Winkelmann, Geſch. d. K. Vorr. S. XIV.

Manilli war Bettmeiſter, oder Garderobeinſpektor auf dieſer Villa, wie er in der Zuſchrift an Joh. Bapt. Borgheſe ſelbſt ſagt.

Die Beſchreibung ſelbſt iſt ziemlich kurz und trocken; die alten und neuen Kunſtwerke werden ſelten mehr als namhaft gemacht. Doch hat er die vornehmſten alten Inſchriften mitgetheilt, worunter ſich einige befinden, die beim Gruter nicht vorkommen. Dagegen aber führt auch M. andre verſtümmelt an, die man dort vollſtändiger antrift, wie Haverkamp dieſes bei ſeiner Ueberſetzung fleißig angemerkt hat.

Mannichmal ſcheint dieſer jedoch im Ueber-ſetzen zweifelhaft geweſen zu ſeyn, in welchem Falle er die italiäniſchen Worte mit beifügt; manchmal behält er auch dieſe letztern bei, ohne ſie zu überſetzen. Z. E. S. 8. „Hortus ſecretus, qui *de' Melangoli* dicitur." In der Anmerkung ſetzt er zwar hinzu: Ita, credo, adpellantur mala Medica et Citrea; allein nicht ganz richtig; denn mala Medica oder Citrea heiſſen Citronen; *Melangoli* aber Aurantia, Pomeranzen. Noch mehr irrt er ſich S. 12 mit dem Worte *rabbeſco*, welches er durch picturam hieroglyphicam überſetzt. Es iſt ſo viel als *arabeſco*, groteskes, arabeskes Laubwerk, in dergleichen dort beim Manilli Gryphe geflochten waren. Es müßte denn ſeyn, daß H. hier des Pignorius Meinung im Sinne gehabt hätte, welcher die Arabesken von der alten ägyptiſchen Mahlerei herleitet. — Auch giebt er mehr als Einmal das Italiäniſche *riſalto*, ein vorſpringender Theil an einem Gebäude, durch exceſſus, da man es doch gewöhnlich, obgleich nicht im beſſern Latein, protractio nennt. — Was S. 60, granitus *dell'*

Elba für eine Art des Granits ſey, weiß ich eben ſo wenig, als Haverkamp.

S. auch oben unter B. Villa Borgheſe.

Das italiäniſche Original dieſer Beſchreibung hat den Titel: Villa Borgheſe, fuori di Porta Pinciana, deſcritta da *Jacomo Manilli* Romano, Guardarobba di detta Villa. In Roma, 1650. 8. pp. 175. — Manilli beſtimmte dieſe Beſchreibung, wie er in der Zueignungsſchrift ſagt, zum Gebrauch der Fremden, und zugleich zur Aufbewahrung des Andenkens der vielen Merkwürdigkeiten der Kunſt, an welchen dieſe Villa ſo reich iſt. Gegenwärtig möchte ſie aber freilich nicht mehr den Fremden zur Anleitung dienen können, da Herr v. Ramdohr, der in ſeinem mehrmals angeführten ſchätzbaren Werke, B. 1. S. 311 ff. eine geſchmackvolle Beſchreibung dieſer Villa giebt, ſelbſt von der Volkmanniſchen, im zweiten Bande der Nachrichten von Italien, S. 861 ff. erinnert, daß ſie durch die neuern Einrichtungen beinahe unbrauchbar geworden ſey.

Die drei Antiken, welche Winkelmann in dieſem Buche vermißt, ſind: die Ankunft der Pentheſilea beim Priamus; die abbittende Hebe;

und ein ſchöner Altar, an dem Jupiter auf einem Centaur reitet.

Die zuletzt berührte Stelle ſteht im Original S. 162: Sopra due fineſtre, che ſtan da i lati della porta, ſon poſte ſù piedeſtalli quadri di pietra, due Guglie piccole *di granito dell' Elba.* Wahrſcheinlich von der Inſel Elba.

Marbodus. Biſchof zu Rennes in Bretagne, in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Seine Werke hat Beaugendre mit den Werken ſeines Zeitgenoſſen, des Erzbiſchofs von Tours, Hildebertus, zu Paris 1708 in Folio herausgegeben. Er erhält eine Stelle in meiner Litteratur bloß wegen ſeines *Liber Lapidum*, eines Gedichts in lateiniſchen Hexametern, worin er ſechzig Edelſteine nach ihren Eigenſchaften und Kräften beſchreibt. Es iſt zuerſt unter verſchiedenen andern Werken des Marbodus 1524 zu Rennes, *Redonis*, apud Joannem Macé, Bibliopolam, juſſu Yvonis Redonenſis Epiſcopi, gedruckt worden; und das einzige Exemplar, welches Beaugendre von dieſer Ausgabe noch auftreiben konnte,

iſt in der Bibliothek des Mazariniſchen Kollegii zu Paris. Hierauf iſt es Friburgi, 1531, cum ſcholiis *Pictorii Willigenſis* herausgekommen; und wiederum 1539, cum commentariis *Alardi Amſtelodamenſis*. Endlich fügte es Gorläus im J. 1695 ſeiner Daktyliothek bei. Die Ausgabe des Beaugendre iſt aus der Vergleichung verſchiedner Handſchriften entſtanden, und hat einige noch ungedruckte Zuſätze gleichen Inhalts, auch eine alte franzöſiſche Ueberſetzung in Verſen, welche B. aus einer Handſchrift *S. Victoris* genommen, der er ein Alter von 600 Jahren zuerkennt, und die alſo mit dem Verfaſſer gleichzeitig, oder doch faſt gleichzeitig ſeyn würde.

Gesner ſagt in ſeiner Bibliothek, daß dieſes Gedicht vom Vincentius, vom Albertus, und andern dergleichen Schriftſtellern, unter dem Namen eines *Liliarii* oder *Lapidarii* angeführt werde; auch wohl unter dem Namen des Evax; nicht zwar, als ob Marbodus den Zunamen Evax geführt hätte, wie Baläus und Pitſäus vorgeben, ſondern weil es anfängt: Evax rex Arabum etc. (S. oben den Art. Evax.)

Marbodus ſagt ſelbſt, daß ſein Gedicht nur ein Auszug aus dem größern Werke des Evax ſey:

> Hoc opus excipiens dignum componere duxi
> Aptum geſtanti forma breviore libellum,
> Qui mihi praecipue paucisque pateret amicis.

Warum ſoll man ihm nicht glauben, daß ein altes Werk unter dem Namen des Evax vorhanden geweſen ſey? Warum ſoll er allein dieſen ganzen Betrug geſchmiedet haben?

Unter den übrigen Gedichten des Marbodus hat Beaugendre vieles mit unterlaufen laſſen, welches Marbodus eben ſo wenig gemacht hat, als ich; z. E. das Epigramm auf einen Neidiſchen, welches ſich anfängt:

> Rumpitur invidia quidam, cariſſime Juli,
> Quod me Roma legit, rumpitur invidia. *etc.*

Dieß iſt ganz aus dem Martial; (L. IX. ep. 99.) nur daß die Zeilen, in welchem Martial von dem jure trium liberorum ſpricht, welches ihm Titus und Domitian geſchenkt hatte, weggelaſſen ſind, die ſich freilich auf einen Biſchof nicht recht paßten.

Die Schriftſteller, welche vom Marbodus Nachricht ertheilen, findet man in *Saxii* Onomaſt. Lit. T. II. p. 201 ſ. nachgewieſen, wozu man noch die Hiſt. Lit. de la France, T. X. p. 343, hinzu ſetzen kann. Er wird bald Marbodus, bald Marbodeus, bald auch, aber am unrichtigſten, Merobaudes, genannt. Dieſer letztere war ein andrer, und einer der ſpaniſchen Scholaſtiker. Unſer Marbodus wurde ums J. 1035 geboren, und ſtarb im J. 1123. Die zu Rennes beſorgte erſte Ausgabe ſeiner Werke ſoll einige Gedichte, auch das von den Edelſteinen, und ſechs Briefe enthalten. Die Ausgabe des Gedichts vom Piktorius, die noch in eben dem Jahre zu Paris nachgedruckt wurde, hat als Anhang ein kurzes Gedicht des Piktorius ſelbſt, unter dem Titel: Querela, quod inter lapides pretioſos molaris lapis tacetur. In den Anmerkungen iſt viel Gutes, beſonders zur Spracherläuterung. Eine zweite Ausgabe von Piktorius hat den Titel: Dactyliotheca, und auſſer jenem Anhange noch ein Gedicht de cote; Baſil. 1555. 8. und dieſe iſt zu Braunſchweig, 1740. 8. wieder abgedruckt worden. Auch findet man dieß Gedicht bei des Cornarius Ausgabe des Macer de Materia

Medica; Francof. 1540. 8. Denn einige haben es dem Macer beigelegt, und es für deſſen fünftes Buch gehalten. — Die Ausgabe des Beaugendre von dem Gedichte des Marbodus weicht von der des Piktorius auch darin ab, daß dieſer die ein und ſechszig Abſchnitte, in welche das Ganze getheilt iſt, anders, nämlich alphabetiſch, ordnete, oder ſie vielleicht ſo geordnet vorfand, und daß in dieſer letztern das Gedicht den Titel: *Enchiridion*, hat. Aus der ſehr alten, vom Beaugendre beigefügten, franzöſiſchen Ueberſetzung, oder vielmehr Umſchreibung, will ich doch den Anfang zur Probe mittheilen:

Evax fut un multe riches Reis.
Lu regne tint des Arabais.
Mult fut de pluſiurs choſes ſages.
Mult apriſt de pluſiurs langages.
Les ſept arts ſut, ſi en fut maiſtre.
Mult fut poiſchant et de bon eſtre.
Grans treſors ot d'or e d'argent,
E fut larges a tuite gent. etc.

Mathematik. Ich habe verſchiedne Beiſpiele angemerkt, in welche lächerliche Fehler

witzige Köpfe verfallen, wenn ſie ganz und gar nichts von der Mathematik wiſſen. Eins davon kommt im Gil Blas vor, (L. II. ch. 4.) wo Gil Blas bei dem Doktor Sangrado iſt, und unter ihm praktiſirt. Sangrado ſchickte ihn zu den Kranken, die er ſelbſt nicht beſuchen wollte, unter der Bedingung, ihm drei Viertheile abzugeben. Gil Blas thut das auch, und ſagt: J'avois lieu d'être content de mon partage, puisqu'ayant deſſein de retenir toujours le quart de ce que je recevois en ville, et touchant encore le quart du reſte, c'étoit, ſi l'Arithmétique eſt une ſcience certaine, la moitié du tout, qui en révénoit. Die Arithmetik wäre eine ſehr ungewiſſe Wiſſenſchaft, wenn das wahr wäre. Es war gar nicht möglich, daß Gil Blas auf dieſe Weiſe die Hälfte von dem ganzen Verdienſte bekommen konnte.

Johannes Matthäus. Man hat von ihm ein kleines Buch: *De Rerum Inventoribus;* und er lebte zu Anfange des ſechzehnten

Jahrhunderts. Seine Schrift war der bloße Grundriß zu einem größern Werke; und *Auguſtus Juſtinianus*, Epiſcopus Nebienſis, gab es zuerſt zu Paris im J. 1520 heraus. Zu Hamburg iſt es 1613 mit dem Gedichte des Antonius Sabellikus de rerum et artium inventoribus in Oktav wieder aufgelegt worden. Matthäus war aus dem Gebiete von Luna gebürtig. Von dieſem ſeinem Geburtslande ſagt Juſtinian in der Vorrede: *Luna* Hetruriae urbs eſt, olim et portus nobilitate, et ſe ipſa celebrata, nunc vero ruinarum tantum magnitudine conſpicua, in quibus quotidie effodiuntur marmorea complurima monumenta, quae facile teſtentur, quanta alias fuerit. Portus autem, qui natura, non etiam arte poſitus eſt, ſua in dignitate usque ad hunc diem perſeverat, Lunae ſolum nomine in Veneris, aut in Sancti Venerii, ut quibusdam placet, commutato. — Matthäus hatte auch ein Werk *de Mulieribus claris* hinterlaſſen, welches Giuſtiniani gleichfalls herausgeben wollte. Ich weiß aber nicht, daß es

geſchehen wäre. Im Jöcher finde ich dafür ſeine Gedichte angeführt, die Joh. Auratus 1576 zu Paris ſoll herausgegeben haben.

Das Gedächtniß des Matthäus verdient in meiner Litteratur erhalten zu werden, weil ich ihm verſchiedne Nachrichten von Erfindungen zu danken habe. Auch iſt er älter, als Polydorus Vergilius und Sardus, welche über eben dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Dieſe haben ſich auch nur, ſo viel ich mich erinnere, auf die Erfindungen der Alten eingeſchränkt, da hingegen Matthäus auch verſchiedne Erfindungen der Neuern mit beibringt, die ich an ihrem Orte ausgezogen habe. (S. z. B. Blaſerohr, Ballon, Mühlen, Lichter, *Auripelles*, und mehrere Artikel.) — Es wäre zu wünſchen, daß er überall ſeine Währmänner angegeben hätte. Manches iſt mir daher bei ihm ſehr zweifelhaft; und bei manchen Dingen hat er ſich in den Namen geirrt, oder ſie ſind falſch gedruckt.

Die Schrift des Matthäus de Rerum Inventoribus iſt unvollendet, wie Giuſtiniani in der Zuſchrift ſagt, die Paris, 1520, datirt iſt.

iſt. Sie iſt auch durchgehends nur mehr entworfen, als ausgeführt, und beſteht aus 24 kurzen Kapiteln, denen in der Hamburger Ausgabe noch zwei Kapitel aus *Wimphelingii* Epitoma German. über die Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerei beigefügt ſind. — Bei dieſer Gelegenheit will ich nur noch *Theod. Janſſonii ab Almeloveen* Rerum Inventarum Onomaſticon, Amſt. 1684. 8. in Erinnerung bringen, welches nicht nur viel vollſtändiger iſt, als die Sammlung des Matthäus, ſondern auch dadurch brauchbarer und vorzüglicher, daß es bei den Angaben der Erfindungen die Quellen beſſer nachweiſt.

Medaillen. Daß auch die Alten Medaillen oder Schaumünzen gehabt haben, welche nicht im Umlauf waren, ſondern als Kunſtwerke und Denkmäler von den Liebhabern aufbewahrt wurden, beweiſt L. 28 ff. de uſufr. Numismatum aureorum vel argenteorum veterum, quibus pro gemmis uti ſolent. Aber ganz falſch iſt es, alle kupferne Münzen mit den Bildniſſen der Kaiſer, wie Erizzo

(Diſcorſo ſopra le Medagl. degli antichi) will, zu ſolchen Medaillen zu machen.

Ob die *ſigillaria*, oder *munera ſigillaritia*, indeß in ſolchen Medaillen beſtanden haben, möchte ich nicht ſo geradezu mit Rinken (S. 17) und Savot (Diſc. ſur les Med. ant.) behaupten; und eben ſo wenig, daß die Imagines Imperatorum, welche an den ſignis cohortium hingen, ſolche Schaumünzen geweſen ſind.

In dem Kabinet des Königs von Frankreich iſt ein goldner Poſthumius, der zwölf Dukaten wiegt; und in dem kaiſerlichen zu Wien ein goldner Gratianus, der funfzig Dukaten ſchwer iſt, wie Rink ebendaſ. anführt. — Die kupfernen Schauſtücke aber ſind ungleich häufiger; doch iſt auch von ihnen keine ganze Kaiſerfolge zu machen. Die ſeltenſten darunter ſind die vom Auguſt, und die häufigſten die vom Hadrian.

Es iſt wohl ausgemacht genug, daß die alten Griechen und Römer auſſer den gangbaren Münzen auch Medaillons, oder Schaumünzen gehabt haben, wenn ſichs gleich nicht mit

Zuverläſſigkeit beſtimmen läßt, ob, und in wie fern auch dieſe letztern ehedem in Umlauf gebracht ſind. Man ſehe darüber die Reflexions ſur le Caractère & ſur l'Uſage des Médaillons antiques, par Mr. *Mahudel*, in der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. IV. p. 414 ff. Ihre nächſte Beſtimmung war vielleicht, Probemünzen (teſtimonia probatae monetae) zu ſeyn, oder Geſchenke bei feierlichen Gelegenheiten abzugeben; und die *miſſilia*, welche die römiſchen Kaiſer bei den öffentlichen Spielen unter das Volk warfen, ſcheinen wohl allerdings dergleichen Schaumünzen geweſen zu ſeyn; die *ſigillaria* hingegen waren vielmehr Geſchenke von kleinen Bildern und Statuen. Die an den Fahnen der römiſchen Cohorten befindlichen kleinen Schilde (clypei ſignorum; auch pilae, nach dem Iſidor;) auf welchen anfänglich die Bildniſſe der Götter, und nachher ſeit dem Auguſt die Bildniſſe der Kaiſer ſtanden, waren wohl freilich ihrer erſten Beſtimmung nach keine Münzen; doch ſcheinen ihrer einige in die neuern Münzſammlungen mit gekommen zu ſeyn. — Das vornehmſte Abzeichen der Schaumünzen iſt wohl in der über das gewöhnliche hinaus gehenden

Größe, Schwere und Kunſt des Gepräges zu ſuchen; denn das von manchen angegebne Kennzeichen, die Weglaſſung der Buchſtaben S. C. auf den römiſchen Schauſtücken, iſt nicht durchaus zutreffend. — Die kupfernen Denkmünzen ſind gewöhnlich am größten, und am ſchönſten gearbeitet. Zuweilen ſind ſie von zweierlei Metall; der innere Theil Kupfer, und der Ring, oder die Einfaſſung Bronze; oft auch umgekehrt. Vor dem Hadrian finden ſich ihrer nicht viele; mehrere aber von dieſem Kaiſer bis auf den Poſthumius; und wieder nach dieſem letztern ſehr wenige. — Uebrigens giebt es wenige römiſche Medaillons, deren Gepräge man nicht auf den kleinern, gangbaren Münzen wiederholt fände, welches bei den griechiſchen der Fall nicht iſt. Auch ſind jene ungleich dicker, als dieſe. — Selbſt in den reichſten Münzſammlungen findet man immer nur wenige eigentliche Medaillons; nur die Königin Chriſtina von Schweden war ſo glücklich, ihrer dreihundert zu beſitzen; und in der ſo reichen, und in ihrer Art einzigen Münzſammlung des Königs von Frankreich ſollen ſich jetzt ſogar an die zwölfhundert befinden. — Die kupfernen Schauſtücke vom Auguſt ſind allerdings ſehr ſelten, und

werden in England mit 10 Pf. Sterl. bezahlt. — Vergl. Eſſay on Medals, p. 96. 293.

Mediceiſche Venus. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, den Winkelmann anführt, hat ſie mit einer Habichtsnaſe gebildet finden wollen. S. von der Nachahmung Griech. Werke, S. 124; wo aber die Anführung des *Journal des Savans* unrichtig iſt.

Winkelmann führt dieß Urtheil aus einem Buche an, das den Titel hat: Nouvelle Diviſion de la Terre par les differentes eſpèces d'hommes; und bezieht ſich dabei auf das Journal des Sav. l'an 1604, Avr. p. 152. Freilich aber war im J. 1604 noch an kein Journ. des Sav. gedacht. Aber es verlohnt ſich der Mühe nicht, die es koſten würde, dieſe Nachweiſung zu berichtigen.

Meilenzeiger. *C. Gracchus* primus inſtituit, ut miliaria lapidibus ſignarentur. Dieſes finde ich beim Matthäus (de rer.

invent. p. 21.); aber auf weſſen Zeugniß ſagt er es?

Es iſt Plutarch, der in dem Leben des Cajus Gracchus (Vit. Parallel. ed. *Bryan.* Vol. IV. p. 389.) dieſer Veranſtaltung mit folgenden Worten gedenkt: Προς δε τουτοις διαμετρησας κατα μιλιον ὁδον πασαν (το δε μιλιον ὀκτω σταδιων ὀλιγον ἀποδει) κιονας λιθινους σημεια του μετρου κατεστησεν. ἀλλους δε λιθους ἐλαττον ἀπεχοντας ἀλληλων ἑκατερωθεν της ὁδου διεθηκεν, ὡς ἐιη ῥᾳδιως τοις ἱππους ἐχουσιν ἐπιβαινειν ἐπ᾽ ἀυτων, ἀναβολεως μη δεομενοις. d. i. „Er ließ auſſerdem auch die ganze Landſtraße „nach Meilen ausmeſſen, davon jede beinahe „acht Stadien enthält, und ſetzte, zur Bezeich„nung des Maaßes, ſteinerne Säulen. Auch „ließ er andre Steine hier und da in kleinern „Zwiſchenräumen an den Landſtraßen errichten, „auf welchen die Reitenden, die keine Bediente „bei ſich hatten, um ihnen aufzuhelfen, deſto „bequemer zu Pferde ſteigen konnten.“ — Daß der Kaiſer Auguſt auf dem römiſchen Markte einen Hauptmeilenzeiger errichten ließ, iſt bekannt. Auch giebt es noch verſchiedne Ueberreſte von ſolchen, gewöhnlich mit Inſchriften verſehe-

nen, columnis milliaribus. S. z. B. die Explication d'une Colonne milliaire trouvée près de Soiſſons, in der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. II. p. 379; und die Erklärungen von zwei andern, ebendaſ. S. 383, und T. V. p. 217.

MENISCI. De *Meniſcis*, ſeu circulis Chriſti et ſanctorum capitibus apponi ſolitis, v. *Ciampinus*, Vett. Monumentt. Cap. XIV. quorum originem accerſit cum *Pignorio* et *Kirchero* a gentilibus, qui Caeſaribus, Heroibusque aliis hac ipſa nota divinitatem adſcripſere; rejecta *Salmuthi* ſententia, meniſcos erroribus pictorum tribuente, qui tegumenta ad avium ſtercora ſubmovenda ſtatuis ſuperimpoſita in pictis etiam imaginibus adhibuerint.

Woher die obige Stelle genommen iſt, weiß ich nicht ſogleich anzugeben. Die hieher gehörigen Worte des Ciampini aber ſind am angef. Orte folgende: Quod vero antiqua Chriſtiana pietas Sanctorum capita hujusmodi radiantibus

lineis inſignire ſtuduerit, ſive in ſtatuis, ſive in picturis, opinantur nonnulli, non ex eo ortum eſſe, quod veteres doctrinam, vitae excellentiam, et gloriae typum, in ſaxis tabuliſque poſteritati conſignare voluerint; ſed antiquarum potius ſtatuarum exemplo, quibus opificum ſtudio addebantur *lunulae* quaedam ſeu patellae, ob longe alienam cauſſam, nempe ut ſupra capita aptatae, contra avium ſordes et ſtercora pro tegumento inſervirent. Aperte id innuit *Ariſtophanes* in *Avibus:*

Ἠν δε πȣ δειπνητε, περηγορεωνας ὑμιν πεμψομεν.
Ἠν δε μη κρινητε, χαλκευεσθε μηνισκȣς φορειν,
Ὥσπερ ἀνδριαντες.

In der Folge beruft ſich Ciampini auf den Pignorius, Kircher, u. a. m; auch auf alte Münzen und andre Kunſtwerke, wo dergleichen Glorien und Strahlenkronen vorkommen. Kircher nämlich (T. II. *Oedip. Aegypt.* Cl. 7. p. 87 ſ.) leitet den Gebrauch eines ſolchen Zirkels, zur Andeutung der Gottheit und größern Heiligkeit, von den Aegyptern her.

Metaſtaſio. In ſeiner Jugend hieß er Trapaſſi. — Mir hat Finazzi erzählt,

daß die *Didone Abbandonata*, die 1725 zuerſt zu Venedig aufgeführt wurde, gewiſſermaßen die eigne Geſchichte des Metaſtaſio geweſen ſey, die er mit der Romanina, der berühmteſten damaligen Sängerin in Italien, gehabt hatte. Die Romanina hatte ſich in ihn verliebt, und als M. nach Wien berufen wurde, wollte ſie ihm, einige Zeit darauf, dahin folgen. Metaſtaſio aber beſorgte, daß ſie ihm unangenehme Händel in Wien machen, und dort ſeinem Rufe nachtheilig werden möchte, indem ſie mit einem gewiſſen Poeten und Muſikus, Bulgarelli, verheirathet war, und wirkte bei Hofe einen Befehl aus, der ihr unterwegs entgegen geſchickt wurde, und ihr verbot, das kaiſerliche Gebiet zu betreten. Die Romanina wurde darüber raſend, und wollte ſich in der erſten Wuth das Leben nehmen, verwundete ſich auch die Bruſt mit einem Federmeſſer. Die Wunde war zwar nicht tödtlich; ſie ſtarb aber doch nicht lange darauf aus Gram und Verzweifelung. Dem ungeachtet vermachte ſie dem Metaſtaſio die Hälfte ihres anſehnlichen Vermögens, und die andre Hälfte ihrem Manne.

Aber M. weigerte ſich, das Vermächtniß anzunehmen, und machte dem Manne ein Geſchenk damit.

Die erſte Oper, von Metaſtaſio gearbeitet, ſagte mir Finazzi, ſey die alte Oper *Siface* geweſen, von der er die Worte umgeſchmolzen habe. Sie iſt aber nie unter ſeinen Werken gedruckt worden. Auch habe ihm Bulgarelli bei ſeinen erſten Opern viel geholfen. Das Subjekt des *Siface* iſt ungefähr das nämliche mit dem Eſſex.

Dieſer große, und in ſeiner Art einzige Operndichter ſtarb zu Wien, d. 12. April, 1782. Von ſeinen Lebensumſtänden lieferte Herr von Retzer eine Skizze, die einzeln in eben dem Jahre, und auch im Deutſchen Muſeum, 1783 Febr. S. 118 ff. gedruckt wurde. S. auch J. A. Hiller, über Metaſtaſio und ſeine Werke; Leipz. 1786. gr. 8.; und am ausführlichſten die Vita dell' Abate *Pietro Metaſtaſio*, ſcritta dall' Avvocato *Carlo Criſtini*, die zuerſt im erſten Bande der zu Nizza beſorgten Ausgabe ſeiner Werke, und hernach auch in dem 1787 erſchienenen vierzehnten Bande der be-

kannten Turiner Edition abgedruckt iſt. Gravina, der ihn als Knaben zu ſich nahm und erzog, veranlaßte die Vertauſchung ſeines Geſchlechtsnamens Trapaſſi mit dem gleichbedeutenden Griechiſchen, Metaſtaſio. In ſeiner Jugend war er einer der fertigſten Improviſatoren. Criſtini führt das Trauerſpiel *Giuſtino* als die erſte dramatiſche Arbeit an, welche M. unter Gravina's Aufſicht ſchon in ſeinem 15ten Jahre verfertigte. Die *Didone Abbandonata* aber wurde erſt im J. 1724, nach der Muſik des Domenico Sarri zu Neapel, nicht zu Venedig, zuerſt aufgeführt, und eben daſelbſt in dem nämlichen Jahre zuerſt gedruckt; und die Romanina ſelbſt ſang darin die Rolle der Eliſa mit dem größten Beifall. Die obige Anekdote iſt alſo dahin zu berichtigen, daß dieſe Sängerin, wie auch Mattei in ſeiner Lobſchrift auf Jomelli ſagt, dem Dichter die ſchönſten Situationen in dieſer Oper an die Hand gab, z. B. die der Eiferſucht in der 14ten und 15ten Scene des zweiten Akts. Mattei beruft ſich dabei auf das Zeugniß der Prinzeſſin di Belmonte, unter deren Schutz und durch deren Beförderung dieſe Oper entſtand. Erſt im folgenden Jahre, 1725, wurde ſie zu Venedig

gegeben, wohin man die Bulgarelli als erſte Sängerin berufen hatte, wohin ihr auch Metaſtaſio folgte, und wo er das ſchöne Sonett an die Damen von Venedig ſchrieb, um ihr Mitleid gegen die arme Eliſa aufzufodern. Man findet es in der Turiner Ausgabe, T. VI. p. 433; und es ſchließt ſich mit dem Terzet:

Mi baſta ſol, che in riveder diviſa
Dal Frigio pellegrin la Tiria figlia,
Dica alcuna di voi: povera Eliſa!

Erſt im folgenden Jahre, 1726, wurde die alte Oper *Siface*, auf Bitte des Kapellmeiſters Porpora zu Venedig, vom M. umgearbeitet, ſo, daß ſie faſt völlig ſeine Arbeit wurde, und Quadrio ſie ihm ſchlechthin beilegte. Man hat ſie jetzt im 13ten Bande der Turiner Ausgabe, S. 1 ff. mit abdrucken laſſen. Bald darauf ging Metaſtaſio mit der Bulgarelli und ihrem Manne nach Rom, wo ſie mit den Angehörigen des M. nur Eine Haushaltung führten. Im J. 1729 erhielt er den Ruf nach Wien, da ihn ſein Vorgänger, Apoſtolo Zeno ſelbſt, dem Kaiſer vorgeſchlagen hatte, mit einem Jahrgehalt von 3000 Gulden. Es koſtete dem M. ſehr viel Kampf, ſich ſo ganz von ſeinen bisheri-

gen angenehmen Verhältniſſen loszureiſſen. Die Romanina foderte ihn indeß ſelbſt auf, den Antrag anzunehmen; aber erſt im J. 1730 ging er nach Wien. Criſtini gedenkt mit keinem Worte des Vorhabens jener Sängerin, ihm dahin zu folgen, noch der geheimen Veranſtaltungen des M., dieß zu verhindern, noch ihrer darauf erfolgten Verzweifelung. Vielmehr giebt er aus den Briefen des Dichters Beweiſe von ſeiner Untröſtlichkeit über ihren Tod, und erzählt gleichfalls, daß ſie ihm die Hälfte ihres anſehnlichen Vermögens vermacht habe, welche aber M. mit der rühmlichſten Großmuth ausſchlug, und mit der andern Hälfte ihrem Manne abtrat.

Finazzi, der dieſe nur halb wahren Anekdoten dem ſel. L. erzählte, war ein Kaſtrat und Komponiſt, der ſich in und um Hamburg aufhielt. Man hat von ihm Fünf Italiäniſche Oden (von Metaſtaſio) mit Melodien; Hamb. 1754. kl. fol. — Hagedorn hat ſeinen Namen in ſeinem Schwätzer aufbehalten, den er unter andern ſagen läßt:

„Finazzi ſinget gut; doch ich kann beſſer
ſingen.“

Agoſtino Metelli. Ein Bologneſer, und einer der berühmteſten Freſcomahler. Er ſtarb zu Madrit 1660. — „Fù egli, ſagt Malvaſia von ihm, (Felſina Pittrice, T. II. p. 414.) il primo inventore di quelle Perſpettive, che per non voler regolare con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi ſono ſtate ſeguite dal *Santi*, dall' *Alboreſci*, e più, e con maggior applicazione, e fortuna dal *Monticelli*, tutti ſuoi allievi.

Auch am ſpaniſchen Hofe hat Metelli, nach dem Berichte des Malvaſia, vieles al Freſco gemahlt, wohin er mit dem Angelo Michele Colonna berufen wurde. Vorzügliche Stärke beſaß er in der ſogenannten Ornament- oder Verzierungs-Perſpektiv, und in Architekturgemählden. In dieſer Art hat man auch einige radirte Blätter von ihm; auch hat ſein Sohn, Giuſeppe Maria, und Franceſco Curti verſchiedne ſeiner Zeichnungen geätzt, von dem man viele radirte Blätter hat, über welche Baſan in ſ. *Dictionn. des Graveurs* nachzuſehen iſt.

Miniatur-Mahlerei. Il dipingere a pinto di penello piccole imagini ſopra la carta pecorina. So erklärt ſie Lana; er hat aber Unrecht, wenn er ſagt, daß in dieſer Art von Mahlerei: non ci ſerviamo di biacca, mà facciamo, che l'iſteſſo candore delle carte ſenza toccarlo ſerva di biacca. Wenigſtens thun das die Miniaturmahler jetzt nicht mehr; weil die Weiſſe des Elfenbeins oder des Pergaments mit der Zeit gelb wird, und die meiſten Oerter niedrig bleiben würden gegen das Uebrige, wo die Farbe aufliegt.

Einer von den berühmteſten ältern Meiſtern in dieſer Kunſt iſt Giulio Clovio, welcher 1578 ſtarb. Sein vornehmſtes Werk iſt ein Breviarium in der königlichen Kunſtkammer zu Neapel. — Zu Lana's Zeiten war auch der Padre Giov. Battiſta *della Religion de' Servi* ſehr berühmt, von dem L. ſagt, er habe den Clovio noch übertroffen. Dieſen finde ich beim Füeßlin nicht.

Von Giulio Clovio, genannt Macedo, von dem Vaſari (T. III. p. 849.) und aus ihm Füeßlin Nachricht giebt, wurde im J. 1498

zu Griſone in Slavonien geboren, und war ein Schüler des Giulio Romano. Das oben gedachte Brevier mahlte er im J. 1546 für den Kardinal Aleſſandro Farneſe; und Vaſari lobt es ungemein, beſonders wegen einiger Figuren in Michel Angelo's Manier, und wegen der ſchicklich gewählten Einfaſſungen mit Grotesken. Albert Dürer ſtach nach ſeinen Arbeiten. Er ſtarb zu Rom in dem oben angeführten Jahre. — Von dem P. Giov. Battiſta, deſſen Zuname nicht angegeben wird, kann ich keine weitere Nachweiſung geben.

Miſogyn. Ich habe dieſes Stück verfertigt, als ich die Fragmente Menander's ſtudirte, und fand, daß er dieſen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus την καλλιςην των κωμῳδιων τȣ ἑαυτȣ nennt. Menander's Miſogyn aber ſcheint ein noch verheiratheter Mann geweſen zu ſeyn, den alles ärgert, was ſeine Frau thut, und der weder an ihr, noch an irgend einer Frau in der Welt etwas Gutes wahrnehmen kann. Beſonders ärgerte ihn ihr Aufwand,

ſelbſt

ſelbſt der, den ſie in Opfern und gottesdienſtlichen Handlungen machte. Einem ſolchen Manne eine fromme, andächtige Frau zu geben, war ein Meiſterzug von Menander. Er hatte ihm den Namen Simylos gegeben, wie aus den Fragmenten beim Stobäus erhellt. Aus einem derſelben ſcheint mir noch zu erhellen, daß Simylos ſeine fromme Frau aufs Aeußerſte gebracht habe, ſo, daß ſie ihn zu verklagen ſchwört, wenn man nämlich die Worte beim Priſcian:

— — — Ὀμνυμι
Σοι τον ἡλιον, ἠ μην ποιησειν γϱαφην
Σοι κακωσεως,

„Ich ſchwöre dir beim Sonnengott, daß ich „dich Injurien belangen will!" der Frau in den Mund legen kann, wie man es denn mit aller Wahrſcheinlichkeit darf. Denn κακωσεως δικη oder γϱαφη heißt eigentlich actio uxorum in viros, parentum in liberos, pupillarumque in curatores pro injuria accepta. Ja zu dieſer Klage ſcheint es ſogar wirklich gekommen zu ſeyn, nach einem Fragmente im Suidas in dem Worte Παϱαςασις:

Ἑλκει δε γραμματιδιον ἐκει σε διθυρον
Και παραστασις.

„trahit te illuc diploma et drachma depoſiti.“ Jenes γραμματιδιον διθυρον, quod duas plagulas habet, ſcheint die ſchriftliche Vorladung geweſen zu ſeyn; und παραστασις bedeutet die depoſitionem drachmae ab iis, qui de re privata inter ſe diſceptarent.

Die wenigen Fragmente, die uns noch aus Menanders Miſogyn übrig ſind, den ich in *Fabricii* Biblioth. Gr. L. II. c. XXI. unter den verloren gegangenen Luſtſpielen dieſes Dichters nicht mit angeführt finde, ſtehen in den von le Clerc (Amſt. 1709. gr. 8.) herausgegebenen *Menandri* et *Philemonis* Reliquiis, p. 122 ſſ. Phrynichus (in Ecl. Attic.) ſagt davon: Τι και τουτῳ Μενανδρος την καλλιστην των Κωμῳδιων των ἑαυτου κατεκηλιδωσεν, ἐιπων, τι etc. Le Clerc bemerkt bei dieſer Stelle: *Menander* multo melius ſciebat, quae et ubi uſurpandae eſſent voces, quam ſexcenti Atticiſtae, qualis *Phrynichus* et alii. — Die längſte und vornehmſte Stelle, die den mißvergnügten Simylos charakteriſirt, findet ſich beim Sto-

häus, Tit. LXIX. Hier wird zwar der Name des Stücks nicht genannt; aber bei eben dieſem Schriftſteller, Tit. CVIII. werden vier Verſe aus dieſer Stelle wiederholt, und dem Μισο-γυνης beigelegt.

Tabulae MITHRIACAE. Auſſer den dreien, welche Gronov den Gemmen des Agoſtino beigefügt hat, und die auch Tho. Hyde ſeiner Hiſtoriae Religionis veterum Perſarum einverleibt hat, findet man noch drei andre in des Philipp a Turre Monumentis Veteris Antii (Romae, 1700. 4.), wovon die eine, welche auch die Acta Eruditorum (a. 1701. p. 264.) daraus mittheilen, nicht lange vorher bei Anzo iſt gefunden worden.

Von dem Dienſte des Mithras, und deſſelben Aehnlichkeit mit dem *Taurobolio*, iſt van Dalen in ſ. Abhandlung von dieſem Opfer nachzuſehen. (Diſſertt. Amſt. 1702. 4.)

Ich habe des a Turre Monumenta Veteris Antii ſelbſt vor mir, worin er mit der darin erläuterten Inſkription des M. Aquilius die

tabulam Solis Mithrae verbindet, und im zwei⸗ten Theile, S. 157 ff. ausführlich de Mithra, ejusque tabulis ſymbolicis, handelt. (Man vergleiche damit *Bergeri* Spicilegium Antiquitatis, p. 97 ſſ. und *Jo. Vignolii* Diſſ. de Columna Antonini, p. 174 ſ.) Von mehrern ähnlichen Tafeln ſ. ebendaſ. S. 159. Phil. a Turre fand ihrer acht, alle an andern Orten, als ſie von den dort angeführten Schriftſtellern nachge⸗wieſen wurden. Er giebt ſich viele Mühe, die darauf befindlichen ſymboliſchen Vorſtellungen einzeln zu erklären, und ſie alle auf die Hervor⸗bringung und Erhaltung der Welt hinzudeuten. Auch ſucht er zu zeigen, daß man den Mithras ehedem in der Gegend von Antium oder Spe⸗läum gottesdienſtlich verehrt habe. Eben da, wo die Bruchſtücke der von ihm vorzüglich be⸗ſchriebenen und erklärten Tafel gefunden wur⸗den, trift man noch verſchiedne Höhlen an; und Porphyrius (p. 263) bemerkt: ubicunque Mithram agnoverunt gentiles, eidem deo ſpecubus ſacra faciebant. Die dabei üblichen Opfer⸗gebräuche werden von ihm Kap. *V.* erläutert, und im folgenden Kapitel handelt er von den dieſem Gotte gewidmeten Feſten. Zuletzt zeigt er die Verbreitung dieſes Dienſtes in den römi⸗

ſchen Provinzen. — Das Uebrige in dem Werke des a Turre betrift den Belenus, und andre aquilejiſche Gottheiten, und die *coloniam Forojulienſem*. (Er ſelbſt war aus Friaul gebürtig.) Noch ſind einige damals bei Rom entdeckte Fragmente von Inſchriften der *fratrum ambarvalium* beigefügt.

Ueber das Taurobolium, einem der Cybele geweihten Opfer, ſ. auch umſtändlich die Explication d'une Inſcription antique, où ſont décrites les particularités des Sacrifices appellés *Tauroboles*, par Mr. *de Boze*, in den Mem. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. IV. p. 111 ff.

Modiſten. So hießen vor Alters, beſonders zu Nürnberg, diejenigen, die ſich einer zierlichen Handſchrift befliſſen, und darin Unterricht ertheilten, dergleichen in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts Johann Neudörffer war, aus deſſen Schule ganz Deutſchland mit Schönſchreibern verſorgt wurde. S. Doppelmayr, S. 201.

Friſch, in ſeinem Wörterbuche, erklärt das Wort Modiſten durch Muſikanten und

Sänger, und führt dazu Merkel's Bericht von der Magdeb. Belagerung an, wo die Stelle vorkommt: „Nach der Abſolution ſind zu dem „Magdeburgiſchen Geſandten der Kaiſerl. Maj. „Cantores und Modiſten in die Herberge ge„kommen, und ſich fröhlich erzeigt.“ Eben dieſe Bedeutung giebt auch, nach Friſch, Hr. Oberlin im Scherzeriſchen Gloſſarium davon an. Herr Adelung hat dieß Wort gar nicht aufgenommen, vermuthlich, weil er es nicht für hochdeutſch erkannte. Denn es ſcheint freilich mehr ein oberdeutſcher Provinzialausdruck, oder auch ſelbſt nur ein Modewort in der Umgangsſprache geweſen zu ſeyn. Sehr alt wäre es auch wohl nicht, wenn es von dem Worte Mode herkäme, das ſelbſt im Deutſchen erſt ſpätern Urſprungs iſt; obgleich Modiſten zunächſt von dem Lateiniſchen *modus* abgelenkt zu ſeyn ſcheint. Doppelmayr erklärt es am angef. O. ſo: „Die Modiſten wurden „zu den vorigen Zeiten diejenigen benennet, „welche ſich, um die Handſchriften zu verbeſ„ſern, und ſolche zierlicher darzugeben, bemü„het.“ Der von ihm dort, ſeinen Lebensumſtänden nach, angeführte Johann Neudörffer, der ältere, machte ſich durch ſeine

Schönſchreiberei in Nürnberg um das J. 1538 berühmt, und ließ im J. 1544 eine kurze Anweiſung zur Schreibekunſt in Quart, und im Jahr 1549 eine größere in Folio, in ſieben Geſprächen, drucken. Sein Enkel, Anton Neudörffer, gab beide wieder in ſeiner Schreibekunſt, Nürnberg, 1601. 4. heraus. Seine Methode war durch Albrecht Dürer's regelrechte Verbeſſerung der Verſalbuchſtaben veranlaßt worden, wovon gleichfalls Doppelmayr, Th. I. S. 153 f. nachzuſehen iſt. Neudörffer genoß in der Folge von den Kaiſern Karl *V.* und Ferdinand *I.* viel Gnade, und erhielt die Würde eines Comes Palatinus. Die Namen ſeiner vornehmſten, faſt durch ganz Deutſchland zerſtreuten, Schüler nennt Doppelmayr in der Note (*f.*) S. 201 ſeiner Hiſtor. Nachricht von den Nürnbergiſchen Mathematicis und Künſtlern; Nürnb. 1730. fol.

Monier. Der Verfaſſer einer Geſchichte der Kunſt, die ich noch nicht kenne, die aber das nicht leiſtet, was ſie verſpricht. (S. Winkelmann's Geſch. d. K. Vorr. S. X.)

Dieß, freilich ziemlich dürftige und wenig befriedigende Buch iſt zu Paris 1698. 8. unter folgendem Titel herausgekommen: Hiſtoire des Arts qui ont raport au Deſſein, diviſée en trois Livres — — par *P. Monier*, Peintre du Roi et Profeſſeur à l'Académie Roiale de Peinture et Sculpture. Es wird darin, ſehr ſummariſch, vom Urſprunge der Zeichnenkunſt, Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt und Kupferſtecherkunſt, von ihrem Fortgange und Verfall, und ihrer Wiederherſtellung gehandelt. Es entſtand dieſe Schrift aus den von Monier in den monatlichen Verſammlungen der Pariſer Kunſtakademie gehaltenen Vorleſungen, unter welchen er dieſe hiſtoriſchen Abhandlungen von den theoretiſchen über die Umriſſe, die Perſpektiv, die Anatomie, und die Bewegungen der Muskeln, ausſonderte. — Jöcher gedenkt dieſes Monier nicht; auch d'Argensville hat ihn in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Mahler (Th. IV. der deutſchen Ueberſ. S. 128) nur im Vorbeigehen als einen Schüler des Sebaſtian Bourdon genannt. Umſtändlicher aber wird ſeiner beim Felibien (T. IV. p. 404.) erwähnt, woraus auch Füeßli ſeine Lebensumſtände im Artikel Moſnier genommen hat. Er war der Sohn

eines gleichfalls geſchickten Mahlers Jean Moſnier, und ſtarb zu Paris im J. 1703. Unter andern zeichnete er nach den Gemählden des Nik. Pouſſin vier hiſtoriſche Landſchaften, die von St. Baudet geſtochen ſind.

Edward Moore. Er iſt Verfaſſer des engliſchen Trauerſpiels, *The Gameſter*, der Spieler. Ich kann zeigen, daß dieſes Stück aus Hill's *Fatal Extravagance*, und beide aus der *Yorkshire-Tragedy* genommen ſind; und gleichwohl finde ich, daß zu der Zeit, da Moore's Spieler (im J. 1753) zu London herauskam, ebendaſelbſt eine kleine Schrift erſchien: *The Gameſter*, a true Story, on which the new Tragedy of that name is founded; tranſlated from the Italian. 8. Und die Verfaſſer des *Monthly Review* eben dieſes Jahrs, S. 146, ſagen gleichfalls, daß Moore den ganzen Plan, und faſt alle Charaktere aus gedachter Geſchichte genommen habe. Iſt es möglich, daß die Engländer ihre eignen Werke ſo wenig kennen?

Man weiß, daß die *Yorkshire-Tragedy* eins von den sieben Schauſpielen iſt, welche Shakſpeare'n nur zweifelhaft beigelegt werden, obgleich keines darunter wohl ſo viel Anſchein der Aechtheit hat, als dieſes. Ich habe darüber im dreizehnten Bande meines Deutſchen Shakſpeare, S. 431 ff. umſtändlicher gehandelt, und ebendaſ. S. 436, bemerkt, daß Moore höchſt wahrſcheinlich die erſte Idee zu ſeinem Spieler daraus entlehnt habe. Auch findet man dort, und ſo auch im *Companion to the Playhouſe*, angemerkt, daß Hill eben dieß vermeintlich Shakſpeariſche Stück zur Grundlage ſeines Trauerſpiels: *The Fatal Extravagance*, gemacht habe, welches im J. 1720 zuerſt unter dem vorgeblichen Namen Joſeph Mitchell's erſchien, dem ſein edelmüthiger Freund, Aaron Hill, durch den Vortheil der dritten Vorſtellung aus einer dringenden Geldnoth half. Es wurde hernach unter Hill's dramatiſchen Werken mit abgedruckt. — Bei dem allen könnte doch wohl die in dem oben gedachten Pamphlet ins Engliſche überſetzte italiäniſche Novelle, wenn ſie alt genug dazu iſt, die urſprüngliche Quelle beider Schauſpiele, des von Shakſpeare und Moore, geweſen ſeyn.

Der letztre iſt übrigens durch ſeine, auch ins Deutſche überſetzte Fables for the female ſex bekannt; auch hat er noch zwei, mit nicht ſonderlichem Beifall aufgenommene Luſtſpiele, *The Foundling*, und *Gil Blas*, geſchrieben.

Mühlen. *Mola aquaria* inventum eſt recens. Sed *mola ventaria*, ut arbitror, recentior eſſe creditur. Nam antiqui, ni fallor, molis aſinariis et manuariis tantum utebantur. *Matthaeus*, *de rer. invent.* p. 38.

Da alſo ein Italiäner des ſechszehnten Jahrhunderts ſchon ausdrücklich der Windmühlen gedenkt, iſt es da wohl glaublich, daß man zur Zeit des Taſſo noch keine Windmühlen in Italien ſollte gehabt haben? Gleichwohl ſagt Taſſo in einem Briefe, in welchem er eine Vergleichung zwiſchen Frankreich und Italien anſtellt, es ausdrücklich. In dem Briefe nämlich, der in dem *Journal Encyclopédique*, *Oct.* 1768 zuerſt, und zwar nur in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, erſchienen iſt, unter der Aufſchrift: L'Italie comparée à la France, par *le*

Taſſe, Auteur de la *Jeruſalem Delivrée*; morceau recemment decouvert et traduit. Die Stelle ſelbſt iſt dieſe: Je ne dois pas omettre un avantage, que la France ſait tirer des vents par les moulins, qu'ils font agir; avantage, dont eſt privée l'Italie, qui n'a que des moulins à eau. — — Doch, dieſer ganze Brief ſcheint mir eine Erdichtung, und das Werk eines Franzoſen zu ſeyn. Denn ſonſt hätte ſichs wohl der Mühe verlohnt, ihn in der italiäniſchen Sprache ſelbſt mitzutheilen.

Wenn folgende Stelle beim Dante in ſ. *Amoroſo Convivio*: (Vineg. 1531. 8.) fol. 45. b. „eſſo Sole gira il mondo intorno giù alla terra, overo al mare, *come una mola*, della quale non paia più che mezzo lo corpo ſuo;" von einer Windmühle zu verſtehen iſt; ſo bewieſe ſie, daß man dergleichen in Italien ſchon im dreyzehnten oder wenigſtens im vierzehnten Jahrhunderte gekannt habe.

Muſik. 1. Herr Bach, welcher hier in Hamburg Telemann's Stelle erhalten hat, iſt beſtändig ein beſondrer Freund von dieſem geweſen; doch habe ich ihn gleichwohl ſehr unpartheiiſch, in Vergleichung mit Graun, von ihm urtheilen hören. Telemann, ſagt er, iſt ein großer Mahler, wovon er beſonders in einem ſeiner Jahrgänge, welcher hier der Zelliſche heißt, ganz ausnehmende Beweiſe gegeben hat. Unter andern führte er mir eine gewiſſe Arie an, worin er das Erſtaunen und Schrecken über die Erſcheinung eines Geiſtes ganz unnachahmlich ausgedrückt habe, ſo, daß man auch ohne die Worte, welche höchſt elend ſind, gleich hören könne, was die Muſik wolle. Aber Telemann übertrieb auch nicht ſelten ſeine Nachahmung in das Abgeſchmackte, indem er Dinge mahlte, welche die Muſik gar nicht mahlen ſollte. Graun hingegen hatte einen viel zu zärtlichen Geſchmack, um in dieſen Fehler zu fallen; aber die Hut, auf der er desfalls beſtändig ſtand, machte auch, daß er ſelten oder gar nicht mahlte, und ſich meiſtentheils mit einer lieblichen Melodie begnügte.

2.

Jeſus Heriloneus, *Tharbini* filius, poëta et muſicus, primus de muſica librum ſcripſit; ſchreibt Joh. Matthäus de rer. invent. p. 29. — Dieſes ſoll heiſſen: *Laſus Hermionenſis*, welcher ein Zeitverwandter des Xenophanes war, wie man aus dem Plutarch *de vitioſo pudore* ſieht, und des Simonides, wie Ariſtophanes in den Weſpen anzeigt.

3.

Bach klagt über den jetzigen Verfall der Muſik. Er ſchreibt ihn der komiſchen Muſik zu, und ſagte mir, daß Galuppi ſelbſt, der einer von den erſten komiſchen Komponiſten iſt, und ſich jetzt in Petersburg befindet, von wo er aber zurück erwartet wird, weil er alt und reich genug iſt, daß ihm, ſage ich, Galuppi ſelbſt verſichert habe, der Geſchmack an der komiſchen Muſik verdränge ſogar die alte gute Muſik aus den Kirchen in Italien. Er ſelbſt habe eine von ſeinen komiſchen Symphonien *) in einer Kirche zu Rom gehört, der man einen geiſtlichen Text untergelegt hatte. Eine weſentliche Eigenſchaft

*) Vermuthlich eine von ſeinen komiſchen Arien.

der komiſchen Muſik iſt es, daß ſie faſt nichts als Allegro's hat, und die Adagio's gänzlich verbannt; kaum daß ſie noch dann und wann ein Andante erlaubt.

4.

Perrault in ſeiner Abhandlung *de la Muſique des Anciens* (Par. 1680. 12.) iſt ohne Zweifel der erſte, welcher den Alten die vielſtimmige Harmonie (harmonie compoſée de pluſieurs parties,) abſpricht, und zu zeigen ſucht, daß alles, was ſie von der Symphonie ſagen, von dem Geſange *à l'uniſon ou à l'octave* zu verſtehen ſey. Doch weiß ich nicht, ob ſich nicht Stellen bei den Alten finden ſollten, welche dieſer Meinung zu widerſprechen ſcheinen. Eine ſolche glaube ich z. B. beim Plutarch περι πολυφιλιας gefunden zu haben: Ἡ μεν γαρ περι ψαλμȣς και φορμιγγας ἁρμονια δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον, ὀξυτησι και βαρυτησιν ἀμωσγεπως ὁμοιοτητος ἐγγινομενης. „Nam concentus quidem ille, qui numeris muſicis et citharis efficitur, ſonorum conſenſum ex iis, quae diſſona ſunt, habet, quod acutis et gra-

vibus ſimilitudo quaedam interveniet." Man merke hier auf das δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον. Ich weiß nicht, ob man das von Stimmen ſagen könnte, die nur in der Höhe und Tiefe von einander unterſchieden wären. Aber das Folgende ſagt noch mehr, wo Plutarch die Harmonie der Freundſchaft dieſer muſikaliſchen Harmonie entgegen ſetzt: της δε φιλικης συμφωνιας ταυτης και ἁρμονιας ȣδεν ἀνομοιον ȣδε ἀνωμαλον, ȣδε ἀδολον ἐιναι μερος, ἀλλ' ἐξ ἁπαντων ὁμοιως ἐχοντων, ὁμολογειν και ὁμοδοξειν και ὁμοβȣλειν και συνομοπαθειν, ὥσπερ μιας ψυχης ἐν πλειȣσι διῃρημενης σωμασι. „At vero hic amicitiae concentus atque haec conſonantia nullam partem diſſimilem aut inaequalem aut diſcrepantem habere vult, ſed ex pari omnino habitu in ſermonibus, in opinionibus, in conſiliis, in effectibus conſentiri; perinde ac ſi unus animus in plura corpora eſſet diviſus." — Das ἀδολον kann hier nicht Statt haben, wie auch Stephanus anmerkt, welcher ἀπῳδον dafür lieſt, von ἀπᾳδειν, in

cantu

cantu diſcurrere. — Nun frage ich: wenn alle die verſchiedenen Stimmen nur oktavenweiſe verſchieden geweſen wären; würde dieſe muſikaliſche Harmonie nicht eben ſo vollkommen geweſen ſeyn, als Plutarch die Harmonie der Freundſchaft zu ſeyn verlangt? Nach dem Gegenſatz aber, welchen er zwiſchen beiden macht, muß das *ἀνομοιον*, *ἀνωμαλον* und *ἀπῳδον μερος*, welches bei der Harmonie der Freundſchaft nicht Statt finde, bei der Harmonie der Muſik Statt gefunden haben; und es iſt mir ſchwer zu begreifen, wie das Muſik *all' uniſono* könne geweſen ſeyn.

1.

Hr. Prof. Engel hat in ſeiner vortreflichen Abhandlung über die muſikaliſche Mahlerei (Berl. 1780. 8.) die Fragen überaus gründlich und ſcharfſinnig beantwortet: was in der Muſik Mahlen heiſſe? was für Mittel dieſe Kunſt dazu in ihrer Gewalt habe? was ſie durch dieſe Mittel zu mahlen im Stande ſey? und was ſie mahlen, und nicht mahlen ſolle? Vornehmlich zeigt er ſehr ſchön, daß es die Pflicht des Tonkünſtlers, und dem Hauptzwecke

der Tonkunſt gemäß ſey, nicht ſowohl den Gegenſtand ſelbſt, der die Empfindung erregt, als vielmehr die dadurch erregte Empfindung und Leidenſchaft ſelbſt, zu ſchildern und nachzuahmen. Allerdings überließ ſich Telemann, dieſer in ſeiner Art immer höchſt verehrungswürdige und ungemein fruchtbare Kirchenkomponiſt, oft der muſikaliſchen Mahlerei der Gegenſtände allzuſehr; und nicht bloß hörbarer Gegenſtände, ſondern zuweilen auch ſolcher, wo der Ausdruck durch Töne die Aehnlichkeit des ſinnlichen Eindrucks nur ſehr ſchwach, nur durch entfernte Ideenverknüpfung, und gemeiniglich nur auf eine zu gekünſtelte und geſpielte Art, erreichen kann. Sogar auf geiſtige und überſinnliche Begriffe dehnte er manchmal dieſe Nachahmung aus. So erinnere ich mich z. B. daß er mehrmals die Falſchheit der Geſinnungen durch falſche Quinten oder durch Diſſonanzen auszudrücken geſucht hat. Aber dieß war bei ihm eine faſt unzertrennliche Folge von der bis zum Ueppigen großen und ergiebigen Fruchtbarkeit ſeiner Erfindungskraft; und er ſcheint mir unter den Tonkünſtlern faſt eben das geworden zu ſeyn, was Ovid unter den Dichtern war.

2.

Vom Laſus, aus Hermione, einer Stadt im Peloponnes im Königreiche Argos, der um die 58ſte Olympiade, ungefähr 548 J. v. Chr. G. berühmt war, ſehe man *Dr. Burney's* Hiſtory of Muſic, Vol. I. p. 447; und Hrn. Forckel's Allg. Geſch. d. Muſik, B. I. S. 358. Vergl. *Fabricii* Bibl. Gr. Vol I. p. 102, wo in der Note mehrere von ihm handelnde Schriftſteller nachgewieſen werden. — Laſus wird faſt allgemein für den erſten gehalten, der über die muſikaliſche Theorie ſchrieb; er war aber auch ausübender Tonkünſtler. Von ſeinen Schriften iſt nichts mehr übrig; und von denen griechiſchen Schriftſtellern über die Muſik, wovon wir noch etwas beſitzen, iſt Ariſtoxenus der älteſte.

3.

Bach's Klage über den Nachtheil, welchen der überhand genommene Geſchmack an der komiſchen Muſik der Aufnahme der ernſthaften geſchaft hat, iſt nur allzu gegründet. Beſonders iſt der Geſchmack an der komiſchen Oper, auch an unſern deutſchen Höfen, dem Geſchmack an der ernſthaften ſehr nachtheilig geworden; ob es gleich mehrere Urſachen des Verfalls der letztern giebt, welche man von Arteaga in ſei-

nem ſehr leſenswürdigen Werke, Le Revoluzioni del Teatro Muſical Italiano, T. II. III. Cap. 12—15, zergliedert und beredt beſchrieben findet.

4.

Man findet die Gründe für und wider die Meinung, daß die Alten ſchon den Kontrapunkt gekannt, und folglich vielſtimmige Muſik gehabt haben, vom Dr. Burney in ſeiner von mir (Leipz. 1781. 4.) überſetzten Abhandlung von der Muſik der Alten, Abſchn. VIII, S. 130 ff. am kürzeſten und überſehbarſten gegen einander geſtellt. Vergl. Hrn. Forkel's Allgem. Geſch. d. Muſik, B. I. S. 389 ff. — Perrault war jedoch nicht der erſte, welcher der alten Muſik die Harmonie abſprach; ſondern das thaten ſchon vor ihm Glariani, Salinas, Bottrigari, Artuſi, Cerone, Kepler, Merſenne, und Kircher *).

*) Hr. Forkel erinnert S. 392, daß ſchon am Ende des funfzehnten, und zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die muſikaliſchen Schriftſteller auf dieſe Sache aufmerkſam geweſen, und daß Franchinus Gafor der erſte ſey, welcher derſelben in ſeiner zu Mailand 1496 gedruckten Practica Muſicae utriusque cantus gedenkt.

Nur war die Folgerung, welche ſie daraus zogen, nicht immer ſo nachtheilig für die Muſik der Alten, als die Folgerungen Perrault's, der ſie beim Mangel vielſtimmiger Harmonie, und mit Recht, für weit unvollkommener hielt, als die Muſik der Neuern. Manche, z. B. Merſenne, und ſelbſt Rouſſeau, haben vielmehr zum Nachtheil der vielſtimmigen Harmonie aus dieſem Mangel, mehr ſcheinbare, als treffende Gründe hergeleitet. S. Dict. de Muſique, art. *Harmonie*, wo er, aus jenem Grunde, geradehin behauptet: que toute notre harmonie n'eſt qu'une invention gothique & barbare, dont nous ne nous fuſſions jamais aviſés, ſi nous euſſions été plus ſenſibles aux véritables beautés de l'Art, & à la Muſique vraiment naturelle. Unſtreitig eins der auffallendſten muſikaliſchen Paradoxen, deren überhaupt in Rouſſeau's Wörterbuche nicht wenige vorkommen. Wenngleich übrigens die Streitfrage über die Vielſtimmigkeit der alten Muſik nicht mit völlig einleuchtender Gewißheit zu entſcheiden ſteht, ſo iſt doch wohl unſtreitig die größte Wahrſcheinlichkeit auf der Seite derer, die ſie leugnen; und es kommt hauptſächlich darauf an, die Wörter: ϛυμφωνος, ὁμοφωνος, ἀντιφωνος, u. ſ. f. wenn

ſie von den Tönen gebraucht werden, richtig zu verſtehen, und ſo, wie ſie die alten Muſiker ſelbſt, z. B. Gaudentius, erklären. (S. Dr. Burney's angef. Abh. S. 153 ff.) Auch das Wort Harmonie ſelbſt bedeutete bei den Griechen nicht, wie bei den Neuern, Zuſammenſtimmung, ſondern Folge mehrerer Töne, und alſo das, was wir jetzt Melodie nennen, da dieß letztre Wort hingegen das Rhythmiſche in der Tonfolge bezeichnete. Die Töne, welche bei den Griechen ἀντιφωνος hießen, waren, wie ſich aus jenen Erklärungen und mehrern Stellen deutlich genug ergiebt, gleichartige Töne in der Oktave; und ſelbſt die erſte Stelle, welche L. aus dem Plutarch anführt, iſt davon ein neuer Beweis; denn es iſt da von den zuſammenſtimmenden höhern und tiefern Tönen dieſer Art die Rede, wo aus den ἀντιφωνοις das συμφωνον entſteht, da, wie es ſcheint, die höhern Töne der Zither, und die tiefern der Menſchenſtimme beigelegt werden. Und wenn man in der zweiten Stelle auch die Leſeart des Stephanus annimmt; ſo iſt ſie doch wohl eben ſo zu erklären; und Plutarch ſchreibt der Freundſchaft eine noch innigere Harmonie, eine noch nähere Zuſammenſtimmung und völligere Gleichheit zu,

als in der Muſik ſelbſt diejenigen Töne mit einander haben, die zwar an ſich die nämlichen, aber doch durch die Verſchiedenheit der Oktaven in einer gewiſſen Unähnlichkeit und Entfernung von einander ſind.

N.

Natter. Sein Syſtem iſt: das Schlechteſte für das Aelteſte zu halten; welches aus dem, was er über die dritte und ſechste Kupfertafel vorbringt, zu erweiſen iſt. (Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfind. des Schönen, S. 7.)

„Eben ſo falſch, fährt Winkelmann „fort, iſt deſſen Urtheil über das vermeintlich „hohe Alter der Steine auf der achten bis zur „zwölften Platte. Er geht hier nach der Ge„ſchichte, und glaubt, eine ſehr alte Begeben„heit, wie der Tod des Othryades iſt, müſſe „auch einen ſehr alten Künſtler vorausſetzen.“

Daß Natter in ſeinem Werke die Feder nicht ſelbſt führen können, iſt ohne Zweifel die Urſache, daß verſchiedne Stellen ziemlich dunkel ſind. Aber warum konnte er ſie nicht ſelbſt

führen? Warum ſchrieb er nicht in ſeiner Mutterſprache?

Herr Deschamps, der ſie führte, hat nicht einmal immer als ein Gelehrter gut geſchrieben, geſchweige als ein Kunſtverſtändiger. Wie nachläſſig er in ſeinen Anführungen iſt, habe ich an der Stelle des Plinius in den Antiquariſchen Briefen gezeigt. Nicht weit davon ſagt er: Dans la ſuite les Grecs, ayant porté la *Lithographie* en Italie. Lithographie für Steinſchneidekunſt habe ich nirgend gefunden; das Wort kann auch das nicht heiſſen.

Ich weiß, daß man auch eine engliſche Ueberſetzung von dieſem Werke hat. Dieſe müßte ich zu Rathe ziehen, um aus verſchiednen Stellen klug zu werden, die mir im Franzöſiſchen ganz unverſtändlich ſind; z. E. *Préf.* p. XXXV: Il eſt vrai que ces ſortes de ciſeaux &c.

Natter, ſage ich in den Antiquariſchen Briefen, war überzeugt, daß die Alten ihre Geheimniſſe gehabt haben. Er bemerkte z. B. an einer alten Paſte (die er lange für

einen Onyx gehalten), deren Oberfläche bläu⸗lich, und deren Grund ſchwarz war, daß das Tiefe in dem Schnitte ſchwarz ſchien, obſchon die blaue Lage noch viel tiefer ging, und das Inſtrument alſo nicht bis auf die ſchwarze Lage gereicht hatte. Er ſchloß alſo daraus: que l'un de ces Artiſtes avoit quelque ſécret pour noircir ſa gravure en pâte, que l'autre n'avoit pas. (*Préf.* p. XXXVIII.) — Des⸗gleichen glaubte er, daß alte Künſtler das Ge⸗heimniß gehabt hätten, die Karneole und Onyxe klar und rein zu machen. (*ibid.*) Je ſuis auſſi dans l'opinion, que quelques graveurs anciens poſſedoient le ſécret, de *rafiner* & de *clarifier* les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuſe de cornalines fines & mal-gravées, que les Anciens nous ont transmiſes; tandis qu'à préſent à peine en trouve-t-on une entre mille, qui ait le même feu. Il y a encore d'au-tres raiſons plus fortes & plus convain-cantes en faveur de cette conjecture; mais je laiſſe aux Curieux à les déviner,

en attendant que je trouve une autre occaſion de les leurs communiquer.

Es iſt wahr, die ganze Abſicht ſeines Werks ging dahin, zu zeigen, daß die alten Künſtler ſich ungefähr eben der Methode müſſen bedient haben, als die neuern. Dem ungeachtet erkannte er auf alten Steinen Spuren von dieſen ganz unbekannten Inſtrumenten. (*Préf.* p. XXVIII.) Un graveur entendu & exercé y découvrira mille traits, mille beautés de détail imperceptibles pour tout autre que pour lui. Il appercevra la marche & l'effèt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non ſeulement de ceux qui nous ſont connus, mais même de ceux dont on ignore aujourd'hui la conſtruction & la forme, mais dont l'opération ne laiſſe pas d'être ſenſiblé à un homme de métier. — Natter hatte das Inſtrument, womit die Wappenſchneider Parallellinien ſchneiden, darunter bemerkt, und ſagt, Hr. Guay, den er dieſes Inſtrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat ſtechen laſſen, würde es leicht auch darin entdeckt haben,

wenn er ſich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu kopiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden. Wäre es alſo ſehr unwahrſcheinlich, wenn man annähme, daß Natter mehr ſolche Inſtrumente, deren Spuren er auf alten Steinen gefunden, wieder erfunden und gebraucht hätte?

Wie weit die Figur in den Stein mit dem bloßen Rade zu fertigen ſey, ſieht man Tab. II. fig. 2. Nämlich bloß nach den gröbſten Vertiefungen, die ſchlechterdings noch keinen Gliedern ähnlich ſehen: après quoi l'on y emploie des outils plus petits & plus taillans, pour l'achever ſelon la capacité de l'Artiſte. Was alſo gerade bei dieſer Kunſt die Hauptſache iſt, kann mit dem Rade nicht vollendet werden, ſondern erfodert kleinere ſchneidende Werkzeuge, in deren Gebrauch allein die wahre Geſchicklichkeit des Artiſten beruhet.

Natter giebt auf der dritten Kupfertafel ſeines Traité de la Méthode antique de graver en pierres fines, *etc.* (Lond. 1754. fol.) drei ägyptiſche Gemmen, deren Arbeit von keiner ſonderlichen Schönheit iſt, bei denen er aber

doch, ſo wie bei der Gemme Taf. VI, auf das frühere Alter ihrer Verfertigung nicht ſowohl aus der ſchlechten Zeichnung der Figuren, als vielmehr aus dem noch ſehr Unbehülflichen in dem Mechaniſchen des Schnitts, zu ſchließen ſcheint. Denn auf dieſen letztern Umſtand nahm er durchgehends am meiſten Rückſicht.

In dem, was er über die achte bis zur zwölften Kupfertafel, und beſonders bei der eilften und zwölften Gemme ſagt, die beide den Tod des Othryades vorſtellen, finde ich gleichfalls nichts, was den ihm von W. gemachten Vorwurf verdient hätte.

Lithographie könnte, der Etymologie nach, freilich wohl ſo viel heiſſen als Steinſchneidekunſt, in ſo fern γϱαφειν, wie bekannt, urſprünglich nicht vom Schreiben ſowohl, als vom Zeichnen, Mahlen, und jeder Art bildlicher Darſtellung gebraucht wurde. Auch kommt das Franzöſiſche *graver* vielleicht von jenem griechiſchen Worte her. Aber der Sprachgebrauch will es nun einmal, und es iſt auch unſtreitig der Analogie gemäßer, daß man unter Lithographie nichts anders verſteht, als Kenntniß und Beſchreibung der Steine, bloß in Rückſicht auf ihr Materielles.

Der engliſche Text von Natter's Werke hat ſich ſehr ſelten gemacht, weil N kein engliſches Exemplar unter zwei Guineen verkaufen wollte, und, als er dazu nicht Liebhaber genug fand, alle noch vorräthige Abdrücke verbrannte.

In der Stelle der Vorrede, S. XXXV, erſcheinen freilich die ciſeaux auf einmal, ohne daß ihrer vorher erwähnt wäre; und man erräth erſt aus der Folge, daß ſie es waren, die Herr Siries aus einer Kompoſition, woraus er ein Geheimniß machte, verfertigt hatte.

Von den letztern Bemerkungen hat Leſſing ſchon verſchiedenes in ſ. Antiquar. Briefen benutzt. S. vornehmlich Th. I. Br. 27 und 34.

Ueber Natter's Lebensumſtände und Künſtlerverdienſte haben wir, ſo viel ich weiß, noch nichts ausführlichers, als was in Hrn. Büſching's Gelehrten Abhandlungen aus und von Rußland, St. I. S. 207—220, und in eben deſſelben Geſch. und Grundſ. d. ſch. K. und W. St. II. §. 48. 49. geſammelt iſt. Denn was Klotz, der einmal ſeine Lebensbeſchreibung ankündigte, in den Actis Literariis, Vol. I. p. 228, über ihn geſagt hat, iſt ſehr unbedeutend, obgleich Füeßlin u. a. darauf verweiſen.

Nero. Zu meiner Tragödie von ihm könnten das Lemma ſeyn, die nämlichen Worte, welche einer von den Umſtehenden ihm zurief:

Usque adeone mori miſerum eſt!

Seines Vorſatzes, den Tod des Nero als Trauerſpiel zu bearbeiten, deſſen auch in der Vorrede zum zweiten Bande ſeines Theatral. Nachlaſſes, S. XXIX, gedacht wird, erwähnte L. zum öftern gegen mich; und, ſo viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wildes, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück, *Nero Emperor of Rome*, zuerſt auf dieſen Stoff geleitet.

Daniel Neuberger. Célèbre Potier d'Augsbourg, qui avoit trouvé l'invention de donner à la cire la dureté du fer, auſſi bien que la couleur. (v. *Journ. des Savans*, a. 1684, p. 47; und Sandrart in ſ. Mahlerakademie.

Im Journ. des Sav. wird Neuberger aus dem Sandrart angeführt, der in ſeiner Teutſchen Akademie der edlen Bau- Bildhauer- und

Mahlerei-Künſte (Nürnb. 1675. fol.), 1ſter Hauptth. Th. II. B. III. S. 350, von ihm ſagt: „Es wollte die edle Sculptura uns auch in „Teutſchland einige, und zwar ſonderlich den „Daniel Neuberger, erwecken, deſſen Va- „ter auch wohl in Wachs boſſiren, desgleichen „zierliche Bilder und Hiſtorien machen, und „alſo ſeinem Sohn einen guten Grund und An- „fang zeigen können, damit ſein ſchöner Geiſt „ferners zu mehrerer Erfahrenheit durch einigen „Fleiß kommen und ſteigen möchte. Seine „Wiſſenſchaft aber beſtand erſtlich darin, in zu- „gerichtetem Wachs alle denkwürdige Figuren „aufs allergeiſtreichſte mit vielen Hiſtorien, „Feldſchlachten, darinnen oft etliche hundert „Bilder ganz nett und vollkommen, alſo vorzu- „ſtellen, daß vorhin niemals dergleichen Ueber- „fluß und Fertigkeit in Wachs geſehen worden. „Neben dem erfand er auch die Art, ſein Wachs „auf allerlei Weiſe, wie es die Natur erfoderte, „zu koloriren, daß es dem abgebildeten Men- „ſchen ganz und gar in allem ähnlich war; auch „ſogar die Metalle und Edelgeſteine mit ihrer „Farbe, Schein und Glanz repräſentirte, daß „man es oft für wahrhafte Steine ſelbſt gehal- „ten, wie denn viele Potentaten und Künſtler

„ſolche für wahrhafte angeſehen, ja ſogar in „eben dem Gewichte befunden.“ — Sandrart führt hierauf verſchiedne Arbeiten dieſes Künſtlers, beſonders für Kaiſer Ferdinand *III.* an, z. B. eine äußerſt natürliche Abbildung dieſes Kaiſers, mit einem darin angebrachten Uhrwerke. Auch wird die Neuberger'n eigenthümliche Verfahrungsart beim Boſſiren von S. beſchrieben. — — In des jüngern Herrn von Stetten muſterhafter Kunſt- Gewerb- und Handwerksgeſchichte der Reichsſtadt Augsburg (Augsb. 1779. 8.) wird S. 439 dieſer Künſtler gleichfalls ſehr rühmlich erwähnt. Er war aus Augsburg gebürtig, und lebte daſelbſt, bis ihn die Zeiten des dreißigjährigen Krieges vertrieben; und nun ging er nach Wien, wo er ſtarb. Hr. v. St. führt eine merkwürdige Arbeit von ihm aus dem Stammbuche des Optikers Cuno an, nämlich einen Moſes, in Wachsfarben gemahlt, und, nach 125 Jahren, noch friſch und wohl erhalten, hinter welchem die Worte ſtehen: von Wachs, ohne Pinſelſtrich gemalt von Daniel Neuberger dem jüngern. 1654. — Ein Beweis, daß er ſchon Verſuche gemacht habe, die enkauſtiſche Mahlerei wieder herauszubringen. Auch ſeine Tochter, Anna

Felicitas,

Felicitas, trieb eben dieſe Kunſt ſehr weit, und lebte, nach ihres Vaters Tode, in Regensburg. Man ſehe von ihr Sandrart, Hauptth. II, S. 80; Keyßler's Reiſen, Br. 94; und Füeßlin's Allgem. Künſtlerlexikon, wo auch Daniel's Bruder, Ferdinand Neuberger, erwähnt wird.

Nicolaus. Der berühmte Waſſertaucher, von dem ich, in meiner Sammlung über das Heldenbuch verſchiednes angemerkt habe. Joh. Matthäus (de Rer. Invent. p. 40.) gedenkt ſeiner auch. Er redet von der Zeit der ſicilianiſchen Veſper, und der Entſtehung des Ordens der Flagellanten, und ſetzt hinzu: Hoc etiam tempore in Sicilia vir fuit Nicolaus piſcis, Meſſanenſis, qui vitam in mari duxit, nec diu extra aquas eſſe poterat. Hic multa de maris ſecretis patefecit hominibus, poſt matris execrationem hanc inhumanam vitam ſortitus.

Leſſing hatte, als er in Berlin lebte, zu einem Kommentar über das Heldenbuch ſchon eine Menge Materialien geſammelt. Unglückli-

cherweiſe nahm ſie ſein Bedienter für unnütze Papiere, und verbrauchte ſie eine Zeitlang in der Stille zu Haarwickeln für ſeinen Herrn Als dieſer es entdeckte, war der größte Theil ſchon unwiederbringlich verloren; und, ſo viel ich weiß, iſt wenig, oder vielleicht nichts mehr davon, unter ſeinem Nachlaß befindlich. — Zu welcher Stelle des Heldenbuchs L. jene Anmerkungen über den Waſſertaucher Nicolo oder Colas angebracht habe, weiß ich nicht anzugeben. Man nannte ihn gewöhnlich *le Poiſſon Colas*, weil er faſt mehr unter als über dem Waſſer lebte. S. Journ. des Sav. a. 1677, p. 116, bei der Anzeige von *Jo. Pecklini* de Aëris et Alimenti Defectu et Vita ſub Aquis. Kilon. 1676. 8.

Niellum. Eine Art von Gravüre, oder, wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begrif habe, ob ich ſchon Werke davon geſehen; z. E. bei Hrn. Balemann in Hamburg das Portrait eines kaiſerlichen Generals, aus dem dreiſſigjährigen Kriege, in einem gehöhlten Thaler. — Die Italiäner

nennen dieſe Arbeit lavoro di Niello, und die Franzoſen Nellure. Vigenere in ſeinen Anmerkungen über die Bilder des Philoſtratus, ſoll die Art, wie dabei verfahren wird, beſchreiben, wie ich aus einem Artikel des Caſeneuve in dem franzöſiſchen Wörterbuche des Menage ſehe. Jener muthmaßt daſelbſt, ohne Zweifel ſehr richtig, daß das Wort von *niger*, *nigellus*, herkomme, und *nellure* gleichſam ſo viel ſey, als *nigellatura*, und *neller* ſo viel als *nigellare*. Aber er geht zu weit, wenn er darum in dem Teſtamente des Abts Leodebodus, der unterm Klothar, dem Vater des alten Dagobert, lebte, und welches Teſtament Helgaud, ein Mönch des Kloſters Fleury, in ſeiner Geſchichte des Königs Robert anführt, anſtatt: ſcutellas deauratas, quae habent in medio cruces *niellatas*, will geleſen wiſſen: *nigellatas*. Das Wort ward nun einmal ſo geſprochen und geſchrieben, auch wenn man Lateiniſch ſprach und ſchrieb. Hieraus ſieht man auch, daß *croix nillée*, als ein Kunſtwort der Heraldik (beim Menage unter dem Art. *nillée*,) weder ſo viel heißt, als annillée,

gleichſam annihilée, in der Bedeutung von klein, zart; noch auch von *nille*, le fer de moulin, qui ſoutient la meule ſuperieure, herkommt, ſondern wirklich ein Kreuz, nach gedachter Art gearbeitet, bedeuten muß.

Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts war Franceſco Francia, ein Goldſchmied und Mahler von Bologna, in dieſer Art von Arbeit ſehr berühmt, deſſen auch Camillo Leonardi gedenkt. (S. ſ. Artikel.) — Ob aber das wahr ſeyn mag, was Leonardi daſelbſt ſagt, daß dieſe Kunſt zu nielliren eine neue Erfindung ſey, und bei den Alten ſich keine Spur davon finde?

Ich habe eine Ahnung, daß es vielleicht die Enkauſtik der Alten iſt! — Wenn ich die Sache näher unterſuche, muß ich Bulenger de Pictura et Statuaria Veterum, L. II. Cap. V. VI. zu Rathe ziehen, wo die Stellen aus dem Vigenere lateiniſch überſetzt ſind.

War, wie oben angeführt, zur Zeit des Leodebodus, der, wenn er unterm Klothar lebte, in der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts gelebt haben muß, das Nielliren

ſchon bekannt; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Kunſt ſich von frühern Zeiten herſchreibt. Sie wird keine Erfindung dieſer dunkeln und barbariſchen Zeiten geweſen, ſondern von Griechen und Römern abgekommen ſeyn.

In *Bulengeri* de Pictura, Plaſtice, Statuaria, Libris II. (Lugd. 1627. 8.) Cap. V. VI. p. 113 ff. wird de Smalto, ſeu Encauſto (von der Email-Mahlerei) gehandelt; und aus dem Kommentar des Vignère über ſeine franzöſiſche Ueberſetzung der Philoſtrate das hieher Gehörige lateiniſch überſetzt. Vom Nielliren wird daſelbſt, S. 121 f. folgende Beſchreibung mitgetheilt: „*Nellura* quae vulgo dicitur, hoc modo fit: ſume tibi unciam unam argenti, duas aeris purgatiſſimi, tres plumbi. Liquato argentum et aes in eodem vaſe, ut confundantur; tum plumbum addito, et carbone moveto, ut plumbum ſpuma liberetur, et tria illa metalla in unum corpus tranſeant. Vas terreum pugni magnitudine ſulphure vivo ſemiplenum, quod in pulverem triveris, habeto, et in id metalla illa mixta fuſaque injicito, et os vaſis obturato argilla, et linteolo; et omnia commoveto, manibus uſus, donec refrigeſcat, ut omnia in

unam maſſam tranſeant. Vaſe fracto maſſam illam funde, et liqua in calice. aurariae fuſurae injecto borace, et fuſionem iterato, donec maſſa fracta tibi placeat. Haec eſt *nellura*, quae auro et argento tantum adhibetur, quam e verbis Gallicis *Vigineri* latinam tibi dedi." — Boulenger ſucht, nach dem Vignēre, in dem angeführten ſechsten Kapitel zu zeigen, daß das Emailliren den Alten ſchon bekannt geweſen, und ihr *encauſtum* geweſen ſey. Er beruft ſich deswegen auf eine Stelle beim Philoſtratus (L. I. Icon.), und auf eine andre beim Plinius, L. XXXIV. c. 17: „Plumbum album incoquitur aeris operibus Galliarum invento, ita, ut vix diſcerni queat ab argento, eaque *incoctilia* vocant." — Bei dem allen ſcheint doch das neuere Nielliren nichts anders zu ſeyn, als ein auf Silber aufgetragnes Email. Ob und in wie fern die Alten ſich ſchon auf dieſe Kunſt verſtanden haben, und ob und in wie fern ſie mit ihrem *encauſtum* einerlei ſey, verdiente allerdings eine nähere Unterſuchung.

Du Fresne in ſ. Gloſſar. Latin. med. aevi, erklårt das Wort *nigellum* durch Encauſtum Nigrum, vel ſubnigrum, ex argento et plumbo confectum, quo cavitas ſculpturae re-

pletur, und beruft ſich dabei auf den Vaſari, Kap. 33. Er ſetzt hinzu: Italis *Niello*; Gloſſ. Vett. *Nigellum*, μελανον; und führt verſchiedne Beiſpiele aus Schriftſtellern des Mittelalters an. Auch hat er die Wörter, nigellatus und *niellatus*, die er durch nigello diſtinctus erklärt. Bei dieſem letztern führt er gleichfalls die Stelle aus dem Leodebodus an, und fügt hinzu: Idem videtur quod *Noellé* noſtratibus, wozu er vier Beiſpiele aus alten franzöſiſchen Ritterromanen giebt.

Vermuthlich hatte Leſſing, als er den obigen Artikel niederſchrieb, die Wolfenbüttelische Handſchrift des Theophilus Presbyter, aus welcher er das frühere Zeitalter der Oehlmahlerei entdeckte, und die er im ſechsten Beitrage z. Geſch. u. Litt. abdrucken ließ, noch nicht aufgefunden, oder doch noch nicht genau durchgeſehen. Denn ſonſt würde er darin auf das 27ſte, 28ſte und 31ſte Kapitel des dritten Buchs gerathen ſeyn, welche den ganzen Prozeß des Niellirens beſchreiben, und de nigello, und de imponendo nigello handeln. Die Beſchreibung davon iſt noch umſtändlicher, als die von Vignere, und ſtimmt in der Hauptſache damit überein. Hier würde er auch gefunden ha-

ben, daß *nigellare* mit *denigrare*, der Ableitung und Bedeutung nach, einerlei iſt, und daß Theophilus dieß letztre Wort von dem Zwecke der Arbeit mehr als Einmal braucht. Hr. Prof. Leiſte ſagt in der Vorrede des angef. Beitrages, S. 13, es ſey ihm nicht bekannt, ob noch irgendwo ein ſolches ſchwarzes Email (nigillum) aus $\frac{2}{3}$ Silber und $\frac{1}{3}$ Kupfer, $\frac{1}{6}$ Blei und Schwefel, gemacht werde, auch kenne er das Gummi Barabas nicht, womit es, nach dem 28ſten Kap. auf die Gefäße gebracht wird, die ſchwarz emaillirt werden ſollen. Iſt es vielleicht der Borax, deſſen Vignère gedenkt?

ΝΟΜΟΣ. Als ein muſikaliſches Kunſtwort, heißt *νομος* nicht bloß ein Stück auf der Zither, zu welchem geſungen werden kann; ſo, wie es beim Suidas erklärt wird: *νομοι καλȣνται όι μȣσικοι τϱοποι, καθ᾽ ȣ̔ς ινας ᾀδομεν*· und weiter hin: *νομος, ὁ κιθαϱῳδικος τϱοπος της μελῳδιας*. Sondern es wird eben ſowohl von Stücken auf andern Inſtrumenten gebraucht, zu welchen nicht geſungen wird; z. E. von der Trompete, beim Polyä-

nus, L. V. c. 16. 4. wo es vom Prammenes heißt: χρησαμενος τῳ νομῳ της σαλπιγγος ὑπεναντιον, indem er dasjenige Stück, mit welchem ſonſt zum Angriffe geblaſen worden, ſeinen Soldaten zum Zeichen des Rückzuges, und umgekehrt, machte. Jenes heißt νομος ἐπικελευστικος, und dieſes ἀνακλητικος.

Voſſius ſagt in ſ. Inſtitut. Poët. L. III. c. 13. §. 4: „Νομος vocatur velut norma quaedam, et lex canendi.“ Und dieſe allgemeine Bedeutung ſcheint dieß Wort auch wirklich gehabt zu haben, wenn man es als muſikaliſches Kunſtwort brauchte; ſo, daß es auch in der muſikaliſchen Poeſie, wie am Ende alle Poeſie der Griechen war, vorzüglich in der lyriſchen, eine Strophe, einen Abſatz bedeutete, welchen man auch ehedem ſelbſt im Deutſchen ein Geſetz nannte. Die Einkleidung der Geſetze in Poeſie und Geſang, welche bei den älteſten Griechen gewöhnlich war, ſcheint freilich wohl zu der erſten Anwendung dieſes Wortes Gelegenheit gegeben zu haben, wie ſelbſt Ariſtoteles, Problemat. ſ. 19. bemerkt; obgleich Plutarch die Geſetzlichkeit und Unveränderlichkeit derer Lie-

der, die νομοι hieſſen, als den Grund dieſer Benennung angiebt. Und eben dieſe feſtgeſetzte Melodie ſcheint hernach immer der Nebenbegrif bei derſelben geblieben zu ſeyn. Nach der Verſchiedenheit der Veranlaſſungen, und der begleitenden Inſtrumente, erhielten ſie hernach verſchiedne Namen. — Burette hat in ſeinen Reflexions ſur la Symphonie des Anciens, und in ſeinen Remarques ſur le Dialogue de *Plutarque* ſur la Muſique, im XIten, XIIIten und XIVten Bande der Mémoires de l'Acad. des Inſcr. (éd. d'Amſt.) dieſe Materie umſtändlich abgehandelt. Vergl. Forkel's Allgem. Geſch. d. Muſik, B. I. S. 212 ff.

Nothhemde. Indumentum quoddam lineum, factum in induſii formam, quod germanice vocant Nothhemde, h. e. *induſium neceſſitatis*. Eo quicumque amictus eſſet, invulnerabilis reddebatur, neque illi obeſſe poterat vel ferrum, vel gladius, aliudve telum, vel glans plumbea tormentis emiſſa. Neque ſolum prodeſſe militibus credebatur, ſed

parturientium utero applicatum dolores ſedabat et partum facilem procurabat. Id nebatur, texebatur et conſuebatur a virginibus impollutis *nocte natalis Chriſti*, hoc modo: *etc.* — — Es verdrießt mich, das Uebrige abzuſchreiben, nämlich aus dem Boiſſard, de Divinatione, p. 55. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe unbefleckten Jungfrauen bei ihrer Arbeit den Teufel zu Hülfe rufen mußten. Wenn der Teufel dem Hemde die Kraft verleihen ſollte, ſo, dächte ich, könnten es auch wohl befleckte Jungfern weben und nähen.

Friſch giebt von dieſem Worte folgende Erklärung: „Noth-Hemd, induſium magicum, war vor Alters ein zauberiſches Hemd, das die abergläubiſchen Kriegsleute anlegten, weil keine Kugel oder Stoß durchgehen ſollte; auch legten die Gebährenden dergleichen Hemde an.“ Und Hr. Adelung: „ein ehedem ſehr übliches abergläubiſches Hemd, welches nicht nur feſt machen, ſondern auch in Kindesnöthen liegenden Weibern die Geburt erleichtern ſollte.“

Nymphäum. Nymphen. Das alte von Holſtein beſchriebne Gemählde, Nymphäum, iſt, nach Winkelmann's Vorrede zur Geſch. d. Kunſt, S. XXII, durch Nachläſſigkeit, wie man vorgiebt, verdorben, und wird nicht mehr gezeigt.

Nymphae braucht Ovid (Ep. Heroid. I. v. 27.) auch von verheiratheten Frauensperſonen:

Grata ferunt Nymphae pro ſalvis dona maritis;

wenn anders die Stelle ſo von ihm iſt, und nicht vielmehr, wie Heinſius vermuthet, *nuptae* geleſen werden muß.

Der Commentariolus in veterem picturam Nymphaeum referentem iſt mit drei andern Abhandlungen des Lukas Holſtenius zuerſt zu Rom, 1676, fol. dann als Anhang zu ſeinen Notis et Caſtigationibus poſthumis in *Stephani Byzantini* Eθνικα, ſ. de Urbibus, L. B. 1684, fol. und zuletzt in *Graevii* Theſ. Antiqq. Rom. T. IV. p. 1800 ſ. mit dem dazu gehörigen Kupfer abgedruckt, wo dieſe kleine Abhandlung nur zwei Seiten füllt. Jenes alte Gemählde fand ſich beim Aufgraben zum Bau des Palla-

ſtes Barberini, und war, als Holſten es beſchrieb, noch in der dortigen Sammlung von Antiken. Alex. Donatus glaubte, es ſey auf dieſem Platze das alte Kapitol von Numa erbaut worden, und hielt das Gemählde für eine Anſpielung auf Jupiter's und Numa's Geſchichte. H. aber macht es ſehr wahrſcheinlich, daß es ein Nymphäum, oder eine den Nymphen geweihte Grotte, vorſtelle.

Die vom Heinſius glücklich genug vermuthete Leſeart wird wenigſtens nicht durch die Wolfenbütteliſchen Handſchriften der Heroiden Ovid's beſtätigt, deren Vergleichung der ſel. Heuſinger im dritten Leſſingiſchen Beitrage zur Geſchichte und Literatur mittheilte.

O.

Obſidianiſches Glas. Hr. Klotz ſagt, daß die Alten die Zuſammenſetzung (oder den Glasfluß, in welchen ſie die geſchnittenen Steine abgegoſſen,) *vitrum obſidianum* genannt hätten. (Von geſchn. Steinen, S. 58.) — Welche Unwiſſenheit! Nicht jeden, ſondern nur den, welcher ad ſimilitudinem lapidis, quem in Aethiopia invenit Obſidius, nigerrimi

coloris, aliquando et translucidi, (*Plin.* XXXVI, 67.) zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaſte iſt aus vitro obſidiano, ſondern nur die ſchwarzen ſind vielleicht davon.

„Eine Sache, fährt er fort, die zu vielen Unterſuchungen, Widerſprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben hat.“ — Falſch! Nicht das vitrum obſidianum, ſondern der lapis obſidianus, die gemma obſidiana, hat dazu Gelegenheit gegeben. Was dieſe letzte eigentlich ſey, darüber wird geſtritten; nicht aber, was jenes, welches eine ſchwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obſidianiſchen Steins. Klotz kann alſo auch nicht einmal die Abhandlung des Caylus, die er ſo ſehr rühmt, vom obſidianiſchen Steine, geleſen haben.

Unter den von Hrn. Meuſel überſetzten Abhandlungen des Grafen Caylus zur Geſchichte und zur Kunſt, B. I. (Altenb. 1768. 4.) iſt gleich die zweite, S. 14—57, deren Original im 30ſten Bande der Mem. de l'Acad. des Inſcr. befindlich iſt, eine Unterſuchung einer Stelle des Plinius, die von dem obſidianiſchen Steine

handelt. Dieß iſt die oben angeführte Stelle. Der Graf Caylus vergleicht die verſchiednen Meinungen der Ausleger darüber, beſonders des Salmaſius, der den Stein ὄψανος, woraus die Griechen Spiegel verfertigten, darunter verſteht. Dieſe Meinung widerlegt der Graf, und ſucht zu erweiſen, daß der obſidianiſche Stein vollkommen mit einer Glasart übereingeſtimmt habe, welche ſehr ſchwarz, bisweilen durchſichtig iſt, aus den feuerſpeienden Bergen hervorkommt, und zu Peru unter dem Namen des gallinaziſchen Steins bekannt iſt. Wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einer Gattung von metalliſcher Verglaſung könnte man ihn auch Eiſenſchlacke von feuerſpeienden Bergen nennen. C. führt zugleich die von einem geſchickten Chemiker, Roux, gemachten Verſuche an, dem mit Schwefel gekochten Glaſe die Härte eines Steins zu verſchaffen.

Odium theologicum. Dieſen Ausdruck, glaub' ich, hat Menage zuerſt gebraucht, und den Haß der Gelehrſamkeit darunter verſtanden. (S. *Menagiana*, T. I. p. 320, édit. de Paris, 1694.) „J'avois dit

avant l'Auteur de la Critique de l'Hiſtoire du Calviniſme, que la haine d'érudition eſt implacable. Je l'appelle *Odium theologicum.* — Ob Mosheim in ſeiner Rede *De Odio Theologico* dieſen Umſtand bemerkt?

Es ſcheint doch, daß der Ausdruck, *odium theologicum*, für unauslöſchlichen, unverſöhnlichen Haß, ſchon vorher üblich geweſen war, und daß Menage ihn nur auf den Haß der Gelehrſamkeit anwandte, ohne dieſen überhaupt ſo benennen zu wollen. Er ſetzt hinzu: Les Italiens diſent que celui qui offenſe, ne pardonne jamais: *Chi offende, non perdona mai.* Tacite en rapporte la raiſon: C'eſt, dit-il, que les cauſes de la haine ſont d'autant plus violentes, qu'elles ſont injuſtes: *Odii cauſſae acriores, quia iniquae*, u. ſ. f. — In Mosheim's Programm, De Odio Theologico, (Goetting. 1747. 4.) wird jener Stelle des Menage nicht gedacht, und überall der Urſprung dieſes Ausdrucks nicht unterſucht. Zwar führt er folgende Stelle aus dem Briefe an, womit der fromme, ſanfte Melanchthon ſich ſelbſt, wenig Tage vor ſeinem Ende, über den ihm bevorſtehenden Ausgang aus dieſer Welt zu beruhigen ſuchte: „Diſcedes

a pec-

a peccatis, liberaberis ab aerumnis *et a rabie Theologorum.*" Aber hier iſt doch jener ſprichwörtlich gewordne Ausdruck wenigſtens nicht buchſtäblich gebraucht, den Mosheim übrigens gerade ſo, wie Menage, erklärt: „Intelligunt, ut arbitror, vehementem inprimis, inſatiabilem, et modi omnis finisque neſciam libidinem illis nocendi, qui vel modice ab opinionibus, in quas juravimus, abeunt, vel fortunis, honoribus et commodis noſtris inſidiantur, aut abire et inſidiari videntur."

Ohrbergen. So könnte man, glaub' ich, nicht unfüglich das Griechiſche ἀμφωτιδες, die ſich die Athleten umbanden, um ihre Ohren vor den Schlägen zu bergen, überſetzen, nach der Analogie von Halsberge, dem Theile der alten Rüſtung, welcher den Hals in Sicherheit ſetzte.

Dergleichen Ohrbergen rieth Xenokrates, nach dem Plutarch, (*de Audit.* p. 38. Ed. Xylandr.) lieber den Kindern, als den Athleten umzumachen, um ſie vor übeln Reden zu bewahren, wodurch ihre Sitten ver-

dorben würden, anſtatt, daß die Schläge bei dieſen nur die Ohren verletzten. — Ich ſchließe hieraus, daß die ἀμφωτιδες, wie natürlich, auch das Gehör müſſen benommen haben; und darin beſtand vielleicht der zweite Nutzen für die Athleten, um ſich durch das Geſchrei, welches die Zuſchauer um ſie her machten, nicht zerſtreuen zu laſſen.

Spuren von dieſen Ohrbergen ſcheint man in dem nicht zu finden, was Winkelmann von den zerſchlagenen und zerquetſchten Ohren der Pankratiaſten, in der Vorrede zu ſ. Verſuch einer Allegorie, anmerkt. Entweder dieſe Ohrbergen müſſen alſo ſpät ſeyn erfunden worden, oder die Pankratiaſten müſſen ſich ihrer nicht bedient haben, ſondern nur die Athleten.

Die ἀμφωτιδες, welche auch ἀντωτιδες und περιωτιδες hießen, welches Leſſing überaus glücklich durch Ohrbergen überſetzt, waren nur bei der πυγμικη, oder dem Fauſtkampf, üblich; vielleicht auch nur bei der Vorübung auf denſelben in den Gymnaſien, welche, wegen der Kugeln oder Bälle, die man dabei in der

Hand hatte, σφαιρομαχια hieß. — Winkelmann in der Vorrede zum Verſuch einer Allegorie, S. VII, nimmt ſelbſt an, daß man dergleichen ἀμφωτιδες die, wie er hinzuſetzt, von Erz waren, erſt in ſpätern Zeiten eingeführt habe. — Mit dem, was Winkelmann ebendaſ. über die gequetſchten und geſchwollenen Ohren der Pankratiaſten ſagt, vergleiche man die Erinnerungen des Hrn. Hofr. Heyne in ſ. zweiten Samml. Antiquar. Aufſätze, S. 253.

Oper, die Hamburgiſche. Die erſte Hamburgiſche Oper iſt von 1678, (ſ. Gottſched's Vorrath zur Geſch. d. dramat. Dichtk. S. 238;) und heißt: Der erſchaffene, gefallene, und aufgerichtete Menſch. Verſchiedne Jahre vorher waren ſchon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg, zu Wien, Opern aufgeführt worden, ja gar auch zu Koppenhagen eine deutſche ſchon 1663, betitelt: Die Waldluſt. (Ebendaſ. S. 216.)

Die allegoriſchen deutſchen Singſpiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaße ab-

gefaßt ſind, und weder Recitative noch Arien haben, ſchreiben ſich gar nicht von der italiäniſchen Oper her; wie z. E. Harlekin's Hochzeit, und andre ſolche Singeſtücke in Ayrer's Opere Theatrico.

Von den erſten Unternehmern und Spielern der Hamburgiſchen Opern habe ich noch zur Zeit nichts erfahren können; auſſer daß mich der Rektor Müller verſichert, ein gewiſſer Rathsherr allhier habe die Entrepriſe davon gehabt, und ſie wären an eben dem Orte, wo jetzt das neue Theater auf dem Gänſemarkte ſteht, aufgeführt worden.

Hiernächſt unterzogen ſich der Direktion derſelben der Herr von Ahldefeld, ein Holſteiniſcher von Adel, deſſen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meiſtens in der Stadt lebte, nebſt dem engliſchen Reſidenten Wich. In dem Patrioten ſoll eine Satire auf dieſe Herren und ihre Theaterverwaltung ſtehen, unter dem Namen Haskarl, eines damaligen elenden deutſchen Komödianten. Dieſe ſoll die Schweſter von Wich, eine Frau des damaligen hieſigen engliſchen Predigers

Thomas, welcher nachher Erzbiſchof (von Canterbury, denk' ich,) geworden, weil ſie mit ihrem Bruder unzufrieden geweſen, geſchrieben, Herr Weichmann aber ins Deutſche überſetzt haben. Auf dieſe Satire wollte die Entrepriſe durch ein Vorſpiel, genannt die Baßgeige, antworten laſſen, in welchem ſie Brockes, Telemann und Weichmann, die ſie für die Urheber jener Satire hielt, ſehr anzüglich mitnahm; beſonders Telemann, wegen ſeiner Frau, die ihm nicht Farbe hielt, ſondern einen ſchwediſchen Offizier liebte. Allein es kam zu früh aus, und die Aufführung wurde vom Rathe unterſagt. Dieſe Baßgeige hatte Prätorius gemacht, welcher damals als Poet für das Hamburgiſche Theater arbeitete. Dieſer Johann Philipp Prätorius iſt hernach Profeſſor Juris zu Trier geweſen, und hat verſchiedne juriſtiſche Werke geſchrieben.

Die Hamburgiſche Oper muß im J. 1736 in den elendeſten Umſtänden geweſen ſeyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutſchen Freund in Petersburg, von dem gegenwärtigen Zu-

ſtande der Oper in Hamburg (1 Bogen 4.) ſehe. Lamprecht ſteht als Name des Verfaſſers auf meinem Exemplar beigeſchrieben; und ſonach müßte es Dreyer wohl in ſeine Sammlung der Lamprechtiſchen Werke gebracht haben. Damals war die Oper gänzlich unter italiäniſcher Direktion, obgleich die Madam Kaiſer noch dabei, und wirklich auch noch die vorzüglichſte Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abſcheulich; und die übrigen Sängerinnen waren Madam Monza und ihre Tochter; beide höchſt elend, und die letzte noch dazu fürchterlich häßlich, obgleich ſehr verliebt. Die Bühne war aber auch höchſt leer, und das ganze Theater beſtand aus drei bis vier deutſchen Italiänern.

Die Hamburgiſchen Opern, die ich gedruckt ſelbſt durchblättert habe, ſind nach der Zeitordnung folgende. Ich will daraus anmerken, was zur Geſchichte derſelben gehört:

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegoriſches Stück auf die Vermählung des Herzogs zu Holſtein,

Friedrich, mit der ſchwediſchen Prinzeſſin, Hedwig Sophie. Eine gelehrte Vorrede zeigt, nach dem Rudbeck ſowohl, als mit eignen Gründen und Zeugniſſen, daß man Hyperboreen, Heſperien, den Atlas, und was zu dieſer Fabel mehr gehört, nirgend anders als in Schweden ſuchen müſſe, und macht die Anwendung dieſer alten Fabel auf den feierlichen Fall. Dieſe Vorrede iſt völlig nach Chriſt. Heinr. Poſtel's Geſchmack; und alſo wird auch das Stück von ihm ſeyn. Die Vorreden, pflegte er zu ſagen, ſchreibe er zu ſeinem, und die Singſpiele zu andrer ihrem Vergnügen. Auch finde ich dieſes Stück in dem Verzeichniß der Poſteliſchen Opern und Werke, welches Weichmann in der Vorrede zum Wittekind giebt, ihm wirklich zugeeignet. Dieſer Poſtel hatte ſchon 1688 für das Hamburgiſche Theater Opern zu machen angefangen; und ſein erſtes Stück war die heil. Eugenia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Chriſtenthum.

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bei der Vermählungsfeier des damals römiſchen Königes Joſeph mit der Braunſchweigiſchen Prinzeſſin Wilhelmine Amalie. Auch dieſes Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth alſo Poſteln als Verfaſſer.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieſes Feſt: Die Wiederkehr der güldnen Zeit.

1700. *La Forza della Virtù*, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italiäniſchen überſetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erſter und zweiter Theil. Gottſched hat dieſe beiden Stücke erſt unter dem Jahre 1707; ſie ſind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beide auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bei einem Grafen von Friesland in Dienſten geſtanden, und von den Hamburgern endlich ertappt und hingerichtet wurden. Aus dieſer Oper hat man hernach ein

Stück gemacht, welches ſich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgiſche Bürgermeiſter, unter dem ſie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndikus, Uetrecht. Es muß luſtig ausgeſehen haben, wenn beiden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeſchlagen, und vorne auf zwei Pfähle geſteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz *Regnerus.* Aus der däniſchen Geſchichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn ſo, daß er Kuhhirte werden mußte; eine ſchwediſche Prinzeſſin, der das Orakel geweiſſagt hatte, daß ſie ihren Gemahl im Walde ſuchen ſolle, nimmt ſich ſeiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — *Berenice.*

— — Penelope, oder Ulyſſes, andrer Theil. Der erſte iſt, nach Gottſched's Angabe, gleichfalls in dieſem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der geſtürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vor

treflich geweſen ſeyn, den Nebukadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachſen, unter vielen andern Thieren zu ſehen, und brummen zu hören.

1705. Die römiſche Unruhe, oder, die edelmüthige Oktavia. Dieſe Oper iſt von Barthold Feind. Aus der Vorrede ſieht man, daß Poſtel kurz vorher geſtorben war; daß Hunold den Nebukadnezar gemacht habe, ſo wie vorher ſchon eine Oper, Salomo; daß eben um dieſe Zeit auch Breſſand geſtorben iſt, der für das Braunſchweigiſche Theater gearbeitet hatte; daß der Kapellmeiſter Kaiſer ein Werk über die Opern und Kantaten ſchreiben wollen, und daß die Kompoſition der gegenwärtigen Oper vom ihm geweſen iſt. „Dieſes iſt nunmehro, ſagt Feind, „das 31ſte Singſpiel von ſeiner Arbeit; „worüber ich mich deſto mehr wundre, „weil die Italiäner von ihrem Palaroli „in Venedig als ein unerhörtes Mirakel „ausrufen, daß er bereits 18 Opern kom-

„ponirt; worauf jedoch ſein Brunnen auch
„dermaßen erſchöpft worden, daß er nun-
„mehr nichts als Kirchenſtücke ſetzt."

1706. *La Fedeltà Coronata*, oder, die gekrönte Treue. Die Geſchichte des Abdolonimus, welcher, aus einem Gärtner, König in Sidon wurde. Die Muſik von Kaiſer. Es war ſeine 33ſte Oper.

— — Der Durchlauchtige *Secretarius*, oder, Almira, Königin in Caſtilien, gleichfalls von Kaiſer in Muſik geſetzt. Almira muß früher aufgeführt ſeyn, als das vorige Stück, und ſonach die 32ſte Oper dieſes Komponiſten ſeyn.

1707. Der angenehme Betrug, oder, der Carneval von Venedig. In dieſem Stück kommt auch eine Trientje, ein niederſächſiſches Dienſtmädchen, vor, welches in dieſem Dialekte verſchiedne Scenen hat, und Lieder ſingt.

Ein Verzeichniß deutſcher Opern, aus Gottſched's nöthigem Vorrathe zur Geſch. der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt gezogen, findet man in Hrn. Marpurg's hiſtor.

krit. Beiträgen zur Aufnahme der Muſik, B. III. S. 277 ff. S. 462 ff. und B. IV. S. 419 ff. Ihr Anfang gehört ohne Zweifel ſchon ins ſechszehnte Jahrhundert; und noch in dieſem wurden die meiſten Singſpiele verfertigt, welche Jakob Ayrer's *Opus Theatricum* enthält, das zu Nürnberg, 1618. fol. herauskam. Gottſched ſetzt die Verfertigung derſelben zwiſchen 1570 und 1589. Dieſe Stücke wurden indeß durchgehends nach einerlei Melodie abgeſungen. Als die erſte förmliche deutſche Oper ſieht man gewöhnlich die im J. 1627 zuerſt am Dresdner Hofe aufgeführte Schäferoper, Daphne, an, deren Verfaſſer, wie bekannt, Martin Opitz iſt, der auch acht Jahre hernach ſein Singſpiel, Judith, bekannt machte. Das Stück, die Waldluſt, mehr Maskerade als Oper, wurde im J. 1663 aus dem Däniſchen überſetzt.

Von den Hamburgiſchen Opern findet man das vollſtändigſte Verzeichniß in Mattheſon's Wochenſchrift, der Muſikaliſche Patriot, die zu Hamburg 1728. 4. herauskam, St. XXII—XXIV; und Herr Marpurg hat daraus in ſeinem Verzeichniſſe die dahin gehörigen Nachrichten entlehnt. Ich ſelbſt beſitze eine von dem ehemaligen verdienſtvollen Syndikus

Klefecker in Hamburg gemachte Sammlung Hamburgiſcher Opern, in acht ſtarken Quartbänden, die vielleicht eine der vollſtändigſten in ihrer Art iſt, und vom J. 1678 bis 1748 geht. Das erſte Stück darin iſt die von allen für die erſte in Hamburg aufgeführt gehaltne Oper: Der Erſchaffene, Gefallene, und Auffgerichtete Menſch. Das Jahr 1678, in welchem ſie geſpielt ſeyn ſoll, iſt dabei nicht ausdrücklich bemerkt. Der Text ſoll von einem Richter, und die Muſik von Theil geweſen ſeyn. Die Oper, Orontes, welche Dr. Burney in ſ. Muſikaliſchen Reiſe als die erſte Hamburgiſche Oper angiebt, iſt die zweite, und ihre Worte waren von eben dem Richter, und dem nachherigen Hamburgiſchen Prediger Elmenhorſt, der im J. 1688, da er ſchon Prediger war, einen Bericht von Operſpielen, zu ihrer Vertheidigung herausgab. Ich finde jedoch in demſelben nichts, wodurch ſich die Geſchichte der erſten Entſtehung und Einrichtung der Hamburgiſchen Oper aufklären ließe; auſſer, daß E. in ſeiner Zuſchrift an den Hamburgiſchen Senat und das Oberalten-Kollegium ſagt: „Als vor „wenig Jahren E. Hochedler Rath dieſer guten „Stadt zuläſſig befunden, daß, wie ſonſthin in

„Proſa die Komödien — — geſpielet, alſo zu „gemeiner Anſtändigkeit und billiger Gemüths„erquickung muſikaliſche oder Singeſpiele auf „dem Theatro würden vorgeſtellet, welches „nachmals das löbl. Collegium der Herren „Oberalten, auf erlangte Notifikation, ihm „wohlgefallen laſſen; folgbar Einem Wohlehrw. „Miniſterio ſolches angezeiget, u. ſ. f.“ — Es möchte alſo wohl auſſer denen Nachrichten, die ſich in Mattheſon's Muſikaliſchem Patrioten, in den drei angeführten Blättern finden, über die erſte Beſchaffenheit des Hamburgiſchen Operntheaters, und deſſen Unternehmer, wohl wenig aufzutreiben ſeyn. Der Hamburgiſche Rathsherr, deſſen der Rektor (Joh. Sam.) Müller gegen Leſſing als des erſten Unternehmers gedachte, war ohne Zweifel Gerhard Schott, der als vornehmſter Stifter des Hamb. Operntheaters anzuſehen iſt, und auf deſſen Tod eine beſondre Oper: Der Tod des großen Pans, im J. 1702 verfertigt wurde. — Manches dahin gehörige findet ſich auch in Mattheſon's Grundlage einer Ehrenpforte, in den Lebensbeſchreibungen derer, die für jene ältere Oper komponirten. — Das Schreiben an den Patrioten, welches im 38ſten Stücke deſſelben

ſteht, iſt nicht in Haskarl's Namen abgefaßt, ſondern von einem Hexameter unterzeichnet, der ſich für einen Schauſpieler von der Truppe jenes Direktors ausgiebt, dem ſeine Frau mit einem Theile ſeiner Habſeligkeiten entlaufen ſey, und dadurch Zwiſt und Trennung der nun in Schulden ſteckenden Mitglieder veranlaßt habe. Der Brief enthält den Entwurf eines auf Pränumeration zu druckenden Heldengedichts, die Baßgeige, in der Manier von Boileau's *Lutrin*, in vier Geſängen, wovon der ganze Plan mitgetheilt wird. Haskarl und ſeine Frau ſollen die Hauptperſonen ſeyn, und die Haupthandlung ihr Zank über eine Baßgeige, welche die letztre für ihren Liebhaber gekauft, und ihr eiferſüchtiger Mann an einen ſeiner Freunde verſchenkt hatte. Wie viel in dieſem Plan ſatiriſche Anſpielung ſey, läßt ſich jetzt nicht mehr beurtheilen. Sonſt findet man im Patrioten ein ganzes Blatt, nämlich das 25ſte, zum Lobe der Oper.

Vom Jahre 1736 finde ich in meiner Sammlung nur eine einzige Oper: Die rachbegierige Liebe, oder, Oraſia; mehrere aber vom Jahr 1737, in welchem die Hamburgiſche Opernbühne einen neuen Direktor erhielt, der

den Schauplatz mit einem Prolog der Muſen eröfnete. Die nachherigen Opern ſind faſt alle italiäniſch, meiſtens von Metaſtaſio, mit gegenüber gedruckter deutſcher Ueberſetzung. — Unter der Zuſchrift der im J. 1740 aufgeführten *Ipermneſtra* hat ſich Angelo Mingotti als Direktor unterzeichnet, und ſo noch bei ihrer Wiederholung im J. 1746. — Den Namen der Kaiſer und ihrer Tochter, als Sängerinnen, finde ich noch unter den Perſonen eines Prolog's von 1743.

Die Lücken in Leſſing's obigem Verzeichniſſe auszufüllen, und es auf ähnliche Art weiter fortzuſetzen, würde mich hier zu weit führen, obgleich dieſe unſre ältern Singſpiele, beſonders von Seiten der Subjekte, mehr Aufmerkſamkeit verdienen, als man bisher darauf verwandt hat. Selbſt das, was Hr. Wieland in ſ. Briefen über die Alceſte (T. Merkur, v. J. 1773.) hierüber ſagte, ſcheint dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſehr angeregt zu haben. Hier alſo nur noch ein paar kleine Bemerkungen.

Zu der Oper, der güldne Apfel, war die Poeſie allerdings von Poſtel, und die Muſik von Kaiſer. Von jenem iſt auch der Text zum Herkules und Hebe. Die Wie-

derkehr

Verkehr der güldnen Zeit iſt von Breſſand, der vornehmlich für die Wolfenbüttelſche Oper ſchrieb. (S. Adelung's Zuſ. zum Jöcher.) Eben dieſer überſetzte die *Forza della Virtù*, welche mit einer neuern Oper, Anagilda, gleichen Inhalts iſt. — Die Oper vom Störtebecker ſoll einen gewiſſen Hotter zum Verfaſſer gehabt haben. Der Bürgermeiſter, unter dem die Hinrichtung geſchah, hieß Simon Uetrecht; daraus machte der Verfaſſer zwei Perſonen, welches er am Schluß des zweiten Theils entſchuldigt. Im J. 1783 lieferte Herr d'Arien eine neue Bearbeitung dieſes Subjekts in einem Trauerſpiele, welches auch in Hamburg aufs Theater gebracht wurde, aber ſich nicht lange erhielt. — Von der Penelope hieß der erſte Theil: Circe, oder, Ulyſſes; beide Theile ſind von Breſſand. — Im Nebukadnezar iſt die Scene freilich poſſierlich genug, wo ihn ſeine Geliebte, eine Mediſche Prinzeſſin, unter den wilden Thieren antrift, und er alle ihre Anreden nur mit ſeltſamen Gebehrden und viehiſchem Brummen beantwortet. — Von Feind wurde noch in eben dem Jahre 1705 die Lukretia aufgeführt, die Kaiſer gleichfalls in Muſik ſetzte, der wohl von allen

Komponiſten die meiſten Opern, nämlich über hundert, ſchrieb.

Scheibe, in ſeinem Kritiſchen Muſikus. St. 77, ſetzt das Ende der eigentlichen Hamburgiſchen Opern ins Jahr 1737, und erzählt den Verfall derſelben umſtändlich. Die Kaiſern und Monza, vorher ein Schneider, hatten zuletzt die Direktion, die aber, weil ſie in Schulden geriethen, nur ſehr kurz dauerte. Hernach ſpielte die Neuberiſche Geſellſchaft eine Zeitlang auf dem dortigen Operntheater, ging aber bald darauf nach Petersburg; und zuletzt wurden wieder italiäniſche Opern unter Mingotti's Direktion aufgeführt, die aber im J. 1748 wieder ſcheinen aufgehört zu haben.

Opitz. Daß die vortrefliche ſchweizeriſche Ausgabe des Opitz durch die Dazwiſchenkunft der elenden Trilleriſchen ins Stecken gerathen, iſt ein wahrer Verluſt für die deutſche Litteratur. Ihr größter Vorzug beſteht darin, daß ihre Beſorger eine Menge den Sinn völlig verſtümmelnder Fehler, welche ſich in die letztern Ausgaben eingeſchlichen hatten, durch

Gegeneinanderhaltung mit den erſten Original-abdrücken verbeſſert haben. Wenn ſie nur immer die nämliche Aufmerkſamkeit angewandt hätten! Eine Stelle, wo es nicht geſchehen iſt, fällt mir eben jetzt in die Augen, da ich die Schäferei von der Nymphe Hercynia wieder durchlauſe. „An der Wand,“ ſagt der Dichter unter andern, bei Beſchreibung der Grotte dieſer Nymphe, „waren unterſchiedne „Hiſtorien mit Muſcheln und kleinen Steinen, „und zwar ſo künſtlich, eingelegt, daß wir hin-„zugingen, und es mehr für eines Apollens „Werk, als für ſonſt etwas, anſahen.“ — Für eines Apollens? — Es muß unfehlbar heiſſen Apellens. Denn der Dichter will ſagen, daß man dieſe eingelegten Kunſtſtücke eher für ein feines Gemählde, als für ſonſt etwas, hätte anſehen ſollen. Und ſo lieſt auch wirklich die erſte Ausgabe von 1630 zu Brieg in Quart, welche die Schweizer ſonſt zum Grunde gelegt zu haben ſich rühmen.

Ich darf wohl nicht erſt bemerken, von welcher Ausgabe des Opitz hier die Rede ſey. Und doch iſt ſie, bei aller ihrer Schätzbarkeit, da-

durch, daß ſie unvollſtändig blieb, und nur der erſte Theil davon herauskam, faſt ſo ſehr in Vergeſſenheit gerathen, daß ſie wohl einer beſondern Anzeige bedarf. Es iſt nämlich die von Breitinger und Bodmer, die ſich nur mit den Anfangsbuchſtaben nannten, zu Zürich, 1745, gr. 8. angefangne Ausgabe jenes ſo ehrwürdigen Dichters; und das auf den Titel geſetzte Motto aus dem Horaz:

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit,

würde noch mehr zugetroffen haben, wenn ſie wäre vollendet worden. Gottſched, und hernach Gebauer, gingen vorher ſchon mit der Idee um, den Opitz herauszugeben; und als das nicht geſchah, kündigte Triller die ſeinige an. Von dieſer hoften die Schweizer in der Vorrede, es würde bei ihrer Präexiſtenz im Meßkatalog bleiben; allein ſie erſchien wirklich im J. 1746, ſogleich in vier Bänden, und hinderte, ihrer elenden Veranſtaltung und Verſtümmelungen des Textes ungeachtet, den Abſatz und Fortgang der Zürcher Edition, die auch durch die hinzugefügten, meiſtens ſehr lehrreichen, Anmerkungen ſchätzbar iſt, und wohl einer Vollendung würdig wäre, die ihr aber ihre

würdigen Urheber nun, leider! nicht mehr geben können. — Die beſte vollſtändige Ausgabe vom Opiz iſt nun immer noch die Amſterdammer, 1646, 12. Dieſe hat in obiger Stelle auch die Leſeart: „Apollens.“

Orkus. Bei den Lateinern heißt dieß Wort ſo viel als Pluto; im Griechiſchen aber bedeutet ὅρκος ſo viel als Eid; und in dieſer Bedeutung iſt es bisher von allen Gelehrten in der zweiten Zeile der Goldnen Sprüche des Pythagoras genommen worden. In dem Gentleman's Magazine vom Mai 1768 finde ich aber einen kleinen Brief, deſſen Verfaſſer anderer Meinung iſt, und glaubt, daß dieſe Zeile von keinem Ausleger bisher gehörig ſey verſtanden worden.

„Das ſieht Jedermann, ſagt er, daß die „fünf erſten Zeilen von den Pflichten gegen die „Götter und Menſchen handeln; und zwar ge„gen die Götter, Anfangs gegen die höhern, „und hernach gegen die geringern; in Anſehung „jener, erſt gegen die himmliſchen, und ſodann

„gegen die unterirdiſchen Götter; welche Ord„nung auch in Anſehung der Götter vom ge„ringern Range iſt beobachtet worden.“

„Alles dieſes iſt methodiſch, und des Ver„faſſers ſo edler Geſinnungen würdig. Und „wenn das ſo iſt, ſo kann man ſich nicht genug „wundern, wie der erſte Ueberſetzer den Eid „mit unter die zu verehrenden Götter mengen „konnte, indem er ὅρκος durch *juramentum* „überſetzte, da er es durch *Plutonem* hätte „überſetzen ſollen.“

Um dieſe ziemlich unwahrſcheinliche Erklärung der Worte: και σεβȣ ὅρκον, beim Pythagoras, anzunehmen, müßte doch wohl erſt erwieſen werden, daß dieß Wort auch bei irgend einem andern griechiſchen Schriftſteller den Pluto bedeute, wovon ich wenigſtens kein Beiſpiel finde. Es war auſſerdem noch zweifelhaft, ob das lateiniſche Wort mit dem griechiſchen das nämliche ſey. Orcum quem dicimus, ſagt Feſtus, ait *Verrius*, ab antiquis *Uragum*, quod etiam *u* literae ſonum pro *o* efferebant, et pro *c*, *g* literae formam uſurpabant.

Orpheus. Unter den Schriften, welche unter dem Namen dieſes Dichters noch vorhanden ſind, iſt auch ein Gedicht περι λιθων, in welchem Theodamas, der Sohn des Priamus, redend eingeführt wird, als den Orpheus in den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieſer Orpheus kann alſo auch der alte Orpheus, welcher, nach dem Suidas, eilf Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege lebte, gar nicht einmal ſeyn ſollen. Ja, Tzetzes giebt dieſem Orpheus auch eine ganz andre Mutter, Namens Menipa, anſtatt daß der alte Orpheus ein Sohn des Oeagrus und der Kalliope war. S. Gesner's Noten, S. 303.

Beim Stobäus wird dieſes Gedicht vielmehr dem Onomakritus, als dem Orpheus, zugeſchrieben; und auch Suidas ſagt, daß dem alten thraziſchen Orpheus ein Gedicht περι λιθων γραφης, das den Titel Ὀγδοηκονταλιθος (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeſchrieben worden, deſſen Verfaſſer aber Onomakritus geweſen ſey. Dieß Gedicht aber kann das nicht ſeyn, wel-

ches wir jetzt noch haben, weil es theils nicht von der Skalptur der Steine handelt, und dann auch lange nicht von achtzig, ſondern kaum von zwanzig Steinen.

Von einem neuern Dichter untergeſchoben iſt es offenbar; weil zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges die Edelſteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer Homer ſonſt gewiß gedacht hätte, wenn er der damaligen Koſtbarkeiten erwähnt.

Auch verräth es eine Philoſophie, die für dieſe Zeiten viel zu allgemein und ſyſtematiſch iſt. Z. E. was dem Palamedes gegen Philoktet in den Mund gelegt wird (unter *Ophites*, v. 61—75;): „daß die Erde den Menſchen gegen jedes Uebel ein Hülfsmittel gewähre:"

Ἀυτη γαια μελαινα πολυκλαυστοισι βροτοισι
Τικτει και κακοτηκα και ἀλγεος ἀλκαρ ἑκαστου.

„daß die Erde die Erzeugerin aller Steine ſey:"

Ἐκ γαιης δε λιθων παντων γενος, ἐν δ᾽ ἀρα τοισι
Καρπος ἀπειρεσιον και ποικιλον — —

welches ganz in dem Sinne des Theophraſt geſagt zu ſeyn ſcheint, nach welchem die Mineralien aus dem Waſſer, die Steine aber aus

der Erde erzeugt werden: ὑδατος μεν τα μεταλλευμενα· γης δε λιθος τε και ὁσα λιθων περιττοτερα. Ferner: „daß es eben ſo viel Steine als Pflanzen gebe:“

— — ὁσαι βοτανοι, τοσσοι λιθοι,

welches mit einer andern Hypotheſe der neuern Naturaliſten übereinkommt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eignes Inſekt habe.

Es iſt ſo gut als völlig ausgemacht, daß diejenigen Gedichte, die wir noch unter dem Namen des Orpheus haben, gewiß nicht von dem bekannten thraziſchen Orpheus, obgleich immer ſchätzbare Reſte des frühern Alterthums ſind. Die Schriften, worin darüber nähere Unterſuchungen angeſtellt ſind, findet man vom Hrn. Hofr. Harleß in ſ. Introd. in Hiſt. Lingu. Gr. p. 15 nachgewieſen. Das Gedicht von den Steinen iſt ſelbſt ſeines Zeitalters wegen verdächtig, wegen der vielen darin vorkommenden abergläubiſchen Ideen von der Zauberkraft der Steine. Auch findet ſich darin eine Anſpielung auf eine Verordnung des Kaiſers Konſtantinus, die, wenn ſie nicht eingeſchaltet iſt, das Gedicht erſt in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ſetzen würde. S. vornehmlich die

einzelne Ausgabe dieſes Gedichts: Πεϱι Λιϑων, de Lapidibus, Poëma Orpheo a quibusdam adſcriptum, gr. et lat. ex ed. *J. M. Gesneri*, recenſuit notasque adjecit *Tho. Tyrwhitt;* Lond. 1781. 8.

Lorenzo Ottone. (S. unter Lorenzetto.) Er war ein Schüler des Ercole Ferrata; und von ihm iſt eine ſtehende heilige Anna im Pantheon, die nebſt der Madonna des Lorenzetto eben daſelbſt, dem heil. Andreas von Fiamingo, und der Religion von le Gros, in der Kirche al Gieſu, von Winkelmann für die ſchönſten Figuren neuerer Bildhauerei erkannt werden. (Von Empf. d. Sch. S. 12.)

Weder Venuti, noch Richardſon, noch Hr. v. Ramdohr, gedenken der Statue der heil. Anna von Lorenzo Ottone, oder vielmehr Ottoni, beſonders. Füeßlin führt von ihm an, daß er im J. 1691 ein Mitglied der Akademie St. Lukas zu Rom geweſen ſey, und daß man in verſchiednen römiſchen Kirchen Arbeiten von ihm finde, unter andern die Statue

des Apoſtels Taddeus in der Kirche St. Johann von Lateran. Dieſe letztre erwähnt auch Hr. v. Ramdohr, Th. III, S. 281, unter den daſelbſt befindlichen zwölf Statuen aller Apoſtel, von welchen er aber ſagt, daß ſie auf der ſeligen Stufe der Mittelmäßigkeit ſtehen, die durch keine ausgezeichnete Vorzüge und Fehler das Auge beſonders anzieht oder beleidigt. Uebrigens hatte auch dieſer Ottoni mit einer Menge andrer Künſtler, welche größtentheils von Füeßlin unter dem Artikel Aliguini genannt werden, Antheil an den 140 ſteinernen Statuen, welche die berühmten beiden Säulengänge an der Peterskirche zu Rom zieren, und wozu Bernini die Zeichnungen verfertigte.

Orgel. Von wem, und wann ſie erfunden, iſt unbekannt. Der gewöhnlichen Meinung nach aber ſoll ſie Papſt Vitellianus ums J. 660 in die Kirchen eingeführt haben.

Worauf gründet ſich alſo Navarrus, wenn er (de Orat. et horis canonicis, c. 16.) verſichert, daß zur Zeit des Thomas von

Aquino, alſo um 1274, noch keine Orgel in der Kirche geweſen ſey?

Er gründe ſich aber worauf er wolle; ſo iſt es doch gewiß, daß die Orgel ſchon früher eingeführt worden. Denn ſchon Theophilus lehrt Orgelpfeifen machen; und er lehrte nichts, was nicht damals ſchon dem Gebrauche der Kirche geheiligt war.

Freilich wohl mag die Orgel, welche Konſtantinus *VI.* Kopronymus ums Jahr 742 dem Könige Pipin ſchickte, noch unförmlich genug geweſen ſeyn. Von ihr iſt die Stelle beim Lambertus Schafnab. unter dem Jahre 758 nachzuſehen, woraus Aventinus und Marianus Skotus ihre Nachrichten ohne Zweifel genommen haben.

Ueber die Erfindung der Orgeln, und ihre erſte Einführung in die Kirchen hat man viele, und zum Theil mühſame, obgleich nicht ganz befriedigende Unterſuchungen angeſtellt; und ſelbſt das ſo allgemeine Wort, organum, welches ein jedes Inſtrument bedeuten kann, hat manche Mißdeutungen, und vermeinte frühere Auffindungen ihres Daſeyns veranlaßt. Von

den Schriftſtellern, die theils hiſtoriſch, theils theoretiſch, über die Orgeln geſchrieben haben, findet man in J. Adelung's Anleitung zur muſikal. Gelahrtheit, (Erf. 1758. 8.) S. 337 ff. ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß; und in den Hannöveriſchen Gelehrten Anzeigen v. J. 1754 ſteht St. 91 f. eine hiſtoriſche Unterſuchung der Kirchenorgeln, worin ſich das Meiſte hieher gehörige, obgleich ohne kritiſche Würdigung, beiſammen findet. Hawkins hat in ſeiner General Hiſtory of the Science and Practice of Muſic, (Lond. 1776. 5 Voll. 4.) Vol. I. p. 398 ff. und an mehrern Orten, die das Regiſter des fünften Bandes nachweiſt, verſchiedne merkwürdige Alterthümer der Orgeln geſammelt; und am neueſten hat Dr. Burney in ſ. General Hiſtory of Muſic die davon noch vorhandenen Nachrichten mitgetheilt. Aus ihm will ich hier nur einige der vornehmſten Umſtände kurz berühren.

Die hydrauliſche, oder Waſſerorgel iſt, wie bekannt, ſehr alt, und vom Vitruv (L. IX. c. IX.) beſchrieben. Man ſehe darüber Dr. Burney, Vol. I. p. 512. — Hier aber iſt nur von unſern gewöhnlichen Windorgeln die Rede; und von ihnen findet ſich die früheſte Spur in

einem Sinngedichte der griechiſchen Anthologie, (L. I. c. 86. 8.) welches Dr. B. mittheilt, und welches dem Kaiſer Julian dem Abtrünnigen beigelegt wird, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte. Die darin gegebne Beſchreibung kommt wirklich mit der Einrichtung unſrer Orgeln ziemlich überein. Zur Zeit Kaſſiodor's, im Anfange des ſechsten Jahrhunderts kamen die Waſſerorgeln faſt ganz ab, und man führte Windorgeln mit Blaſebälgen ein, die mit der Hand niedergedrückt wurden. Dem Papſt Vitalianus, im ſiebenten Jahrhunderte, wird die erſte Einführung der Orgeln in die Kirchen zu Rom beigelegt; und nach Frankreich ſoll die erſte Orgel von Konſtantinopel aus als ein Geſchenk von dem Kaiſer Konſtantinus Kopronymus im J. 757 an den König Pipin geſandt ſeyn; ſo, daß man alſo in Griechenland wohl gewiß die erſte Erfindung der Windorgel, wie der Waſſerorgel, zu ſuchen hat. In einem berühmten römiſchen Miſſal aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert, welches unter den Barberiniſchen Handſchriften Nro. 1854 befindlich iſt, ſtehen die Worte: „Hic canere incipit clericus cum organis.” Und nach Mabillon und Muratori wurden die Or-

geln ſowohl in Italien, als in Frankreich, England und Deutſchland, im zehnten Jahrhunderte ſehr gewöhnlich.

Lambertus Schafnaburgenſis, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts lebte, bemerkt in ſ. Hiſt. Germanor. (ſ. *Struvii* Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 310.) beim Jahre 756: „Organa primum miſſa ſunt Pipino ex Graecia.“ — Marianus Skotus, der noch in eben dem Jahrhunderte lebte, ſcheint doch den Lambert von Schaffenburg nicht abgeſchrieben zu haben, ob er gleich in ſeiner Chronik (ſ. *Struv.* T. I. p. 633.) nichts weiter hierüber ſagt, als bei dem J. 757: „Organum primitus venit in Franciam, miſſum Pipino regi a Conſtantino imperatore de Graecia.“ — Eben ſo wenig möchte Aventinus dieſe Nachricht aus jenen beiden genommen haben, die in ſ. Annal. Boior. (Ingolſt. 1554. fol.) p. 300, ſo lautet: „Munera Imperatoris, quae a legatis deferebantur, erant inſtrumentum Muſicae maximum, res adhuc Germanis et Gallis incognita; Organon adpellant. Cicutis ex albo plumbo compactum eſt, ſimul et follibus inflatur, et manuum pedumque digitis pulſatur.“ Nur ſcheint Aventinus in dieſe Erzählung die Beſchrei-

bung der Orgeln, wie ſie zu ſeiner Zeit waren, willkührlich hinein gebracht zu haben. Im achten Jahrhundert hatten ſie ſchwerlich ſchon dieſe ganze Einrichtung; wenigſtens iſt die Erfindung des Pedals gewiß viel neuer. Sie wird gemeiniglich erſt ins Jahr 1480 geſetzt, und einem Deutſchen, Bernhard, beigelegt, der ſich lange zu Venedig aufhielt. S. *M. Anton. Cocc. Sabellici* Rhapſod. Hiſt. Ennead. VIII. „Sixti V. Pontificis tempore muſicae artis virum, omnium, qui unquam fuerunt, ſine controverſia praeſtantiſſimum, plures annos Venetiae habuerunt, cognomento Teutonem. Primus hic in Organis auxit numeros, ut et pedes quoque juvarent concentum funiculorum attractu."

Der Theophilus, deſſen Leſſing oben erwähnt, iſt Theophilus Presbyter, in deſſen Diverſarum Artium Schedula das letzte Kapitel (L. III. c. 76.) de Organis handelt, und zur Verfertigung der Orgelpfeifen Anleitung giebt. S. die Leſſing. Beiträge z. Geſch. u. Litt. a. d. Wolfenb. Bibl. St. VI. S. 422 ff.

P.

P.

Papirius. „Der vermeinte Papi„rius mit ſeiner Mutter, eine Gruppe in der „Villa Ludoviſi, ſtellt vielmehr die Phädra „und den Hippolytus vor.“ Winkelmann, Geſch. d. K. Vorr. S. XII. – Hat Winkelmann dieſe Entdeckung zuerſt gemacht, oder Webb?

Hingegen findet Havercamp, in der Vorrede zum Manilli, den Papirius in einer Statue, die M. für einen jungen Nero ausgiebt: Puerum ipſum, Patricium, cujus aetas maturo oris ſilentio nobilitata fuit, dependente ad pectus bulla, expreſſit *Perrierius* Tab. XL. *Neronis* puerilem imaginem fruſtra cernis vocari a noſtro, p. 39. F.

Winkelmann iſt nicht der erſte, der dieſe Gruppe für Phädra und Hippolytus nahm; ſondern ſchon Maffei war der erſte, der bei der Abbildung derſelben in ſ. Racc. n. 63. dieß Subjekt darin muthmaßte. Nicht aber Webb, ſondern H. H. Füeßlin, in ſeinem vor Webb's

Unterſuchung des Schönen in der Mahlerei (Zürich, 1766. 8.) befindlichen Schreiben an den Ueberſetzer, S. LXXI, trat dieſer Vermuthung bei, und ſetzte hinzu, daß er ſich dieſelbe faſt mit völliger Gewißheit zu behaupten getraue; wovon er auch verſchiedne Gründe beifügt. Winkelmann aber, der am angef. O. dieſe Deutung gleichfalls annahm, änderte in der Folge ſeine Meinung, und hielt dieſe Gruppe für Oreſt und Elektra. Dieß könnte ſie auch, wie Hr. v. Ramdohr (Th. II S. 205) bemerkt, ſchon eher vorſtellen, weil nicht die Zärtlichkeit zweier Liebenden, ſondern eher brüderliche oder kindliche Zärtlichkeit in dem Ausdruck der Geſichtszüge ſichtbar iſt. Uebrigens iſt hier die Deutung ſehr willkührlich, und ſie iſt daher auch ſo verſchieden ausgefallen; ſogar hat man oft beide Figuren für männliche gehalten. So nimmt z. B. Sandrart ſie für den Aurel und Lucius Verus; und Perrier ſchlechtweg für zwei ſich umarmende Brüder. Uebrigens hat Hr. v. R. eine nähere Prüfung angeſtellt, wie viel an dieſem Kunſtwerke wahrſcheinlich antik, und wie viel daran neu und ergänzt ſey.

Der junge Römer in der Villa Borgheſe, mit der Bulla vor der Bruſt, wird noch immer ein junger Nero genannt, wie ich bei Hrn. v. Ramdohr, Th. I. S. 317 ſehe; freilich wohl eben ſo willkührlich, als ihn Havercamp für einen jungen Papirius nahm Beim Perrier heißt er doch nur *Puer Patricius.*

Pasquin. Bernini hat den Pasquin für die ſchönſte aller alten Statuen gehalten. Was Winkelmann hierüber ſagt, ſ. Geſch. d. Kunſt, Vorrede, S. XII.

Von dem Urſprunge dieſes Namens finde ich eine merkwürdige Stelle in *Greſſeri* Itinerario (Baſil. 1624. 8.) p. 229, worin zugleich die zuverläſſigſte Nachricht davon nachgewieſen wird: „Pasquillus ſartor Romanus, atque adeo pontificius, mira in reprehendendis aulicorum, Cardinalium, ipſorum quin etiam Pontificum, vitiis libertate et impunitate, occaſionem dedit aulicis literatis, ut ſcripta quaelibet famoſa, incerto auctore edita, in Pasquillum referrent.

Eo mortuo cum prope tabernam ejus in Parione ſtatua marmorea gladiatorio habitu effoſſa eſſet, et eodem loci in via publica erecta, populari joco Pasquillus appellari coepit, quod illic ob dicacitatem notiſſimus magiſter Pasquinus habitaſſet. Vulgi ludum aulicorum confirmavit auctoritas, et qui viva voce hominum mores publice inſectatus erat, mortuus ſola memoria ſua Epigrammatophori munus ſubiit, cum ſtatuae huic ſcripta maledica omnis generis noctu affigerentur, quae a loco ipſo Pasquilli nomen ſibi vindicarunt. Haec *Antonius Tibaldus* Ferrarienſis ſenex honeſtiſſimus a ſe Romae viſa teſtatus eſt; cujus narrationem *Ludovicus Caſtelvetrus* Mutinenſis ſuis in hymnum *Annibalis Cari* animadverſionibus inſeruit, ut ex non vulgata hiſtoria Pasquilli munus eſſe probet, politica tantum, non literaria; eaque non obſcura et levia, ſed gravia et manifeſta errata; non plebejorum, ſed clariſſimorum hominum; non erudita, ſed populari lingua, inceſſere: quod ſartor

ille Pasquinus, in notiſſimis tantum ob hominum ſplendorem et rerum atrocitatem factis, plebeja hac maledicentia fuerit uſus."

Von der Statue, oder vielmehr dem Torſo Pasquino, aus weiſſem Marmor, der zu Rom an der Ecke des Pallaſtes Orſini ſteht, findet man eine Abbildung in Sandrart's Akademie, Th. I. lit. *i.* Sandrart ſagt, ſie werde für das Bild eines Ringers, oder des Mars, oder irgend eines Soldaten gehalten; andre haben ſie ſogar für einen Alexander genommen. Er führt von der Entſtehung des Namens die bekannte Geſchichte an, die auch, der Hauptſache nach, in der obigen lateiniſchen Stelle enthalten iſt, nur daß hier Pasquin ein Schneider, und ſonſt gewöhnlich ein Schuhflicker heißt, wenn anders ſartor nicht auch dieß letztere bedeuten kann. Venuti in ſ. Deſcr. Topogr. delle Antichità di Roma, T. I. p. 81, bemerkt, daß ſie auf der Stelle, wo jetzt der Pallaſt Orſini ſteht, ſey gefunden worden, und nennt ſie il bel Torzo, detto volgarmente di *Pasquino*, così celebre, e che veramente non rappreſenta, che un ſoldato; e forſe ancora queſta Statua

ſarà ſtata un' ornamento del Circo. — Herr v. Ramdohr, Th III. S. 368, ſagt über das von Winkelmann gerügte Urtheil des Bernini: „Wenn B., wie man behauptet, geſagt hat, daß dieſer Sturz das ſchönſte Ueberbleibſel des Alterthums ſey, ſo iſt dieß wahrſcheinlich auch nur ein witziger Einfall, im Geſchmack des Pasquino, auf die Vorliebe des Michel Angelo zu dem berühmten Torſo di Belvedere. Inzwiſchen, Verdienſt hat das Stück immer; nur muß die Maaße nicht übertrieben werden. Es iſt zu ſehr beſchädigt, um mit Zuverläſſigkeit darüber zu urtheilen.“ Auch er hält die Hauptfigur für einen Krieger, der ſeinen verwundeten Kameraden aus der Schlacht wegbringt; und Fea in ſ. italiän. Ueberſ. der Winkelmann. Geſch. d. K. ſagt, T. I. Pref. p. 26, der verſtorbene Abbate Visconti habe darin den Menelaus mit dem Leichname des Patroklus beſtimmt wieder erkennen wollen.

Die Schrift des Caſtelvetro, in welcher die Originalerzählung vom Pasquin vorkommen ſoll, habe ich nicht auftreiben können. Ohne Zweifel iſt es die: Ragione di alcune coſe ſegnate nella Canzone di Annibale Caro: *Venite all' ombre de' gran Gigli d'oro*; die im J. 1560 zu

Venedig gedruckt wurde. Die Streitigkeit, welche durch Caſtelvetro's nicht einmal durch den Druck bekannt gemachte, ſondern nur einem Freunde auf ſein Verlangen ſchriftlich mitgetheilte Kritik über eine Ode des Caro auf das königl. Haus Frankreich, entſtand, iſt in der poetiſchen Literargeſchichte der Italiäner berühmt genug. Caro und ſeine Freunde rächten ſich dafür an dem Caſtelvetro auf eine wahrhaftig unmenſchliche Art, ſpielten ihn der Inquiſition in die Hände, deren Verdammungsurtheil ihn zur Flucht nöthigte, und ſeinen Tod beförderte. Man ſehe über die darüber gewechſelten Schriften Muratori's Lebensbeſchr. des Caſtelvetro vor ſeinen zu Bern (Venedig) 1627. 4. von Argelati herausgegebenen Opere Varie Critiche, p. 24 ff. *Creſcembeni* Storia della Volger Poeſia, T. II, p. 431 ff.; und *Fontanini* Bibliot. dell' Eloquenza Ital. ed. d'*Apoſt. Zeno*, T. II. p. 71 ff. — Auch findet man das vornehmſte davon in Niceron's Leben des Caſtelvetro erzählt.

Pembrokiſches Kabinet. Zu Wilton in England. Die Statuen dieſes Kabi-

nets hat Carry Creed auf vierzig Blättern in gr. 4. aber ſchlecht, geätzet. Vier davon werden einem alten griechiſchen Meiſter, Kleomenes, beigelegt; über welches, und andre betriegliche Vorgeben dabei, Winkelmann ſpottet. Geſch. d. K. Vorrede, S. XIV.

Eine Beſchreibung von Wilton, und den dortigen Sammlungen von Alterthümern und Kunſtſachen, findet ſich in einem engliſchen Buche, das den Titel hat: Six Week's Tour. (S. *London-Magazine*, April, 1768.) Von der Statue der Venus in dem Vorhofe heißt es: it is the ſame as was ſet up before the temple of *Venus Genetrix*, by *Julius Caeſar.* Das glaube ſonſt einer!

Eine Abnehmung vom Kreuze von Albrecht Dürer daſelbſt wird ſehr gelobt: it conſiſts of eleven figures of the moſt capital expreſſion. The bloody body of Chriſt is wonderfully painted. — It is by far the greateſt work I have ſeen of this maſter's, and which ranks him with the greateſt of painters.

Von der in ihrer Art äußerſt ſchätzbaren Gräfl. Pembrokiſchen Antiken- und Gemähldenſammlung, die an Menge und Schönheit auſſer Rom und Florenz ſchwerlich ihres Gleichen hat, und zu Wiltonhouſe in der Grafſchaft Wiltſhire befindlich iſt, giebt es mehrere Beſchreibungen. Die erſte gab ein Italiäner, Gambarini von Lukka, zu London 1731. 8. heraus. In eben dem Jahre noch erſchien ein engliſches Verzeichniß der dortigen Kunſtwerke von Cowdry, die zu Florenz, 1754, 12. ins Italiäniſche überſetzt wurde. Von den Münzen erſchien 1746, fol. ein beſondres Verzeichniß, Numi Pembrokiani betitelt; und von den Statuen lieferte Carrey Creed 70 Blätter in 4. in Perrier's Manier geätzt. Die bekannteſte Beſchreibung iſt die von James Kennedy, die 1758. 8. zuerſt gedruckt wurde, und von der ich die im J. 1774 gelieferte ſechste Ausgabe vor mir habe. In eben dieſem Jahre machte Kennedy auch eine größere Beſchreibung in Quart unter eben dem Titel, wie jene kleinere bekannt, die vor dieſer nichts weiter voraus hat, als 25 Kupfer von den merkwürdigſten Stücken, und eine vorangeſetzte Nachricht von dem erſten Sammler derſelben, Thomas

Grafen von Pembroke, der zu Anfange dieſes Jahrhunderts das Beſte aus den Sammlungen der Kardinäle Richelieu und Mazarin, des Prinzen Giuſtiniani, des Grafen Arundel und Valetta, zuſammen kaufte. Mit größerer Einſicht und Kritik aber, als Kennedy's Arbeit, iſt folgende Nachricht von dieſer Sammlung geſchrieben; die von allen die beſte iſt: *Aedes Pembrokianae*; or a Critical Account of the Statues, *etc.* — — of Wilton-Houſe, formed on the Plan of *Spence's* Polymetis — — By *Richardſon*; Lond. 1774. 8. — Auch in der von C. angeführten Six Week's Tour, p. 159 ff. in dem Buche, The Engliſh Connoiſſeur, Vol. II. p. 118, u. a. m. findet man Nachrichten von dieſer Kunſtſammlung. S. auch Dr. Volkmann's Neueſte Reiſen durch England, Th. I. S. 477 ff. Nach ſeiner Angabe beſteht die ganze Sammlung gegenwärtig aus 56 Statuen und Gruppen, 173 Büſten, einer Menge von Basreliefs, Altären, Vaſen, Sarkophagen, Gemählden, u. ſ. f. und füllt nicht weniger als achtzehn Zimmer.

Es iſt nicht bloß eine Statue der Venus, ſondern eine 13½ Fuß hohe Säule von ägyptiſchem weiſſen Granit, worauf eine Statue der

Venus befindlich iſt. Alle oben angeführte Beſchreibungen, den einzigen Richardſon ausgenommen, nennen dieß Kunſtwerk als das erſte und vornehmſte, und geben vor, die Säule habe ehedem in Rom vor dem Tempel geſtanden, den Julius Cåſar der Venus Genetrix weihte; die alte Statue ſey zwar noch darauf befindlich geweſen, aber ſehr beſchädigt, und der Graf Arundel, der ehedem dieſe Säule beſaß, habe die gegenwärtige Statue, nach den Maaßen und Verhåltniſſen der alten geformt, darauf ſetzen laſſen.

Richardſon, wie geſagt, iſt der einzige unter den Beſchreibern dieſer Sammlung, der in ſeinem oben angezeigten Werke dieſem Vorgeben widerſpricht. Evelyn, ſagt er, der dieſe Säule zu Rom für den Grafen Arundel kaufte, wurde mit jenem Vorgeben von den italiäniſchen Antiquaren hintergangen, die ihn verſicherten, Cåſar habe dieſe Säule und Statue aus Aegypten mitgebracht, wo ſie der morgenländiſchen Göttin Aſtarte, die mit der griechiſchen Venus einerlei geweſen, ſey errichtet worden. Dieß letztre zu beſtätigen, berief man ſich auf eine an der Säule befindliche Inſchrift, die man beim Kennedy u. a. nachſehen kann. Ri-

chardſon erinnert dagegen: daß der Granit nicht ägyptiſch, nicht roth noch ſchwarz, ſondern italiſch, weißlich mit kleinen ſchwärzlichen Flecken ſey; daß die Säule höchſt wahrſcheinlich zu einem kleinen römiſchen Tempel gehört habe; daß die Inſchrift gewiß ſey untergeſchoben worden, wie man aus den Schriftzügen ſehe, und daß ſich daraus das Wort Aſtarte nicht anders als äußerſt gezwungen herausbringen laſſe. Hiezu kommt noch, daß Aſtarte bloß eine ſyriſche, nicht eine ägyptiſche Göttin war. Bei dem allen erkennt R. dieſe Säule, ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, für ein ſchätzbares Denkmal der alten Baukunſt. Die Baſe und das korinthiſche Kapital ſind modern. Die Statue der Venus iſt von Blei; und ſie hat eine niedergebogne, beſcheidne Stellung. Auch dieß ſtimmt mit der antiken Vorſtellungsart der Venus Genetrix nicht überein, von welcher man Larcher's Mémoire ſur Venus (Par. 1775. 8.) p. 227 ff. und Heynen's Antiquar. Auff. I. S. 131 und 160, nachſehen kann.

Von Albrecht Dürer's Abnehmung vom Kreuz ſ. *Kennedy's* Deſcription, p. 99. Die eilf darauf befindlichen Figuren ſind: Chriſtus, Maria, Joſeph von Arimathia, zwei Männer,

Johannes, Maria Magdalena, Maria des Kleophas, Nikodemus, und noch zwei Mannsfiguren. Die Größe des Gemähldes wird nicht angegeben.

Franz Perrier. Von ſeinen Statuen, die, ſo viel ich weiß, keine Erklärung bei ſich haben, unter denen er auch nicht angiebt, wo die Originale zu finden ſind, hat Havercamp in der Vorrede zum Manilli (*Burmann.* Theſ. Ital. T. VIII. P. IV.) verſchiedene nachgewieſen.

Die Sammlung beſteht aus hundert Blättern in kl. fol. von ihm ſelbſt gezeichnet und geſtochen, und zu Rom 1638 herausgegeben. Auf dieſen hundert Blättern befinden ſich die vorzüglichſten Werke der alten Bildhauerkunſt in und um Rom, deren verſchiedene von mehr als Einer Seite vorgeſtellt ſind. Der einzige Moſes von Michel Angelo (Nr. 20.) iſt von neuern Werken darunter, als ein Stück, wie es im Index heißt, vetuſtatis miraculis annumerandum.

Unter den Blättern ſelbſt ſteht keine Erklärung, ſondern zum Schluſſe iſt ein Index beigefügt, welcher die nämlichen Namen der Statuen mit dem Orte, wo ſie ſich befinden, enthält. In demſelben aber ſteht manches, was ganz ohne Grund iſt. Z. E. von dem Centaur, auf welchem ein kleiner Amor reitet, in der Villa Borgheſe, heißt es: ejusdem opificis, cujus et Laocoon. Alſo des Ageſander, oder eines ſeiner Gehülfen. Aber woher weiß man das? Aus einer Unterſchrift des Centaurs? oder aus der Aehnlichkeit der Arbeit? — Nr. 13 ſoll der Kaiſer Kommodus ſeyn, als Fechter vorgeſtellt. Aber Gronov und Smid nennen ihn weit ſchicklicher einen Antäus. S. des letztern Scena Trojana.

Die Sammlung des Perrier hat keinen beſondern Titel, ſondern bloß ein geätztes Frontiſpiz, wo auf dem Fußgeſtelle des Wappens des Marquis von Montfort, eine Zuſchrift an dieſen in lateiniſchen Verſen, und darunter *Franciscus Perrier*, mit der Jahrzahl 1638 ſteht. Unmittelbar unter dieſer: Romae, ſuperiorum

permiſſu; aber ganz unten: à Paris, chez la veufve de deffunct Perier, u. ſ. f. Die Blätter ſind von ihm ſelbſt gezeichnet und radirt; aber nur unter dem erſten, dem Laokoon, ſteht der ganze Name des Künſtlers; unter den folgenden das Monogramm F B, d. i. *Franciſcus Perrier Burgundus*, wie es auch Chriſt S. 183 deutet. Man ſehe über ihn den Artikel beim Füeßlin, S. 492 der Folioausgabe. Beim Hrn. von Murr (Biblioth. de Peint. p. 214.) finde ich noch eine durch van Dalen und Peter Schenk, zu Amſterd. 1702, fol. beſorgte Ausgabe, und eine Römiſche, 1645, fol. angeführt; auch Figures antiques deſſinées à Rome, par *Fr. Perrier*, Paris, 8vo, 20 Blätter.

Perſpektiv. Eine Art von Proſpekten, in welchen die Perſpektiv nicht ſo genau beobachtet iſt, nennen die Italiäner Vedute; und Metelli war ihr Erfinder.

Lambert hatte den Anfang von dem geſehen, was ich im erſten Theile der Antiquariſchen Briefe von der Perſpektiv der Alten geſagt hatte, und ſchrieb an Hrn. Nicolai

auf einem Zettel darüber: „Die Probebogen „ſind ihres Verfaſſers und des Leſens würdig. „Die Unterſuchung über die Perſpektiv, ihren „erſten Erfinder, u. ſ. f. könnte lehrreich und „wichtig werden. Hr. L. hat unſtreitig Recht. „Euklid's optiſche Schriften würden damit „angefüllt ſeyn, wenn die Erfindung nicht viel „neuer wäre. Albrecht Dürer, ein Deut-„ſcher, hat eigentlich das Eis gebrochen, un-„geachtet vor ihm Piedro del Borgo etwas „darin verſuchte. Roger, Baco und Porta „waren nahe dabei.“

Agoſtino Metelli, geb. zu Bologna, 1609, war als Freſcomahler berühmt, und ſtarb zu Madrid im J. 1660. — Malvaſia (Felſina Pittrice, T. II. p. 414.) ſagt von ihm: „Fù egli primo inventore di quelle Proſpettive, che per non voler regolare con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi ſono ſtate ſeguite dal *Santi*, dall' *Alboreſi*, e più, e con maggior applicazione e fortuna dal *Monticelli*, tutti ſuoi allievi.“ Uebrigens weiß man, daß jetzt die Italiäner das Wort *Vedute* eben ſo allgemein brauchen, als die Franzoſen *Vues*,

und

und wir Ausſichten oder Proſpekte. Wie es ſcheint, mahlte Metelli mehr auf den Effekt, als mit ängſtlicher Anhänglichkeit an die Regeln der Perſpektiv, die beim Freſcomahlen, beſonders an Plafonds, ihre eigne Anwendungsart haben, wobei Genie und Geſchmack gewiß eben ſo ſehr, als Studium, wirken.

Petron. Die Litteratoren ſind uneinig, wem die Anmerkungen über den Petron eigentlich zuzuſchreiben ſind, die ſich in der Goldaſtiſchen Ausgabe zu Frankf. a. Mayn, 1610. 8. unter dem Namen Georg Erhard's befinden. Denn dieſer Georg Erhard iſt ein Pſeudonymus; und die Verfaſſer der Hiſt. Litt. de la France (T. I. P. I. p. 204.) drücken ſich ſehr falſch aus, wenn ſie von gedachter Ausgabe ſagen: Une autre à Francfort ſur le Mein, avec les obſervations de divers Savans. On l'attribue à *George Erhard*, qui s'y eſt caché ſous un nom emprunté. Das heißt, G. Erhard habe ſich unter einem erborgten Namen verſteckt.

Erhard iſt vielmehr dieſer erborgte Name ſelbſt; und ſie haben ſagen wollen, daß entweder M. Caſp. Lundorp, oder Goldaſt darunter verborgen liege.

Jenes verſichert Joh. Pet. Lotichius; dieſes aber war des Daumius Vermuthung, die er in einem Briefe an den Placcius äußerte. (S. des letztern Theatr. p. 256, de Script. Pſeudon.) Jenes haben Colomeſius, Baillet, Fabricius, Jöcher, u. a. nachgeſchrieben, und es iſt die allgemeine Meinung geworden; dem ungeachtet halte ich dieſes für gegründeter. Worauf ſich Daumius ſelbſt gegründet habe, weiß ich nicht; genug, ich gründe mich auf folgendes:

Erſtlich heißt es in der Ueberſchrift des poetiſchen Kompliments, welches Joh. Ph. Pareus der Ausgabe vorangeſetzt hat: Ad *Goldaſtum*, cum *Pet onii Arbitri* Satyricon in lucem ederet, ſuis aliorumque notis caſtigatum. — *Suis* notis; alſo ſollen doch Goldaſtiſche Noten bei dieſer Ausgabe ſeyn. Welche aber könnten es ſeyn, wenn es nicht die Erhardiſchen wären? Es iſt wahr, Gol-

daſt wird darin ſelbſt verſchiedentlich angezo-
gen, und hin und wieder nicht ohne Ruhm.
(Als, p. 527, eleganter *Goldaſtus*; p. 540.
601. 605. 629. u. ſ. w.) Aber dieſes ohne
Zweifel nicht ſowohl aus Eitelkeit, als vielmehr,
um deſto leichter glauben zu machen, daß Er-
hard und Goldaſt zwei verſchiedne Perſo-
nen wåren.

Zweitens zeigt ſich in den Erhardi-
ſchen Noten eine große Beleſenheit in den
Schriftſtellern der mittlern Zeiten, und beſon-
ders in den alten deutſchen Dichtern des ſchwå-
biſchen Jahrhunderts. Von wem aber iſt dieſe
wohl eher zu vermuthen, als von Goldaſt?
Oder vielmehr, wer anders, als Goldaſt,
hatte den Gebrauch dieſer damals ſo unbekann-
ten Schåtze?

Es iſt ſo gut als ausgemacht, daß die ange-
führte Ausgabe des Petron, und die dabei un-
ter dem Namen Geo. Erhard befindlichen No-
ten, von keinem andern, als von Goldaſt, ſind.
Auch ſagt Placcius am angef. Orte nur, daß
Lotich die vor dieſer Edition befindlichen ὁμο-
λογουμενα ſ. Elogia, teſtimonia et judicia de

Petronio dem Lundorp vindicirt habe. Auch irrt Leſſing ſich, wenn er den Fabricius unter diejenigen ſetzt, welche dieſe Ausgabe Petron's dem Lundorp beilegen. Er eignet ſie vielmehr geradehin dem Goldaſt zu, und führt als Beweiſe davon gleichfalls die vor der Ausgabe ſtehenden Glückwünſche des Pareus und Althus an; auſſerdem aber noch einen, auch von Burmann gebrauchten, und ohne Zweifel noch bündigern Grund, daß nämlich in der Stadtbibliothek zu Bremen unter den dort befindlichen Goldaſtiſchen Handſchriften eine Menge von Anmerkungen über den Petron aufbewahrt werden, unter welchen alle dieſe unter dem Namen Erhard's jener Ausgabe beigefügte, und noch weit mehrere, vorkommen. S. *Fabricii* Biblioth. Lat. L. II. c. XI. — Uebrigens iſt dieſe Ausgabe in der Folge Lugd. 1618. Francof. 1621. 8. und Genevae, 1629. 4. wiederholt worden. Fabricius beſchreibt ihre Einrichtung umſtändlich.

Oktavius Petrucius. Aus Foſſombrone; ſoll zuerſt den Druck muſikaliſcher Noten erfunden haben. Ich lerne dieſes aus

einem Buche, wo man es ſchwerlich ſuchen ſollte: aus des *Thomae Actii* Foroſempronienſis de Ludo Scacchorum in legali methodo tractatu, welcher zu Peſaro 1583 in 4. gedruckt, und auch dem Oceano Juris mit einverleibt iſt. Dieſer Actius lehrte die Rechte um dieſe Zeit zu Peſaro; und ſein Werk beſchreibe ich an einem andern Orte. (S. Schachſpiel.) Da nun, wo er von der Erfindung jenes Spiels handelt, (Quaeſt. III.) gedenkt er §. 8. der Ehre, welche ehedem den Erfindern überhaupt erwieſen worden, und ſagt: Unde inventores alicujus rei olim inter deos collocabantur, ut tradit *Vincentius Caſtellanus*, doctiſſimus praeceptor meus in humanioribus literis, in ſuo opuſculo de nobilitate civitatis Foroſempronii; quod ſervatur in archivo civitatis praedictae, ubi refert, *Octavium Petrucium* Foroſempronianum adeo valuiſſe ingenio et uſu, ut primus omnium excogitarit rationem ad imprimendas plumbo notas muſices; quae res poſtea magnum mortalibus omnibus attulit commodum. Von dem Drucke der muſi=

kaliſchen Noten iſt doch wohl hier unſtreitig die Rede. Denn obſchon die Worte allenfalls auch von der Art und Weiſe zu verſtehen ſeyn könnten, die Noten in zinnerne oder bleierne Tafeln zu ſtechen, und ſo abzudrucken; ſo würde dieſes doch nur eine ſehr kleine Erfindung des Petrucci geweſen ſeyn, von der es ſich ſchwerlich der Mühe verlohnt hätte, ſo viel Aufhebens zu machen.

Nun wäre zu unterſuchen, wann dieſer Ottavio Petrucci gelebt habe, und wer er geweſen ſey. Ob ein Buchdrucker, oder ſonſt ein Künſtler oder Gelehrter. Auch iſt, ſo viel ich weiß, das Werk des Caſtellanus, de Nobilitate civitatis Foroſempronii, nie gedruckt worden. Bis ich alſo dieſes erfahre, will ich mir auf allen Fall die alten Drucke anmerken, in welchen ſich muſikaliſche Noten finden. Z. E. Flores Muſice omnis cantus Gregoriani. Impreſſum Argentinae per *Jo. Pryſs*, 1488. 4. (W. B. 399. 7. Th. 4.) — Muſices non inutile Compendium. Impreſſum Venetiis, 1498. 4. per *Jo. Bapt. Seſſam*. (69. Quodl. 4.)

Um den hier berührten Gegenſtand, die Erfindung des Notendrucks, beſſer erörtern zu können, befragte ich den um die große Verbeſſerung derſelben ſo ſehr verdienten, und in typographiſchen Alterthümern ſo vorzüglich erfahrnen Hrn. Breitkopf in Leipzig darüber, und theilte ihm den von Leſſing bemerkten litterariſchen Umſtand mit. Ich erhielt von ſeiner Freundſchaft folgende Antwort:

„Ich kenne das Buch nicht, welches Hrn. Leſſing den Ottavio Petrucci bekannt gemacht hatte; aber wohl den Mann, dem die Erfindung der gegoſſenen Muſiknoten darin zugetheilt ward; doch aus einer andern Quelle, aus *D. Giacinto Gimma* Idea della Storia dell' Italia Letterata, wo T. II. c. 50. Art. 9. delle Stamperie Italiane, p. 829, geſagt wird: „Le Note di Muſica s'intagliavano prima, e le file delle righe nel legno in maniera, che, ſtampata una righa, non valeva più nulla; vuole *Tomaſo Azzio* da Foſſembrone, che *Ottavio Petrucci* della ſua patria ſia ſtato il primo, che formò le note di ſtagno con diverſe miſture, come lettere, atte a poterſi mettere e diſtribuire ſopra e frà le righe, e dove biſogna." — Da ich dieß Buch ſelbſt nicht geſehen habe, das 1723 in zwei

Theilen in 4. in Venedig gedruckt iſt, ſo kann ich das Jahr nicht beſtimmen, wann dieſer Petrucci die Erfindung gemacht haben ſoll. Aus der Angabe aber, daß ſeine Erfindung gleich auf den Notendruck in Holzſchnitt gefolgt ſeyn ſoll, muß es in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts fallen, und eben die Art von Choralnoten geweſen ſeyn, die noch in den Chören der katholiſchen Kirchen geſungen werden, und vorher in Holz geſchnitten worden waren. Vermuthlich aber iſt es nur zu verſtehen, daß er dergleichen Noten, die wie andre Schrift gegoſſen waren, zuerſt in Italien gebraucht habe; denn dieß iſt bei ähnlichen Fällen eben ſo auszulegen geweſen. Wenigſtens wird in einem muſikaliſchen Werke: Melopojae ſive Harmonia Tetracenticae &c., welches Erhard Oglin in Augsburg 1507 gedruckt hat, in der Unterſchrift eben dieß zu ſeinem Lobe geſagt:

Inter Germanos noſtros fuit Oglin Erhardus,
Qui primus nitidas preſſit in aere notas. *etc.*

Dieſe italiäniſchen Nachrichten ſind überhaupt ſchwankend. Eben der Gimma ſagt an eben dem Orte, etliche Zeilen nachher, daß ein Girolamo Lunardo verſichere, ein Giamba-

tiſta Raimonti, ein Cremoneſer, habe zur Zeit des Papſtes Innozenz X. die Noten zu drucken erfunden, die bei der Feier des Gottesdienſtes gebraucht würden; welches eben dieſelben, doch von größerer Art, ſind; und dieß fiele erſt in die Mitte des 17ten Jahrhunderts. — Hingegen eignet Lanzilotti, in dem Traktate, L'Oggidì, ovvero gl'Ingegni Moderni non inferiori a i paſſati, der zu Venedig, 1624. 8. gedruckt worden, eben dieſe Erfindung des Petrucci einem Franzoſen, Antoine Gardane, zu, der in Venedig als Muſikus und Buchhändler, um 1537 bis 50, lebte.“

„Fournier der Jüngere, ein gelehrter Schriftgießer zu Paris, ſchrieb 1765 einen Traité Hiſtorique ſur l'Origine de caractères de fonte pour l'impreſſion de la Muſique, in 4. Er handelt aber darin nur von den franzöſiſchen Notendrücken.“ —

So weit Hr. Breitkopf. Ich bemerke dabei nur noch, daß Gimma ſich auf eben den Azzio oder Actius, in Anſehung der Nachricht vom Petrucci, als Erfinder des Notendrucks bezieht. Von dieſem letztern habe ich bisher nichts weiter auftreiben können.

Mattheſon bemerkt in ſeinem Vollkommenen Kapellmeiſter, S. 58, aus dem Vigneul de Marville, es habe Sanlecque, der zu Paris 1660 geſtorben ſey, die erſten Drucknoten in Frankreich aufgebracht. Ich will die ganze Stelle aus den Mélanges d'Hiſt. & de Litt. T. I. p. 81. hieher ſetzen: „Durant la ligue *Jacques de Sanlecque* cadet de pluſieurs frères, âgé d'environ quatorze ans, vint à Paris, & porta les armes, qu'il quitta ſur la fin de la guerre. Par hazard, aïant vû travailler à des caractères d'imprimerie, il s'y appliqua, & devint très-habile dans cet art. — C'eſt encore lui, qui a fondu les premiers caractères de Muſique, que nous aïons eu en France, avec les Règles, à la ſollicitation d'un Maitre de la Muſique du Roi, pour qui il avoit beaucoup de conſidération." Hier wird aber 1659 als ſein Sterbejahr angeführt.

Fournier, in der von Hrn. Breitkopf gedachten Schrift, nennt einen Pierre Hautin, Kupferſtecher, Schriftgießer und Drucker in Paris, ums Jahr 1525, als denjenigen, der die erſten Kegel zum Notendrucke dort verfertigt habe.

Hawkins in ſ. Hiſt. of Muſic, Vol. III, p. 55, glaubt, daß ſich die erſten Spuren vom

Notendruck in den zu Mailand gedruckten Werken des Franchini finden, nur daß dieſe Noten noch in ganzen Linien, nicht aus einzelnen Schriftzeichen, gedruckt ſind, welches in den von Leſſing angeführten Beiſpielen wohl ohne Zweifel auch der Fall ſeyn wird. Den Deutſchen hingegen legt Hawkins, ohne jedoch Beweis zu führen, die Erfindung der beweglichen Notenſchriften bei, und glaubt, ſie ſey unter ihnen ſchon um das Jahr 1500 zu großer Vollkommenheit gelangt. Der Angabe beim Mattheſon widerſpricht er aber, weil die muſikaliſchen Werke des Claude le Jeune, die 1603 und 1606 in Paris herauskamen, ſchon ſo gedruckt wären, und durch ihre Eleganz ſchon merkliche Fortſchritte in dieſem Drucke verriethen. In England ging es damit langſamer; und H. beſchreibt die erſten Verſuche dieſer Art, und ihre allmähligen Verbeſſerungen.

Erhard Oeglin (Ocellus) wird auch vom Hrn. von Stetten in ſ. Kunſtgeſchichte von Augsburg, S. 38, als ein dortiger Buchdrucker erwähnt, welcher der erſte geweſen, der zu Augsburg 1514 mit hebräiſchen Buchſtaben gedruckt habe. Von ſeinem Notendruck aber ſagt Hr. v. St. nichts, ob er gleich S. 42 f.

auf denſelben kommt, und verſchiedne von den erſten Holzſchnitten anführt Dagegen bemerkt er, daß in den Salmingeriſchen Cantionen, von welchen die erſten im J. 1539 bei Philipp Ulharden herauskamen, manche mit gegoſſenen, ordentlich zertheilten, und beweglichen Noten gedruckt ſind.

Philoktet. Meine Vermuthung, daß Philoktet unter dem claudicante beim Plinius gemeint ſey, (ſ. Laokoon, S. 22,) ſteht, wie Riedel in ſeinen Anmerkungen ſagt, bereits beim Gronov über den Statius, S. 285, „aber nur mit zwei Worten ganz verächtlich hingeworfen, nicht in dem hohen kritiſchen Tone, wie im Laokoon.“

Ich ſoll Gronov's Statius noch zum erſtenmal in die Hände nehmen, und bin mir ſehr bewußt, daß ich meine Emendation Niemanden zu danken habe. Doch dem ungeachtet könnte mir Gronov zuvorgekommen ſeyn; und ich muß nachſehen.

In der Note (p) zu S. 22 des Laokoon wird die Stelle des ältern Plinius, L. XXXIV,

ſect. 19, angeführt, wo von dem Bildhauer Pythagoras Leontinus verſchiedne vorzügliche Kunſtwerke angeführt werden, und es unter andern heißt: Syracuſis autem (fecit) *claudicantem*, cujus ulceris dolorem ſentire etiam ſpectantes videntur. Leſſing führt Gründe an, welche das *claudicantem* verdächtig machen, und lieſt anſtatt deſſelben *Philoctetem*, oder hält, wie er ſagt, wenigſtens dafür, daß das letztere durch das erſtere gleichbedeutende Wort verdrängt worden, und man beides zuſammen Philoctetem claudicantem leſen müſſe. „Sophokles, „ſetzt er hinzu, läßt ihn ςιβον κατ᾽ ἀναγκαν „ἑρπειν, und es mußte ein Hinken verurſachen, „daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft „auftreten konnte." — Ich weiß nun zwar nicht, wo Riedel ſeine oben gedachte Erinnerung vorgebracht hat. In ſeiner Theorie d. ſch. W. finde ich ſie nicht; vielleicht war es in den Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen. Sie hat aber ihre Richtigkeit, obgleich L. hier, ohne es zu wiſſen, mit Gronov zuſammentraf; denn ſonſt hätte er gewiß die Autorität ſolch eines Kunſtrichters nicht unbenutzt gelaſſen. Gronov führt nämlich in ſeiner ſehr ſelten gewordenen, und mir, nach vielem vergeblichen Aufſuchen, durch

die Freundſchaft des Hrn. Hofr. Wernsdorf in Helmſtädt mitgetheilten Diatribe in P. Papinii Statii Silvarum Libros V. (Hag. Com. 1637. 8.) S 285, die Stelle des Plinius in einer andern Abſicht an, und muthmaßt zwar nicht, wie es ſcheint, daß *Philoctetem* für *claudicantem* zu leſen, ſondern nur, daß jener unter dieſem zu verſtehen ſey. Denn er äußert ſeine Vermuthung bloß in einer Parentheſe: Leontinus Syracuſis fecit claudicantem (*an Philocteten?*) cujus ulceris, u. ſ. f.

Philotas. In meinem kleinen Trauerſpiel dieſes Namens iſt der Zug wegen des kurzen Schwertes nicht ſowohl aus dem Lohenſtein, im Arminius, als aus dem Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum gladium ſibi eſſe, adde, inquit, gradum.

Solch ein junger Held, wie Philotas, war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem ſein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienſer einbrechen ſah, zurief: ἡ τῃ δυναμει προσθες, ἡ τȣ φρονηματος ὑφες: entweder mehr Kräfte, oder weniger

Muth. (*Plutarch.* in Laconicis.) — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneka in ſeinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus ſum, ſervire tamen nolo. Verum cum paullo poſt juberetur ſervili fungi miniſterio, illiſum parieti caput rupit. (Ep. 77.)

Die Stelle iſt im achten Auftritte des Philotas, wo ihm Strato ſtatt ſeines ihm abgenommenen Schwertes ein andres bringt, und Philotas ſagt: „Ein wenig zu kurz ſcheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind, erſetzt, was ihm an Eiſen abgeht!“ — Die erſte ähnliche Stelle beim Plutarch iſt unter den Apophthegmen der Lacedämonierinnen: (Opp. T. II. ed. Xyl. p. 241) Ἀλλη προς τον ὑιον λεγοντα, μικρον ἐχειν το ξιφος, ἐιπε, και βημα προσθες. — Ich weiß nicht, ob irgend ein Kunſtrichter etwa geglaubt haben mag, L. habe jenen ſchönen Zug in ſeinem Philotas aus dem Lohenſtein entlehnt; oder ob, wie mirs faſt wahrſcheinlicher iſt, L. einen ähnlichen Gedanken im Arminius ge-

funden, und ihn dort angebracht, nachher aber entdeckt habe, daß er mehr mit dem beim Plutarch zuſammentreffe. — Lohenſtein verdient freilich mehr Achtung und Aufmerkſamkeit, als man ihm, ſeit Gottſched und andre ihn verriefen, zu ſchenken pflegt; und in ſeinem Arminius ſind wirklich einige ſchöne Stellen, und einzelne trefliche Züge. Vergl. die Litteraturbriefe, Th. XXI. S. 139 ff. — Man hat einen Arminius Enucleatus, d. i. des unvergleichlichen Dan. Caſp. v. Lohenſtein herrliche Realia, köſtliche Similia, u. ſ. f. von J. C. Männling; Starg. und Leipz. 1708. 2 Theile, 8.; die Sammlung iſt aber zu groß; und man muß manche Schale unter den Kernen fürlieb nehmen.

Phyſiognomie. *Jo. Val. Merbitzii* de Varietate Faciei Humanae Diſcurſus Phyſicus; Dresdae, 1676, 4. enthält mancherlei Gutes. Er nimmt nur acht Theile des Geſichts, und zwölf Haupttheile an, aus welchen er durch die Kombinationen eine erſtaunliche Menge von Varietäten herausbringt. Die zwölf Hauptgeſichter ſind:

Fünf,

Fünf, in Anſehung der Linie, welche das Profil macht:

1. facies prona; | das ſchönſte.
2. — declinans; / wo die Stirn vorragt.
3. — reclinans; \ wo der Untertheil des Geſichts vorliegt.
4. — procurva;) das ſchönſte nächſt Nr. 1.
5. — recurva; (das häßlichſte von allen.

Und ſieben in Anſehung der Eintheilung:

6. Facies in tres aequales partes diſtributa; von den Haarwurzeln auf der Stirn bis zu dem Zwiſchenraum der Augenbraunen; von da bis zur Spitze der Naſe; und von hier bis ans Kinn.

7. 8. 9. wo das, was dem einen Theile abgeht, nur Einem Theile zugelegt worden; entweder

7. der Stirn: welches nach Nr. 6. das beſte iſt; oder

8. der Naſe; oder

9. dem untern Theile: das häßlichſte.

10. 11. 12. oder wo das, was dem einen Theile abgeht, den andern beiden zugelegt worden; entweder

10. der Stirn und der Naſe: erträglich, und macht ein ſatiriſches Geſicht; oder

11. der Naſe und dem Untertheile: das abſcheulichſte von allen; oder

12. der Stirn und dem Untertheile: das Mohrengeſicht.

Die acht Theile des Geſichts ſind ihm: frons, oculus, tempora, naſus, malum, (der ganze Untertheil;) bucca, labia, mentum. — Plinius, L. VII. c. 1. wo er von der Verſchiedenheit der menſchlichen Geſichtsbildung handelt, leitet ſie aus zehn oder mehr Stücken her, die er aber nicht namhaft macht: „in facie multaque noſtra, cum ſint decem vel plura membra."

Auch Gualterus Rivinus in ſeinem Eigentlichen Bericht der vornehmſten der Architektur angehörigen mathematiſchen und mechaniſchen Künſte; Nürnberg, 1547. fol. handelt unter andern von der Phyſiognomie, und ſoll beſonders von den

Augen, wie Merbitz, S. 24, ſagt, ſehr gute und ſcharfſinnige Anmerkungen machen. — Es iſt dieſer Rivinus der Ueberſetzer des Vitruv; und dieſes ſein Werk iſt gleichſam der zweite Theil der Ueberſetzung.

Joh. Baptiſta Porta hat nicht allein eine lateiniſche Phyſiognomie in vier Büchern geſchrieben, deren Neapolitaniſche Ausgabe ſehr fehlerhaft, die zu Hanau 1593. 8. aber verbeſſert iſt; ſondern auch Phytognomonica, in acht Büchern: quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inſpectione quivis abditas vires aſſequatur. Francof. ap. Wechel. 1591. 8.

Auch gehört hieher: *Alex. Achillini* de Subjecto Phyſiognomiae et Chiromantiae; in Opp. fol. 148.

Schon früher, als die Forſchung der Phyſiognomie, beſonders durch die Lavateriſchen Fragmente, ſo viel Senſation in Deutſchland machte, hatte Leſſing ſie gelegentlich zu ſeinem Studium gemacht; und ſchon ſeine Ueber-

ſetzung des Huarte, deſſen erſte Ausgabe im J. 1752 herauskam, ſcheint ihn auf dieß Studium und manche damit verwandte Unterſuchungen, geleitet zu haben. Ueber die obigen Materialien ließe ſich mancherlei bemerken; ich ſchränke mich aber bloß auf das angeführte Werk des Rivinus ein, welches noch immer einige Aufmerkſamkeit verdient. Was davon hieher gehört, ſteht Bl. XXIX bis XXXVI, und hat die Ueberſchrift: Der ganzen Phiſiognomia kurtzer außzug, ſouil den künſtlichen Malern vnd Bildhawern, vnd allen dergleichen künſtlichen arbeitern von nöten, darburch eyns yeden Menſchen eygenſchaft vnd art, der ſitten vnd gemüts, nit allein erlernet vnd eygentlichen geurteilet werden mag, ſondern ein yedes bild darnach, mancherley weiſe, von künſtreichen Bildhaweren gebildet vnd formiret werden ſol, nach erheiſchung yetlicher bilder art vnd weiſe, natur vnd eygenſchafft. Von den Augen redet er am umſtändlichſten, in Rückſicht auf ihren ſittlichen Ausdruck, ſowohl überhaupt, als beſonders in Anſehung der Augenſterne, Auglieder und Aug-

brauen, und zuletzt von ihrer Farbe. Dabei verweiſt er auf ein beſondres Büchlein von der Augen Arzney, worin er dieß alles noch umſtändlicher ausgeführt habe. Er ſelbſt aber geſteht, daß er meiſtens dem Ariſtoteles und dem Adamantius gefolgt ſey. Am Schluß dieſes Abſchnitts ſagt er: „Solchs aber ſey dieſes orts von der bildhaweriſchen vnd maleriſchen Phiſiognomi gnug geſagt; welcher aber „begerte weiter zu wiſſen, der mag hierüber „vnſere groſze Phiſiognomi leſen.“ Rivinus, der eigentlich Ryff hieß, und Arzt zu Straßburg war, muß alſo auch noch ein eignes Werk über die Phyſiognomie geſchrieben haben, obgleich weder Jöcher noch Keſtner es mit anführen. Er war überhaupt ein großer Vielſchreiber, aber auch einer der ärgſten Ausſchreiber ſeiner Zeit. Man ſehe *Thomaſ.* de Plagio Literario, §. 196 ſ.

---

de St. Pierre. Dieſer bekannte Abbé ſoll auch ein Buch ſur la Pureté de la Réligion hinterlaſſen haben, welches nie gedruckt worden, woraus aber Voltaire in ſeinen Queſtions ſur l'Encyclopédie unter dem

Artikel Symbole ſein Glaubensbekenntniß anführt; wenn dieß anders Voltaire nicht ſelbſt gemacht hat.

Man findet dieß Glaubensbekenntniß in der Gothaiſchen Ausgabe von Voltaire's Werken, B. XLIII, S. 266 f. — V ſagt zwar, er liefere es, tel qu'il eſt écrit de ſa main dans ſon livre ſur la pureté de la réligion, lequel n'a point été imprimé, und verſichert, er habe es ſehr getreu abgeſchrieben; indeß iſt es höchſt wahrſcheinlich von ihm ſelbſt verfertigt. Am Ende ſetzt er hinzu: Nous rapportons hiſtoriquement ce ſymbole de l'Abbé de *St. Pierre*, ſans l'approuver. Nous ne le régardons que comme une ſingularité curieuſe; & nous nous en tenons, avec la foi la plus reſpectueuſe, au véritable ſymbole de l'Egliſe.

Planeten. Daß die Alten nur fünf Planeten gezählt, indem ſie Sonne und Mond nicht mit darunter gerechnet haben, erhellt aus dem Hygin, welcher das Kapitel im zweiten Buche, wo er von den Planeten handelt, de *quinque* ſtellis überſchreibt, und deren auch in

dem Kapitel ſelbſt nicht mehr anführt. — Dieſes iſt unter andern auch wegen alter Steine zu merken, auf welchen fünf Sterne vorkommen, die daher nicht unrecht für Planeten zu nehmen ſind. S. *Ficoroni* Gemmae Litteratae, p. 6. Tab. I. 15. II. 9.

Es iſt das 42ſte Kapitel in Hygin's Poët. Aſtron. welches de quinque ſtellis überſchrieben iſt, und worin bloß vom Jupiter, Saturn, Mars, von der Venus und vom Merkur, gehandelt wird. Dagegen aber iſt beim ältern Plinius L. II. c. 6. de *ſeptem* Planetis überſchrieben, und es heißt da gleich Anfangs: Inter hanc (terram) coelumque eodem ſpiritu pendent, certis diſcreta ſpatiis, *ſeptem* ſidera, quae ab inceſſu vocamus *errantia*, quum errent nulla minus illis. Dalechamp macht bei dieſer Stelle die Anmerkung, die ſiebenfache Zahl der Planeten ſey ſchon von den Chaldäern feſtgeſetzt worden; Ptolemäus hingegen und Theon hätten Sonne und Mond nicht mit unter die Planeten gezählt. Vergl. *Ariſtot.* de Mundo c. 2, wo gleichfalls ſieben angegeben werden. Ueberhaupt gelangten die Griechen, wie Goguet, B. II. S. 101 der Ueberſ. zeigt, erſt ſpät

zur Kenntniß der Planeten. Seneka ſagt: (Natural. Quaeſt. VII. 3.) Democritus, ſubtiliſſimus antiquorum omnium, ſuſpicari ait ſe, plures ſtellas eſſe quae currant: ſed nec numerum illarum poſuit, nec nomina, nondum comprehenſis *quinque* ſiderum curſibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit. Eudoxus aber lebte ungefähr 400 Jahre vor Chr. Geb. —

Man kann aber wohl nicht behaupten, daß die Alten durchgängig nur fünf Planeten angenommen hätten, ſondern nur zuweilen; und dieß wäre denn auch ſchon hinlänglich, die auf einigen Gemmen vorkommenden fünf Sterne für jene fünf Planeten zu nehmen, vornehmlich, wenn ſich dabei vermuthen oder vorausſetzen ließe, daß das Hauptſubjekt der Gemme, oder die ganze Beſtimmung derſelben auf die Gottheiten der Sonne und des Mondes ſchon für ſich Beziehung hätten.

Hieher gehört: Theſaurus gemmarum antiquarum *aſtriferarum*, quae e compluribus Dactyliothecis ſelectae aen. tabb. CC inſculptae obſſ. illuſtrantur — — interprete *J. B. Paſſerio*, cura et ſtud. *A. F. Gorii*. Florent. 1750. 3 Voll. fol.

Plaſma di Smeraldo. So nennen die Italiäner einen ſeltenen Stein, welcher die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds iſt. (Winkelm. Anmerk. z. Geſch. d. K. S. 18.) — In der Dactylioth. Zanett. p. 17, finde ich ihn *Praſma* di Smeraldo geſchrieben. — Die Alten ſchnitten tiefe und erhabene Figuren darauf; und es muß große Stücke davon geben, weil Winkelmann am angef. Orte ſagt, daß man einige daraus zuſammengeſetzte Tiſchblätter im Pallaſte Corſini finde.

Es iſt ohne Zweifel eben der Stein, den Vogel, S. 145, Smaragdpras, Smaragdites, nennt, der nur halb durchſichtig iſt, und farbige Punkte und Streifen hat. (S. Smaragd.) — In meinen Antiquariſchen Briefen habe ich das Wort Praſma näher erklärt, (Br. XXV, Th. 1. S. 190.) und gezeigt, daß es nichts anders als der Praſius oder die gemma praſina der Alten ſey.

Dingley ſagt, man finde im Plaſma die meiſten alten geſchnittenen Steine, nächſt dem Beryll. Er erklärt das Plaſma durch den ſchönſten Smaragd, und beſchreibt ihn gleich-

wohl von der Farbe ſtehenden Waſſers, manchmal mittelmäßig klar, aber meiſtens voll ſchwarzer und weiſſer Farben, und mehr undurchſichtig. Was muß der Mann für einen Begriff vom Smaragd gehabt haben? Den gewiß nicht, den Plinius davon macht. In Praſiern mögen wohl genug geſchnittene Steine vorhanden geweſen ſeyn; aber wahrlich nicht im Smaragd. Die alten grünlichen geſchnittenen Steine werden wohl alle, oder meiſtens, Malachiten ſeyn.

Herr Brückmann ſtimmt in der neuen Ausg. ſ. Abhandl. von Edelſteinen, S. 182, der Leſſingiſchen Vermuthung bei, daß die Alten unter den Praſern vielerlei grüne Steine von ſchlechter Farbe verſtanden haben, und das *prasma* aus Vernachläſſigung des Punkts über dem *i* beim Abſchreiben des Worts *praſina* (gemma) entſtanden ſey. — Winkelmann's u. a. Erklärung, daß es die Smaragdmutter ſey, widerlegt die Erfahrung, weil niemals Smaragde darin ſind gefunden worden. Es läßt ſich aber, wie Hr. Brückmann in ſ. Zuſätzen S. 132 bemerkt, ſchwer beſtimmen, was W. eigentlich unter ſeinem Plasma di Smeraldo verſtehe. Ein

Kenner hat, wie Hr. B in der Note erinnert, die von W. angeführten Tiſchblätter genau unterſucht, und entdeckt, daß ſie aus zwei zuſammengelegten durchſichtigen Platten von gipsartigem Marienglas, oder feinem durchſichtigen Alabaſter beſtehen, in deren Zwiſchenraum eine grüne Maſſe oder Kütt gebracht iſt. Die Ränder ſind ſo wohl verwahrt und eingefaßt, daß man den Betrug nicht leicht entdeckt.

Plautus. Es iſt Zeit, daß ich den Plautus einmal wieder leſe. Ich fange heute (den 23ſten Jun. 1769) mit dem Epidikus an; und hier will ich die mancherlei Anmerkungen eintragen, die ich über die komiſche Kunſt, beſonders, in ſo fern er ſie ſelbſt gelegentlich berührt, und über die Alterthümer dabei machen werde.

Es iſt ungegründet, daß Plautus ſich vornehmlich auf dieß Luſtſpiel viel eingebildet habe. Er läßt zwar in dem Stücke, Bacchides (Akt II, Sc. 2, V. 85.) den Chryſalus ſagen:

Non herus, ſed actor mihi cor odio ſauciat.'
Etiam *Epidicum*, quam ego fabulam aeque ac
me ipſe amo,
Nullam aeque invitus ſpecto, ſi agit Pellio.

Aber dieſer Chryſalus, der das ſagt, iſt ein Knecht, und ein eben ſo ſchelmiſcher, als Epidikus. Dieſes Lob eines Stücks, in welchem ein ſchelmiſcher Knecht libertatem malitia invenit ſua, iſt alſo mehr ein charakteriſtiſcher Zug des Chryſalus, als Eigenlob des Dichters; und muß für die Güte des Stücks, oder für die Prädilektion des Verfaſſers, auf keine Weiſe angezogen werden.

Akt *I*, Sc. 1, V. 22. Mich dünkt, hier hat Plautus, eines Einfalls wegen, das Koſtume ſehr bei Seite geſetzt, und die römiſchen und griechiſchen Sitten gänzlich vermengt. Es ſind die beiden Knechte, Epidikus und Theſprio, die mit einander ſprechen:

— — — *Ep.* Te volo
Percontari. Operam mihi da; opera reddi-
bitur tibi.

Th. Jus dicis. *Ep.* Me decet. *Th.* Jam tu
autem nobis praeturam geris.
Ep. Quem medicis digniorem eſſe hominem
hodie Athenis alterum?
Th. At enim unum a praetura tua, Epidice,
abeſt. *Ep.* Quidnam? *Th.* Scias,
Lictores duo, duo viminei faſces virgarum.

Er gedenkt ausdrücklich Athen's, und gleichwohl auch der Steckenbündel, welche nur in Rom den Gerichtsperſonen vorgetragen wurden.

Ebendaſelbſt, V. 33:

Mulciber, credo, arma fecit, quae habuit
Stratippocles.
Travolaverunt ad hoſtes.

Der Tadel, welchen Camerarius und Lambinus über dieſe Stelle gemacht haben, iſt ganz falſch; aber auch Taubmann's Rechtfertigung taugt nichts. Denn das geht gar nicht auf die Waffen Achill's, die Hektor dem Patroklus abnahm; ſondern auf die Homeriſche Dichtung, daß Vulkan Dinge zu ſchmieden verſtanden habe, die ſich freiwillig

bewegen können. Von dieſer Art müſſen auch die Waffen des Stratippokles geweſen ſeyn! will Epidikus ſagen.

Ebendaſ. v. 50. Dieſe Stelle iſt ein Beweis, wie viel die Alten durch bloße Zeichen auszudrücken verſtanden haben, weil dergleichen Zeichen bei ihnen durchaus bekannt waren, welches ſie bei uns nicht ſind. Theſprio erzählt dem Epidikus, ihr Herr habe ein Mädchen aus den Gefangenen gekauft, und Epidikus will wiſſen, wie theuer?

Ep. Quot minis? *Th*. Tot. *Ep*. Quadraginta minis!

Theſprio mußte ihm alſo mit den bloßen Fingern die Zahl 40 weiſen können, und das Zeichen davon mußte allgemein bekannt ſeyn. Jetzt könnten unſre Schauſpieler durch Aufhebung ihrer Finger keine höhere Zahl, die allen verſtändlich wäre, weiſen, als bis auf zehn.

Plautus gehörte zu den Lieblingsſchriftſtellern des ſel. L., und ſein Luſtſpiel, der Schatz, war, wie bekannt, eine glückliche Nachahmung des *Trinummus* jenes römiſchen

Komikers. Auch iſt die in den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, (Stuttg. 1750. 8.) S. 14 ff. befindliche Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus, von Leſſing, ſo wie die im zweiten Stücke eben dieſer Beiträge abgedruckte Ueberſetzung der Gefangenen, in deren Vorrede er zu einer vollſtändigen Ueberſetzung des ganzen Plautus Hoffnung machte, die ein ſehr großer Gewinn für unſre komiſche Litteratur geworden wäre. Eben ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß er die obigen Anmerkungen nicht fortſetzte, und, wie es ſcheint, ſeine abermalige Durchleſung des Plautus gar bald wieder einſtellte.

Die erſte dieſer Anmerkungen iſt wohl gewiß gegründet, obgleich ein Lebensbeſchreiber und Ausleger des Plautus dem andern dieſen mißverſtandnen Umſtand nachgeſagt hat. — Auch die zweite hat allerdings Grund; wiewohl ſich mehrere Stellen der Art anführen ließen, in welchen Plautus mehr an ſeine römiſchen Zuſchauer, als an ſeine nach Griechenland verlegte Scene gedacht zu haben ſcheint. — Bei der dritten Stelle: Mulciber, credo, u. ſ. f. hatten Camerarius nud Lambinus angemerkt, daß Plautus hier aus Gedankenloſigkeit oder

Vergeſſenheit gefehlt habe, weil die Waffen Achill's, die Hektor vom Patroklus erbeutete, nicht als vom Vulkan verfertigt angegeben würden. Nicht aber Taubmann, ſondern Douza, den T. auch ausdrücklich anführt, erinnerte dagegen, daß hier ein unwiſſender Knecht rede. Was Leſſing dawider bemerkt, iſt ſchon vom Muretus erinnert, der ſich dabei auf *Ariſtot.* L. I. Polit. c. 4 beruft. Mir ſcheint indeß dieſe Stelle einer noch beſſern Erklärung fähig zu ſeyn. Sie ſcheint die Ableitung zu beſtätigen, welche Servius beim Virgil, L. VIII. Aen. v. 414 von dem Namen *Vulcanus* macht. Vulcanus, ſagt er, ignis eſt, et dicitur Vulcanus, quaſi *Volicanus*, quod per aërem *volet*; ignis enim e nubibus naſcitur. Oder vielmehr ſcheint die Flüchtigkeit des Feuers überhaupt den Namen *Volicanus*, vielleicht auch *Volitanus*, veranlaßt zu haben. Und ſo wäre die Anſpielung in dem Worte *transvolarunt* deſto treffender. — Daß man bei der letzten Stelle an die Fingerzählung der Römer denken müſſe, haben ſchon mehrere Ausleger bemerkt, und es kommen mehrere dahin gehörige Stellen beim Plautus vor; z. B. Mil. Glor. Act. II, Sc. 2, v. 49. Ueber die Verfahrungsart bei

dieſer

dieſer Zählung ſehe man *Jo. Nicolai* Tr. de Siglis Veterum, (L. B. 1703. 4.) p. 90 ff., wo auch mehrere alte und neue Schriftſteller darüber nachgewieſen werden. Die Zahl vierzig wurde dadurch ausgedrückt, daß man die innere Seite des Daumen an die äußere des Zeigefingers der linken Hand legte. Man weiß, daß bei den Italiänern und Spaniern die Fingerſprache noch jetzt üblich iſt. Daher heißt es z. B. in der Geſchichte des Bruders Gerundio von Campazas, Ueberſ. S. 6: „Da „ich ſagte: ſolche, zog ich alle meine Finger„ſpitzen ganz enge zuſammen, eben ſo, wie man „gewöhnlich von einer Menge ſpricht."

Poeſie. Von ihrer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit der Mahlerei, von dem Einfluſſe und der Verbindung der einen mit der andern, zu meinem Laokoon, iſt nachzuſehen: *Bogisl. Balbini*, in Quaeſitis Orat. et Veriſimilibus; ubi docet, utile, immo neceſſarium eſſe meditanti poëtae, inſpicere geſtum, vultus, habitum, mores, et alia pictorum artificio in tabula ſcite repraeſentata.

Zur Geſchichte der alten deutſchen Poeſie wäre vielleicht eine Handſchrift wichtig, die zu Thorn auf der Bibliothek befindlich iſt. Sie iſt von Gottfr. Zamelius, der Bürgermeiſter in Elbingen geweſen, und hat den Titel: Germania Celtica Rediviva, lingua, literis, metro: Das uralte deutſche poetiſirende Deutſchland, in drei Büchern; als: 1) durch Rede und Sprachweſen; 2) durch Lehr- und Schreibweſen; 3) durch Sing- und Reimweſen. 1667. — Dem Titel nach könnte manches Gute darin ſtehen. (v. *Petr. Jaenichii* Notitia Biblioth. Thornenſ. p. 35. Jenæ, 1723. 4.)

Die oben angeführten Schriften des Bogisl. Balbinus heiſſen, wie ich im zweiten Bande ſeiner Bohemia Docta, (Prag. 1776. 78. 2 Voll. gr. 8.) p. 23 ſ. finde: Veriſimilia humaniorum diſciplinarum; Prag. 1666. 8. Quaeſita Oratoria; ib. 1677. 8. Beide ſind auch zu Augsburg, 1710 u. 1711. 8. nachgedruckt worden.

Gottfried Zamel, deſſen oben erwähnte Handſchrift allerdings Aufmerkſamkeit verdiente, war, nach dem Jöcher, ein Sohn Friedrichs

Zamel; und dieſer letztere war gekrönter Poet, und Bürgermeiſter in Elbingen, von dem man verſchiedne lateiniſche Gedichte hat. Auch jener ſoll Poet geweſen ſeyn; und man hat von ihm ein Buch: Studioſus Apodemicus, ſ. de Peregrinationibus Studioſorum. Auch wird beim Jöcher eine andre von ihm hinterlaſſene Handſchrift: De Rei Literariae Scholarumque in Boruſſia illuſtrium Initiis angeführt.

Primaticcio. Monville in ſ. Leben des Mignard, S. 4, ſagt vom Primaticcio: Il fut attiré en France par François I, qui l'envoya depuis à Rome en 1540, pour acheter des antiques; il en rapporta 124 ſtatues, avec quantité de buſtes, et les creux de la colonne Trajane, du Laocoon, de la Venus de Medicis, *etc.* qu'il avoit fait mouler. On lui donna au retour l'Abbaye de S. Nicolas de Troyes.

Dieſes hat Monville zum Theil aus dem Felibien, (Entret. T. II. p. 226.) zum Theil aus dem Vaſari genommen; welcher

letztere aber 125 Stück überhaupt, mit Köpfen und Rümpfen und Figuren zuſammen, nicht bloße Statuen allein, angiebt. Die Formen hatte Primaticcio von Giacomo Barozzi da Vignola, und andern, machen laſſen; aber die Venus ſcheint, nach den Worten des Vaſari, nicht die Venus von Medices, ſondern eine andre Venus im Belvedere geweſen zu ſeyn. — Auch nennt Monville die Abtei, welche Franz *I.* dem Primaticcio gab, ganz falſch *de St. Nicolas*, anſtatt *de St. Martin.* S. *Malvaſia*, Felſina Pittrice, T. I. p. 151.

Felibien gedenkt am angef. O. unter den vornehmſten durch Primaticcio aus Rom mitgebrachten, und daſelbſt für den König von Frankreich auf ſeine Veranſtaltung abgeformten Kunſtwerken überall keiner Venus, wohl aber der Kleopatra im Belvedere. Unter den Statues de Verſailles des Thomaſſin findet ſich indeß N. 39 eine Kopie von dieſer letztern, wobei aber bemerkt wird, daß ſie durch A. Coyzevox aus Lyon verfertigt ſey, der erſt im J. 1720 ſtarb. Vom Primaticcio ſ. den Artikel Ab-

bate. Beim Felibien wird noch von ihm angemerkt, daß er zuweilen auch Boulogne heiſſe, weil er aus Bologna gebürtig war.

Protogenes. Monville im Leben Mignard's (Amſterd. 1731. 8. Préf. p. XXVII.) ſagt: Pour ne pas riſquer d'enſevelir ſous les mines de Rhodes un Peintre, dont l'habileté étoit célèbre, Demetrius Poliorcètes leva le ſiège de cette ville. Le Prince ne pouvant y mettre le feu par un autre endroit que par celui, où travailloit Protogènès, il aima mieux, au rapport de Pline, épargner la peinture, que recevoir la victoire, qui lui étoit offerte. — Das iſt falſch. Nicht, um dieſen Mahler zu ſchonen, ſondern bloß, um ein Gemählde von dieſem Mahler nicht zu verbrennen, ſteckte Demetrius Rhodus auf der Seite nicht an, wo er es allein einnehmen konnte. Der Mahler ſelbſt arbeitete auſſer der Stadt, und hatte bei der Belagerung für ſich nichts zu befürchten. — Ich habe im Laokoon

bereits angemerkt, daß mehrere das Gemählde des Protogenes, welches in der Stadt war, und deſſen wegen Demetrius nicht die äußerſte Gewalt gegen ſie brauchte, mit dem verwechſeln, welches er während der Belagerung auſſer der Stadt mahlte.

Plinius (L. XXXV. ſect. 36.) redet von dem Jalyſus, einem Gemählde des Protogenes, und ſetzt hinzu: Propter hunc Jalyſum, *ne cremaret tabulas*, Demetrius rex, *cum ab ea parte ſola poſſet Rhodum capere*, non incendit; parcentemque picturae fugit occaſio victoriae. *Erat tunc Protogenes in ſuburbano hortulo ſuo, hoc eſt, Demetrii caſtris.* Und bald hernach ſagt er: Sequiturque *tabulam ejus temporis* haec fama, quod *eam* Protogenes ſub gladio pinxerit. *Satyrus hic eſt*, quem Anapaumenon vocant, ne quid deſit temporis ejus ſecuritati, tibias tenens. Leſſing erinnerte daher ſehr richtig im Laokoon, S. 130, in der Note, daß Meurſius, Richardſon und Winkelmann dieſe Stelle des Plinius deswegen falſch verſtanden hätten, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwei verſchiedenen Gemählden daſelbſt die Rede iſt: dem einen, deſſen wegen Demetrius die

Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes während dieſer Belagerung mahlte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

Pulvinar. *Boeclerus* in *Indice Corneliano* ad Cap. II. *Timothei*: „Inter honores divinos *pulvinaria* fuiſſe, id vero ſatis conſtat; de ſignificatu non conveniunt. *Lambinus* lectulos, in quibus deorum ſtatuae collocarentur, exponit; ſane plerique aut pro lectulis, in templo ſtratis, aut pro lecticis apparatis deorum accepere. *Marcellus Donatus* ad *Sueton. Caeſ.* c. 76. rejectis aliis ſignificationibus interpretatur pulvinaria, quae ſuper lectos ſtratos in templis ad ſimulacra numinum ſublevanda ponebantur.

Dieſes iſt die gemeine Bedeutung, die aber von den Auslegern bei dieſer Stelle des Nepos unrecht angebracht wird, wie ich unter dem Artikel, Göttin des Friedens, angemerkt

habe. Denn pulvinar heißt nicht allein dieſes, ſondern überhaupt eine Kapelle, ein kleiner Tempel. So ſagt Servius (ad v. 533, L. III. Georg. *Virgil.*) ausdrücklich: *Donaria* proprie loca ſunt, in quibus dona reponuntur deorum. Abuſive *templa;* nam ita et *pulvinaria* pro *templis* ponimus; cum ſint proprie lectuli, qui ſtrati in templis, ſupervenientibus plerisque, conſueverant. Dieſes ſupervenientibus plerisque verſteh' ich nicht. War es etwan ſo? Weil man in den Tempeln doch wohl immer mehr als Eine Bildſäule der Gottheit, die darin verehrt wurde, hatte; gleichwohl nicht mehr als Eine aufgeſtellt ſeyn konnte, daß indeß die übrigen auf dem Pulvinar ruhten? Ich erinnere mich hiebei der hetruriſchen Götzenbilder, *ſigna*, die faſt alle unter den Fußſohlen einen Zapfen haben, mit welchem ſie in den Löchern auf ihren Altären oder Fußgeſtellen befeſtigt und aufgerichtet werden konnten; und woraus denn deutlich erhellt, daß ſie nicht für beſtändig aufrecht ſtanden.

In der Baſeler Ausgabe Virgils, (1686. fol.) p. 312, lautet der Schluß der Erklärung des Servius: quum ſint proprie lectuli, qui ſterni in quibusdam templis conſueverant. Und Leſſing's Erklärung fände wohl nur Statt, wenn es in jener, vermuthlich irrigen Leſeart: *pluribus* ſupervenientibus hieße. Herr Hofrath Heyne ſtimmt dieſer Auslegung des Servius bei, daß donaria in der Virgiliſchen Stelle für templa ſtehe. Und Hr. Hofr. Voß überſetzt ſie:

— — — und ein Paar unähnlicher
Büffel
Zog den Wagen empor zur ſtiftungsreichen
Kapelle.

In ſeinem Kommentar ſagt er, der Tempel habe eigene Gewölbe zur Aufbewahrung reicher Geſchenke und anvertrauter Güter gehabt. Dieß verſtand er alſo unter dem ſonſt etwas dunkeln Beiworte, ſtiftungsreich.

Pyrgoteles. „Edictum Alexandri M. quo vetuit, in gemma ſe ab alio ſcalpi, quam a Pyrgotele, non dubie clariſſimo artis ejus." *Plin.* XXXVII. 1.

Wenn Plinius nicht ausdrücklich das Wort edictum gebraucht hätte; wenn er nicht an andern Stellen, wo er eben dieſe Nachricht giebt, gleichfalls das Wort edixit brauchte: ſo würde ich glauben, daß dieſes Verbot Alexanders bloß in ſeiner Weigerung beſtanden habe, ſich im Original von andern Künſtlern, als dem Apelles, Pyrgoteles und Lyſippus, bilden zu laſſen.

Auch Apulejus (in *Floridis*) erzählt das Nämliche; nur mit der Veränderung, daß er anſtatt des Lyſippus den Polyklet ſetzt: qui effigiem regis aere duceret; und auch er braucht die Worte: *edixit* univerſo orbi ſuo. — Aber gut, daß wenigſtens *ſuo* dabei ſteht! An den Orten, wo ſeine Befehle ſo unumſchränkt nicht waren, wie in Athen z. E., werden die Künſtler alſo doch gethan haben, was ſie wollten.

Wenn man dazu nimmt, wie man kann und muß, daß Alexander nicht auch zugleich den geringern Künſtlern unterſagt habe, die ihn vorſtellenden Werke der drei privilegirten Meiſter zu kopiren; und daß nach ſeinem Tode das

Verbot überhaupt ſeine Kraft verloren: ſo fällt die Nothwendigkeit unſtreitig weg, daß die noch vorhandenen Köpfe Alexander's wirklich von jenen Meiſtern ſeyn müßten.

Natter ſagt, daß der Kopf, den Pyrgoteles geſchnitten, wie es heiſſe, in dem Kabinet des Königs von Preuſſen ſeyn ſolle. (Préf. p. IX.) Dieß bezieht ſich auf das, was Beger (Theſ. Brandeb. Vol. III. p. 203.) bei einem erhaben geſchnittenen Sardonyx anmerkt, welcher ihm den Kopf des Alexander mit dem Kopfe ſeiner Mutter Olympias vorſtellt: artificium in hac gemma *Alexandri* aetatem prodit; adeo, ut non abſurde conjectura ſubeat, gemmam propoſitam ejusdem *Pyrgotelis* opus nobis fauſto omine ſupereſſe.

Auch Horaz braucht (L. II. Ep. I. v. 239 ff.) den nämlichen Ausdruck:

> *Edicto vetuit*, ne quis ſe praeter Apellem
> Pingeret, aut alius Lyſippo duceret aera
> Fortis Alexandri vultum ſimulantia. —

Und offenbar ſpielt ſowohl Apulejus auf dieſe Stelle an, als Plinius, L. VII. c. 38: Idem

hic imperator edixit, ne quis ipſum alius quam Apelles pingeret, quam Pyrgoteles ſcalperet, quam Lyſippus ex aere *duceret.* Wiewohl Bentley in der Horaziſchen Stelle Lambin's Leſeart: *cuderet* für *duceret* in Schutz nimmt.

Q.

Quartier. Daß es für Gnade, Friſtung des Lebens, gebraucht wird, wie in den Redensarten: um Quartier bitten; kein Quartier geben; erklärt Menage (*Dict. Etymol. Fr.*) auf folgende Art: „*Se battre ſans quartier; ne faire point de quartier.* Cela eſt pris de ce que les Hollandois & Eſpagnols étoient autrefois convenus, que la rançon d'un officier ou d'un ſoldat ſe payeroit d'un quartier de ſa paye; de ſorte que quand on ne vouloit point recevoir la rançon, mais qu'en uſant de tous les droits de la victoire & de la guerre, quelqu'un tuoit ſon ennemi, il lui diſoit: C'eſt envain que tu offres un quartier de tes gages; on n'en veut point; il faut mourir.

— Er beruft ſich dabei auf *De Brieux* Origines de quelques Coutumes anciennes.

Wenn Herrn Adelung's, und anderer, Vermuthung ihre Richtigkeit hat, daß das franzöſiſche Wort *quartier* von dem deutſchen Worte warten, in der allgemeinen Bedeutung des Aufhaltens, abſtammt, wovon, mit vorgeſetztem *g*, auch garde, guarde, und guarda gebildet wäre; oder gar von währen, bleiben, dauern; ſo ließen ſich die obigen Redensarten noch leichter erklären, und Quartier wäre ſchon etymologiſch ſo viel, als Friſt oder Erhaltung.

R.

Rabbinen. Wenn die Rabbinen ſagen, daß von verſchiedenen Auslegungen einer undeutlichen Schriftſtelle die eine eben ſo wahr ſey, wie die andre; ſo erklärt dieß Canz, wenn ich mich recht erinnere, in ſeiner Ontologie ganz falſch, daß ſie alſo die einzigen wären, welche den Satz, daß von zwei widerſprechenden Dingen nur Eins wahr ſeyn könne, leugneten. Sie wollen weiter nichts ſagen, als, daß man ſie alle beide könne

gelten laſſen, wenn ſie nichts enthalten, was andern unleugbaren Wahrheiten zuwider iſt. — Jetzt finde ich, daß Auguſtin eben ſo dachte. Wenn er nämlich L. XII. *Confeſſ.* ſeine Meinung von der Erſchaffung der Welt ſagt, und auch anderer Meinungen anführt, ſo ſetzt er hinzu: In hac diverſitate ſententiarum verarum (verae enim ſunt omnes, quia verum dicunt, etſi non omnes ſecundum mentem ſcriptoris eſſe poſſunt) concordiam pariat ipſa veritas. — Sollte für das letzte veritas nicht vielmehr varietas geleſen werden?

Die hier angeführten Worte Auguſtin's, nur nicht die in eine Parentheſe eingeſchloſſenen, die vielleicht Gloſſe ſind, finde ich in ſeinen Confeſſionen (Col. Agr. 1629. 12.) L. XII. c. 30. p. 362. *Veritas* aber iſt doch wohl die rechte Leſeart, wie der ganze Zuſammenhang, und beſonders das Nachfolgende, zu ergeben ſcheint. Eben weil alle dieſe verſchiednen Meinungen wahr ſeyn können, will er ſagen, ſollte man nicht darüber ſtreiten. Denn auch im folgenden Kapitel fährt er fort: Ita cum alius

dixerit, hoc ſenſit (Moſes) quod ego; et alius, immo illud, quod ego: religioſius me arbitror dicere: cur non utrumque potius, ſi utrumque *verum* eſt? Et ſi quid tertium, et ſi quid quartum, et ſi quid omnino aliud *verum* quispiam in his verbis videt, cur non illa omnia vidiſſe credatur, per quem Deus unus ſacras literas *vera* et diverſa viſuris multorum ſenſibus temperavit? u. ſ. f.

Raphael. Von den in England und Frankreich befindlichen Gemählden Raphael's ſ. Winkelmann von Empf. d. Sch. S. 20. — In Spanien, im Eſkurial, ſind zwei Stücke von ihm, deren eins eine Madonna iſt. — In Deutſchland ſind zwei Stücke: zu Wien die heil. Katharina, und zu Dresden das Altarblatt aus dem Kloſter S. Siſto zu Piacenza; aber dieſes iſt nicht von ſeiner beſten Manier; und zum Unglück auf Leinewand gemahlt, da ſeine andern Oelgemählde auf Holz ſind. Daher hatte daſſelbe bereits viel gelitten, als es aus Italien ankam; und wenn es auch von ſeiner Zeichnung einen Begrif geben könnte,

ſo bleibt doch derſelbe mangelhaft in Anſehung ſeines Kolorits.

Ein vermeinter Raphael, welchen der König von Preuſſen vor einigen Jahren in Rom für 3000 Skudi erſtehen ließ, iſt von keinem Kunſtverſtändigen allhier (in Rom) für deſſen Arbeit erkannt worden; daher auch kein ſchriftliches Zeugniß von der Richtigkeit deſſelben zu erhalten war. (Winkelm. ebendaſ.)

Wie es zu verſtehen ſey, was de Piles vom Raphael meldet, daß er zu der Zeit, als ihn der Tod übereilte, ſich beſtrebt habe, den Marmor zu verlaſſen, und der Natur gänzlich nachzuahmen, ſ. beim Winkelmann, v. d. Nachahmung griech. Werke, S. 15.

Ueber dieſe Excerpten zu kommentiren, würde hier zu weitläuftig werden. Ich erinnere nur, daß Vaſari's Lebensbeſchreibung noch immer die beſte bleibt, die wir von dieſem großen Künſtler bisher haben; und daß Herr von Heinecke in ſ. Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, Th. II. S. 315 ff. das vollſtändigſte Verzeichniß der nach ihm geſtochenen Kupferſtiche geliefert hat. Auch kann ich die vortreflichen

treflichen Bemerkungen hier nicht unangeführt laſſen, welche unlängſt Hr. v. Ramdohr, in ſeinem mehrmals angeführten Werke, Th. I. S. 118. ff. über Raphael's mahleriſchen Charakter gemacht hat.

Religion, chriſtliche. Wider die vielen Werke, welche in neuerer Zeit für dieſelbe herausgekommen, gilt es, daß ſie nicht allein ſehr ſchlecht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen, ſondern auch dem Geiſte des Chriſtenthums ganz entgegen ſind, als deſſen Wahrheit mehr empfunden ſeyn will, als anerkannt; mehr gefühlt, als eingeſehen.

Dieſes zu erhärten, müßte man zeigen, daß die für die Religion geſchriebenen Werke der Kirchenväter nicht ſowohl Behauptungen derſelben, als bloß Vertheidigungen gegen die Heiden geweſen ſind. Sie ſuchten die Gründe gegen ſie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für ſie feſtzuſetzen.

Meines Bedünkens war es Grotius, der mit ſeiner Abhandlung von der Wahrheit der

chriſtlichen Religion, welche 1639 zuerſt heraus⸗kam, den Weg eröffnete. Doch hatte er ſo bald noch keine Nachfolger. Einige vierzig Jahre ſpäter entſtand erſt unter den reformirten Theo⸗logen ein Streit, ob auch die chriſtliche Reli⸗gion aus bloßen Gründen der Vernunft erwie⸗ſen werden könne, oder ob ſonſt noch etwas hin⸗zu kommen müſſe, um ſie für wahr zu halten. Von dieſem Streite ſ. *Buddei* Inſtitutt. Theol. dogm. L. I. c. 2. §. 17. Die, welche der Meinung waren, daß die Vernunft hierin keine Genugthuung verſchaffe, und uns von der Wahrheit der Religion nicht überzeugen könne, ſind vornehmlich der Rechtsgelehrte Ulrikus Huberus, in ſ. Werke de Concurſu Rationis et Scripturae; Joh. Regius, de Modo percipiendi S. S. divinitatem, Franecq. 1688; Witſius in Diſſ. Epiſt. ad Ulr. Huberum; und Leydecker.

Daß ein Philoſoph ſehr geſchickt ſey, in Streitigkeiten der Religion zu entſcheiden, des⸗falls will ich mich nicht bloß darauf berufen, daß die erſten Chriſten in ihren Streitigkeiten mit den Ketzern heidniſche Philoſophen zu Schieds⸗

richtern erwählten; nämlich die erſten Chriſten im dritten Jahrhunderte. Denn früher iſt von dieſer Gewohnheit keine Spur. So diſputirte z. B. Origenes wider die Marcioniten und Valentinianer, unter dem Schiedsrichteramte des Eutropius, eines heidniſchen Philoſophen. Ein Beweis davon iſt des Origenes Dialogus contra Marcionitas, ſ. de recta in Deum fide, den Joh. Rud. Wetſten 1674 zu Baſel zuerſt griechiſch und lateiniſch herausgab. Desgleichen Archelaus, Biſchof zu Carrä in Meſopotamien, wider den Manes, unter Entſcheidung vier heidniſcher Philoſophen. Von dieſer Diſputation ſind noch Fragmente vorhanden, welche Fabricius im zweiten Bande der Werke des Hippolytus wieder hat auflegen laſſen.

Ich ſage, ich will mich nicht hierauf berufen; weil die zwei Schriften, auf welche man ſich desfalls bezieht, leicht nur bloß dergleichen Einkleidungen ſeyn dürften, ohne daß die Streitigkeiten jemals wirklich ſo gehalten worden; wovon ich in ihnen ſelbſt mehr Spuren aufſuchen müßte. Denn ſie ſind mir wenigſtens da-

durch verdächtig, daß bei dem Archelaus die Philoſophen nicht allein wider den Manes ſind, ſondern auch beim Origenes ſich ſogar Eutropius zur chriſtlichen Religion bekehrt. Anderer Punkte der Unwahrſcheinlichkeit zu geſchweigen. Wie denn auch Friederici, der eine eigne Diſſertation: Philoſophos Gentiles controverſiarum fidei in veteri Chriſti ecclesia arbitri, zu Leipzig 1723 gehalten hat, aus der ganzen Kirchengeſchichte nicht mehr als dieſe zwei Beiſpiele anzuführen weiß. Doch bringt er ausdrükliche Zeugniſſe bei, welche dieſe Gewohnheit ſonſt bekräftigen; nämlich: 1. des Cyrillus aus dem vierten Jahrhunderte, Catech. VI, quae de Monarchia Dei agit, n. XV. edit. *Tho. Milles*, p. 95; und 2. des Photius. S. *Cave*, Hiſt. Litt. Scr. Eccl. P. I. p. 100. Wieſemann in ſ. Memorabb. Eccl. Hiſt. P. I. Sect. 3. §. 19, p. 200, ſagt davon, daß es exemplo ſcandaloſo, nec facile excuſando, geſchehen ſey. Und wenn er hierin auch Recht hätte, ſo würde der Satz dennoch beſtehen, weil hier nicht von heidniſchen Philoſophen, ſondern von chriſtlichen

die Rede iſt, gegen welche die Einwendung des Haſſes und der Unwiſſenheit nicht gilt.

Einer meiner ſcharfſinnigſten Freunde, dem ich dieſem Artikel mittheilte, ſchrieb darüber folgende Anmerkung nieder: „Man wird ſich gar nicht wundern, daß ein ſo denkender und ſcharfſinniger Kopf, wie Leſſing, mit Rouſſeau und andern Männern von eigenthümlicher und wirklicher Denkkraft, die demonſtrativen Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums, und ſelbſt der natürlichen Religion, als deren Grundlehren doch, der Natur der Sache nach, vorher demonſtrirt werden müſſen, ehe man das Chriſtenthum demonſtriren kann, wenig befriedigend fand.“

„Was L. und andre aus dem Unzulänglichen, Mangelhaften und Unbefriedigenden jeder ihnen bekannten und bis dahin verſuchten wiſſenſchaftlichen Beweisart der Religionswahrheiten ſchloſſen, oder gewiſſermaßen nur ahneten; iſt nunmehr aus der Natur der Sache, und der Beſchaffenheit unſers Erkenntnißvermögens, bewieſen. Unſre Erkenntniß von Gott läßt gar keine demonſtrative Gewißheit und Ueberzeugung zu; und es iſt unmöglich, daß dabei

ein eigentliches Wiſſen Statt finde. Unſre ganze, feſt gegründete und beruhigende Religionsüberzeugung ſtützet ſich auf einem vernünftigen und auf einem moraliſchen Glauben. Dieſer Satz iſt das wichtigſte Reſultat der Kritik der reinen Vernunft; und es iſt ein ganz unſchätzbares Verdienſt, welches ſich der Verfaſſer derſelben in dieſer Rückſicht inſonderheit dadurch erworben hat. Wir wiſſen nunmehr, daß durch alle metaphyſiſche Grübeleien, und noch ſo ſcharfſinnige Spekulationen, die Wahrheiten der Religion niemals werden bewieſen, aber auch eben ſo wenig jemals widerlegt und mit Grunde angefochten werden können."

„Dieſes Verdienſt der neuern Philoſophie um die Religion iſt, obgleich bloß negativ, dennoch das größte, welches ſie ſich um dieſelbe erwerben konnte, und wahrlich ein ſehr ſegenvoller Gewinn für die Menſchheit. Denen aber, welche die Größe dieſes Verdienſtes verkennen, und ſich einbilden, daß uns die Philoſophie in der Religionserkenntniß poſitiv weiter führen, und größere Gewißheit geben müſſe, als der geſunde Menſchenverſtand, kann man mit Kant antworten: „Aber verlangt ihr denn,

„daß ein Erkenntniß, welches alle Menſchen „angeht, den gemeinen Verſtand überſteigen, „und auch nur von Philoſophen entdeckt werden „ſolle? Eben das, was ihr tadelt, iſt die beſte „Beſtätigung von der Richtigkeit der bisheri„gen Behauptungen, da es das, was man An„fangs nicht vorher ſehen konnte, entdeckt, „nämlich, daß die Natur in dem, was Men„ſchen ohne Unterſchied angelegen iſt, keiner „partheiiſchen Austheilung ihrer Gaben zu be„ſchuldigen ſey; und die höchſte Philoſophie in „Anſehung der weſentlichen Zwecke der menſch„lichen Natur es nicht weiter bringen könne, „als die Leitung, welche ſie auch dem gemein„ſten Menſchenverſtande hat angedeihen laſſen.“ Kritik der reinen Vernunft, S. 859.

Rembrandt. Die Rembrandtiſche Manier ſchickt ſich zu niedrigen, poſſierlichen und ekeln Gegenſtänden ſehr wohl. Durch die ſtarken Schatten, welche durch den Vortheil des unreinen Wiſchens oft erzwungen werden, errathen wir mit Vergnügen tauſend Dinge, welche deutlich zu ſehen kein Vergnügen iſt. Die Lumpen eines zerriſſenen Rockes würden, durch den

feinen und genauen Grabſtichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da ſie doch in der wilden und unfleißigen Art eines Rembrandt wirklich gefallen, weil wir ſie uns hier nur einbilden, dort aber ſie wirklich ſehen würden.

Hingegen wollte ich hohe, edle Gegenſtände nach Rembrandt's Manier zu behandeln nicht billigen. Ausgenommen ſolche hohe, edle Gegenſtände, in welchen Niedres und Edles verbunden iſt. Z. E. die Geburt eines Gottes in einem Stalle, unter Ochſen und Eſeln. Und ſolche, mit welchen die Dunkelheit für ſich verbunden iſt.

Moſes Mendelsſohn, dem ich dieſe Gedanken mittheilte, antwortete mir: „Sie „haben vollkommen Recht. Denn wenn uns „ſchon bei hohen und edeln Gegenſtänden die „Skizzen oft beſſer gefallen, als die vollendeten „Gemählde; ſo geſchieht es deswegen, weil „wir bei den Skizzen dasjenige hinzudenken, „was ein arbeitſamer Pinſel ausgeführt hätte. „Die Rembrandtiſche Manier aber kann uns „als eine fertige und vollendete Arbeit bei edeln

„Gegenſtänden nicht gefallen. Von Dietrich „hat man eine Beſchneidung im Rembrandti„ſchen Geſchmacke.“

Wer mit Rembrandt's Manier nur einigermaßen bekannt iſt, wird dieſe Bemerkungen über ihre Anwendung und Nachahmung ſehr gegründet finden. Man vergleiche damit, was der ſel. v. Hagedorn in ſ. Lettre à un Amateur de la Peinture &c. (Dresde, 1755. 8.) p. 65. ſſ. über dieſen Künſtler und ſeine Schule ſagt. Uebrigens giebt es unter ſeinen Gemählden mehrere, welche geiſtliche Subjekte von höherer Art, freilich aber nicht immer edel genug, darſtellen. Andeutung aber war doch immer mehr in ſeiner Manier, als Vollendung; und man müßte daher die Bemerkung Mendelsſohn's wohl dahin einſchränken, daß uns das, was wir hier hinzudenken, nicht höher führt, ſondern tiefer herabſtimmt. Dietrich hat, wie bekannt, dem Rembrandt ſehr oft nachgebildet, vornehmlich in ſeinen Kupferblättern, deren vollſtändigſtes Verzeichniß Hr. v. Heinecke in ſ. Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen Th. I. S. 127 ff. und in den neuern Nachrichten, S. 16 ff. geliefert hat.

Reyſelius. Von deſſen bewunderns- würdiger Maſchine eines künſtlichen Menſchen ſ. das Journal des Savans, a. 1677, p. 361; und die Beſtätigung dieſer Nachrichten ebendaſ. a. 1680, p. 41. ff.

Salomon Reiſel war ein gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebender Arzt, aus Hirſchberg gebürtig, der zuerſt als Stadtphy- ſikus zu Worms, und hernach als Würtember- giſcher Rath und Leibarzt zu Stuttgard lebte. In den Actis Academiae Naturae Curioſorum, deren Mitglied er war, findet man mehrere von ihm beſchriebene Wahrnehmungen und Verſuche; unter andern auch die Beſchreibung einer von ihm erfundnen Statuae humanae circulatoriae, durch welche er den Umlauf des Bluts nach me- chaniſchen Geſetzen anſchaulich machen wollte. Im Journ. des Sçav. *l. c.* wird davon eine kurze Beſchreibung gegeben. Die Maſchine war in ihrer ganzen Einrichtung dem menſchlichen Kör- per, nach allen ſeinen innern Theilen, völlig ähnlich; und R. hatte noch die Hoffnung, ihr auch die Stimme und die natürliche Bewegung mitzutheilen. Gefäße und Eingeweide waren von gewöhnlicher Größe und Geſtalt; und das

Waſſer oder irgend eine andre Flüſſigkeit, die man in den Mund goß, ging durch den Schlund in den Magen, von da in die Herzadern, u. ſ. f. zuletzt durch die Nieren in die Blaſe, und von da von ſelbſt wieder heraus. Auch hatte er in dieſer Maſchine die natürliche Bewegung der Lunge, die Einziehung und Aushauchung der Luft, alle Bewegungen des Pulſes, u. dergl. anzubringen gewußt. — An der zweiten angef. Stelle des J. d. Sç. findet man den Auszug eines Briefes aus Jena an einen Pariſer Gelehrten, worin von jener Maſchine nähere Nachricht ertheilt, und noch hinzugeſetzt wird, daß ſich die gröbern Theile der eingegoſſenen Flüſſigkeit während des Umlaufs abſonderten, und wie natürlicher Auswurf durch den After, die minder groben Theile aber durch den Urin abgingen.

Wilhelm ten Rhine. Der erſte, welcher in Europa der Chineſer und Japaner Art, durch die Inuſtion und Acupunctation das Podagra und andre reiſſende Krankheiten zu heilen, bekannt gemacht hat. S. Journal des Sav. a. 1684. p. 109.

Die Abhandlung über dieſe Materie, aus welcher gedachtes Journal einen Auszug liefert, heißt: *Wilhelmi ten Rhine*, M. D. Tranſiſalano-Daventrienſis, Diſſertatio de Arthritide; Mantiſſa Schematica de Acupunctura; et Orationes tres, *&c.* ſingula notis illuſtrata. 8. Lond. 1683. Man hatte ehedem die Chineſer und Japaner, wegen des vielen warmen Getränks, das ſie zu ſich nehmen, von den Anfällen der Gicht völlig frei geglaubt; und doch ſind, beſonders die erſtern, ihr vielleicht häufiger unterworfen, als irgend eine andre Nation. Um ſich davon zu heilen, pflegen ſie, der hier gegebenen Beſchreibung nach, die leidenden Theile entweder zu brennen, oder mit feinen und langen Nadeln tief in dieſelben einzubohren. Das erſtere war ſchon, wie der Rezenſent bemerkt, ehedem bekannt; der Nadelſtich aber nicht. Ihrer Meinung nach entſtehen alle Krankheiten von Winden, die in dem Körper eingekerkert ſind, und denen ſie daher durch jene Operationen einen freien Ausgang zu ſchaffen, und zugleich das Blut zu reinigen ſuchen. Das Brennen wird vom Hippokrates angerathen, und iſt bei vielen morgenländiſchen Völkern, auch ſelbſt bei den Türken, gewöhnlich. Die Chineſer bedie-

nen ſich dazu einer Pflanze, die auch in Europa wächſt, (l'Armoiſe rouge à grandes feuilles;) und die bei ihnen Moxa heißt. Des Nadelſtichs aber bedienen ſie ſich ſtatt des Aderlaſſens. Beim ſtarken Kopfweh, bei der Schlafſucht, fallenden Sucht, u. ſ. f. ſticht man in die Scheitel des Kopfs; bei Koliken, dem Durchlauf, u. dgl. in den Unterleib; u. ſ. w. In die fleiſchigen Theile wird tiefer geſtochen, als in die nervigen; man bedient ſich dazu einer goldnen oder ſilbernen Nadel, die man zu S. 116 des Journ. des Sçav. nebſt einem menſchlichen Körper, mit den bemerkten Brenn- und Stechpunkten, abgebildet findet.

Nic. Ricciolini. Ein bekannter Mahler in Rom, der im J. 1763 noch lebte, und von dem, zum Beweiſe, wie wenig die Römer das, was ſie täglich vor Augen haben, achten, Winkelmann erzählt, daß er allererſt im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters die Statuen der Villa Borgheſe zum erſtenmal geſehen habe. Er war ſonſt ein Mann von großem Talente und vieler Wiſſenſchaft, auch auſſer ſeiner Kunſt.

(Von der Empf. d. Sch. S. 7.) Die Baukunſt hatte er aus dem Grunde ſtudirt, und dennoch eines der ſchönſten Denkmäler, nämlich das Grab der Cäcilia Metella, des Kraſſus Frau, nie geſehen.

Füeßlin bemerkt von dieſem Nicolo Ricciolini, er ſey ein Hiſtorienmahler zu Rom um 1750 geweſen, und habe viele Gemählde für die Kirchen dieſer Hauptſtadt verfertigt. Auſſerdem gedenkt er noch eines Michelangelo Ricciolini, und eines dritten, der als ein Schüler des Ciro Ferri angegeben werde.

Richardſon. Der engliſche Feuerfreſſer. S. Journal des Sav. a. 1677, p. 54 und 222. — Endlich ward ſein Geheimniß verrathen, und eben daſelbſt, a. 1680, p. 292, mitgetheilt.

Dieſer Richardſon heißt in der erſten angeführten Stelle ein engliſcher Chemiker; und es wird von ihm geſagt, er kaue glühende Kohlen, lege brennenden Schwefel auf die Zunge, nehme eine glühende Kohle auf dieſelbe, und

laſſe ein Stück rohes Fleiſch und eine Auſter darauf kochen, ſie auch eine halbe Viertelſtunde lang anblaſen; er halte ein glühendes Eiſen lange Zeit in der Hand, laſſe es wieder überglühen, nehme es dann zwiſchen die Zähne, und ſchleudre es mit der größten Gewalt gegen den Kamin; auch verſchlinge er geſchmolznes Glas, Schwefel, u. ſ. f. ſo, daß ihm die Flamme aus dem Munde ſchieße. — Die zweite angeführte Stelle enthält den Auszug eines Briefes von Hrn. Dodart über dieſen Feuerfreſſer, in welchem ſeine Kunſt aus einer natürlichen und durch Uebung verſtärkten Anlage hergeleitet wird. Auch werden mehrere Beiſpiele dieſer Art angeführt. — In dem Journal von 1680 aber wird die Entdeckung des ganzen Geheimniſſes von Hrn. Panthot, einem Arzte zu Lyon, mitgetheilt. Der Bediente Richardſon's hatte es verrathen, daß es in nichts weiter beſtehe, als im reinen Schwefelgeiſte, womit man diejenigen Theile einreibe, die das Feuer berühren ſollen, weil dadurch die Oberhaut dergeſtalt durchbrannt, und wie Leder gehärtet werde, daß ſie mit der Zeit alles Gefühl verliere. Dazu kam noch ein beſondrer Kunſtgrif, mit welchem R. wenn er z. B. die glühende

Kohle auf ſeine Zunge legte, in aller Geſchwindigkeit ein andres Stück Kalbfleiſch zwiſchen die Kohle und ſeine Zunge brachte.

Ritterorden. Ich finde in Zeillers Sendſchreiben XXI: „Was derſelbe mir von „dem neuen Ritterorden, de i Cavalieri di „Santa Militia genannt, ſo neulich in dieſem „1619ten Jahre zu Wien, von dem Herzoge „von Nevers und andern Fürſten und Herren „aufgerichtet worden, ſchreibet, das habe ich „mit mehrern daraus vernommen.“ — Ich merke mir dieſes Zeugniß deswegen an: 1) Weil Gryphius dieſes Ordens gar nicht gedenkt; 2) weil er im Gegentheil an der wirklichen Exiſtenz eines Ordens der Ritter von den Kreuzzügen, deren Juſtiniani im 20ſten Kapitel der andern Edition gedenkt, zweifelt, und meint, daß überhaupt die Kreuzorden darunter verſtanden würden. Könnte Juſtiniani nicht dieſen Orden des Herzogs von Nevers darunter verſtanden haben? Ich muß ſein Werk bei Gelegenheit ſelbſt nachſehen, nämlich ſeine

chrono-

chronologiſche Geſchichte aller Ritterorden, in italiäniſcher Sprache, deren zweite Ausgabe 1692, fol. erſchienen iſt.

Beim Bernardo Giuſtinian in ſeinen Hiſtorie Cronologiche dell' Origini Militari e di tutte le Religioni Cavallereſche (Venez. 1692. 2 Voll. fol.) iſt in dem angef. 20ſten Kapitel, T. I. p. 193. ff. von dem beim Zeiller gedachten Orden gar nicht die Rede. Dieß Kapitel iſt: *Cavallieri della Croceata* überſchrieben, und enthält eine kurze Erzählung von den vornehmſten Kreuzzügen, deren er bis auf 1459 vierzehn zählt. Gryph hat alſo zwar Recht, wenn er §. 45. ſagt, der Ritterorden von den Kreuzzügen ſey eigentlich kein gewiſſer Orden, ſondern Giuſtinian meine damit diejenigen Chriſten, welche ſich durch die Kreuzpredigten der von dem Papſt ausgeſchickten Geſandten bewegen ließen, und haufenweiſe den Zügen in das gelobte Land gegen die Ungläubigen und andre Feinde der römiſchen Kirche beiwohnten. Aber Giuſtinian ſagt auch ſelbſt am Schluſſe jenes Kapitels: Queſt' Ordine dunque, *che più* propriamente ſi deve chiamare *Marca Cavallereſca*, non s'avanzò oltre all' occaſioni motivate di guerre generali

per la religione cattolica; terminate le quali, ceſſava anco la Croceata; u. ſ. f.

Des von Zeiller erwähnten Ordens aber gedenkt Gryph allerdings; aber unter der Rubrik der Ritter B. Mariae Virginis Annunciatae, §. 43, und bemerkt gleichfalls, daß *Carlo Gonzaga*, Herzog von Nevers dieſen Orden zur Bekriegung der Ungläubigen, mit einem großen, aber geſchwinde verlöſchenden Anſehen errichtet habe. Er rückt darauf Grammond's Beſchreibung dieſes Ordens ein, worin unter andern geſagt wird: Non deficiebant Niverno Principi in opus arduum dotes animi, natales, et virtus; defecit, ſine qua irriti vulgo conatus magni, pecunia. Denn obgleich Pabſt Urban *VIII.* dieſen Orden beſtätigte, und mit vielen Privilegien verſah, ſo nahm er doch, da einige Zwiſte entſtanden, und der Stifter Herzog von Mantua wurde, gar bald ein Ende, oder wie es Giuſtinian, der Kap. 84 von dieſem Orden handelt, ſich ausdrückt: provò queſta Religione, non molto lungi dalla Culla, il Feretro, e dai natali, l' occaſo; onde appena vivono le memorie nei ſeguenti Scrittori. Die ganze und förmliche Benennung des Ordens war: *Milizia Criſtiana di Santa Maria della Concezione ſotto*

l' Invocazione di S. Michiele. — In der Hiſtoire des Chevaliers de Malte par *Vertot*, T. IV. p. 130, finde ich, daß der Herzog von Nevers bei Errichtung dieſes Ordens eigentlich die Abſicht gehabt, den Orden vom heiligen Grabe von dem Johanniterorden zu trennen, und daß dieſer daher im J. 1619 den Dom Luis Mendes de Vaſconcellos an den franzöſiſchen Hof abgeſchickt habe, um des Herzogs Abſichten zu vereiteln, welches auch geſchehen ſey. Hierin mag alſo wohl die ſchnelle Aufhebung jenes Ordens ihren vornehmſten Grund haben.

Im Theatro Europaeo, T. I. S. 307, findet ſich eine Nachricht von der Stiftung dieſes Ordens, und ein Verzeichniß der gleich Anfangs in denſelben aufgenommenen Mitglieder. Das Ordenszeichen iſt dort gerade ſo, wie beim Giuſtinian angegeben; und dieß macht ſeinen Sieg über den Franzoſen, der eine andre Meinung über das Kreuz hat, deſto glorreicher.

Galeazius Ruber, oder de Rubeis.

Ein geſchikter Schmied zu Mailand zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Cardan's

Vater war ſein vertrauter Freund; und dieſer Freundſchaft haben wir es vornehmlich zu danken, daß der Sohn an verſchiedenen Orten ſeiner Werke dieſes Künſtlers gedenkt. Einmal in dem Buche de *vita propria*, c. 3. „Utebatur (pater) amico unico et familiari, *Galeazio Rubro*; (familiae hoc nomen erat;) ſimilitudo morum et ſtudiorum fabrum illi amicum effecerat. Is enim eſt, qui Archimedis cochleam invenit, nondum vulgatis Archimedis libris; gladios qui plumbi inſtar flecterentur, et ferrum pene ut lignum ſcinderent; et, quod majus fuit, thoraces ferreos (me ſpectante ſaepius experimentum; eram autem adoleſcentulus;) qui ictibus igneorum tormentorum militum legionariorum reſiſterent, adeo, ut quintuplici ictui unus idem ſuffecerit, vixque rimulam contraxit." — Und dann auch L. I. *de Subtilitate*, p. 366 Opp. wo er von der Cochlea des Archimedes redet, und ſagt, daß Vitruvius ihrer gedenke, und Diodorus Sikulus zu zwei verſchiednen malen: Dicens, Aegyptum ſic-

catam beneficio cochleae ab Archimede inventae. Quod ſi ita eſt, cum Archimedes ſecundi belli Punici temporibus floruerit, neſcio quo pacto antiquo tempore bene potuerit Aegyptus habitari. Sed *Galeazius de Rubeis*, civis noſter faberque ferrarius, cujus infra mentionem facturi ſumus, cum jam olim inventam ipſe quaſi primus auctor exiſtimaret reperiſſe, prae laetitia inſanivit. Vidimus illum verſantem truſatilem machinam, ac paullo poſt mente excuſſum." Die Maſchine wird dort im Holzſchnitte beigefügt und erklärt.

Ueber die *cochlea* des Archimedes ſ. *Vitruv*. L. X. c. II. Vergl. L. V extr. und *Diod. Sic*. L. V. p. 217; auch *Abulpharaji* Hiſt. Dynaſt. p. 41. Die genaueſte Beſchreibung davon ſ. in *Franc. Eſchinardi* Tr. de Impetu; Rom. 1684. 4.

Prinz Ruprecht. Dritter Sohn des Churfürſten Friedrichs V. von der Pfalz, und der Eliſabeth, Königs Jakobs I. von England Tochter. Geboren 1619, den 26 De-

cember. Schon den 26 Oktober des nämlichen Jahrs war ſein Vater zum Könige von Böhmen gekrönt worden, welcher 1632, den 19 November, kurz nach Guſtav Adolphs Tode ſtarb. Im J. 1635 gieng Ruprecht nach England, wie Michaelis ſagt, oder vielmehr im folgenden Jahre, nach Salmon's Berichte: Charles, Prince Palatin du Rhin, & le prince Robert ſon frère, arrivèrent en Angleterre; ils venoient ſolliciter le recouvrement du Palatinat.

Man ſieht leicht, in welcher Abſicht L. ſich dieß angemerkt habe, wenn man weiß, daß dieſer pfälziſche Prinz Ruprecht oder Rupert gemeiniglich für den Erfinder der ſchwarzen Kunſt oder des ſogenannten Mezzotinto, gehalten wird. So viel ich weiß, iſt die erſte und vollſtändigſte Nachricht darüber die, welche der berühmte John Evelyn, dem der Prinz ſelbſt ſeine Erfindung mittheilte, in ſeiner Schrift: *Sculptura*, or the Hiſtory and Art of Chalcography, davon gab, deren erſte Auflage, Lond. 1662. 12. ſehr ſelten geworden, die aber ebendaſelbſt, 1755. 8. mit einigen Vermeh-

rungen und Zuſätzen, wieder herausgekommen iſt. Man ſehe darüber Evelyn's Leben, im dritten Bande der *Biographia Britannica*, und deſſen deutſche Ueberſetzung *) in der von Hrn. Dr. Semler herausg. Samml. merkw. Lebensbeſchreibungen a. d. Britt. Biogr. B. V. S. 443 ff. wo man in der Note den Inhalt des Buchs ausgezogen findet. Prinz Ruprecht ſoll auf dieſe Erfindung ganz zufällig, beim Anblik einer abgeſchabten Stelle auf dem Flintenlaufe eines deutſchen Soldaten, gekommen ſeyn. Er theilte, wie geſagt, dem Evelyn ſeine Verfahrungsart mit, und erlaubte ihm, ſie bekannt zu machen, welches er in einem für die Königl. Societät beſtimmten ſchriftlichen Aufſatze that. Von dem erſten Blatte, welches der Prinz in dieſer, jetzt in England ſo ſehr zur Vollkommenheit gediehenen, Manier verfertigt haben ſoll, iſt der erſten Ausgabe das höchſt

*) Sie iſt äußerſt fehlerhaft, dieſe Ueberſetzung, ſo, wie faſt alles ohne Ausnahme in dieſer Sammlung von Fehlern der Nachläſſigkeit und der Unwiſſenheit wimmelt. Mir fällt z. B. nur gleich in die Augen, daß Mezzotinto auf dem Titel von Evelyn's Buche durch Mittelfarben überſetzt, und S. 447 abermals von Kupferſtichen mit Mittelfarben geredet wird.

ſeltne Original, und der neuen Ausgabe von Evelyn's Buche eine genaue Kopie von Houſton, ſo, wie auch das Bildniß des Prinzen ſelbſt, beigefügt worden. — Evelyn gedenkt verſchiedner Blätter von ihm: z. B. die große und kleine Enthauptung Johannis des Täufers; einen Soldaten, der einen Spieß hält, und ſeine Hand auf einen Schild legt; zwei Magdalenen, und andre, meiſtens nach Tizian und Giorgone verfertigte Blätter. — Hieher gehörige Nachrichten findet man auch in *J. Granger's* Biographical Hiſtory of England (Lond. 1769. 4 Vols. 4.) Vol. II. p. 409 ſſ.

Bei dem allen iſt es doch jetzt wohl ſo gut als ausgemacht, daß nicht Prinz Ruprecht von der Pfalz, ſondern Ludwig von Siegen, ein heſſiſcher Obriſtlieutenant, ſchon im J. 1643 die ſchwarze Kunſt erfunden, und ſie jenem Prinzen mitgetheilt habe, der ſie zuerſt nach England brachte. Siegen's erſtes Blatt war das Bildniß der Landgräfin Amalie Eliſabeth. — S. Notices génerales des Graveurs, par Mr. *Huber*, (Dresde & Leipſ. 1787. 2 Voll. gr. 8.) T. I. p. 59.

Rüchen. In Anſehung des Sinnes des Rüchens, und der Beſonderheiten deſſelben, iſt Johannes Leodinenſis, als Beiſpiel eines ganz außerordentlichen Geruchs merkwürdig, von dem Digby de Natura Corporum, und Morhof, de Paradoxis Senſuum, nachzuſehen ſind. — Von dem Geiſtlichen zu Prag, welcher die Leute durch den Geruch zu unterſcheiden wußte, und eine neue Wiſſenſchaft des Geruchs ſchreiben wollte, worüber er aber ſtarb, ſ. das Journal des Savans, a. 1684, p. 66.

Die Rechtſchreibung welche L. hier für dieß Wort gewählt hat, wäre, wenn ſie der Gebrauch eingeführt hätte, wohl die beſſere, da das Wort riechen, wie auch Hr. Adelung bemerkt, von rauchen nur in der Mundart verſchieden iſt.

Beim Morhof iſt die Stelle in ſ. Diſſertt. Acad. et Epiſtol. (Hamb. 1699. 4.) p. 322: Vixerat in ſilvis diu radicibus et glandibus *Joannes* quidam *Leodienſis*, milites fugiens: is e ſimplici illo cibo hac polluit facultate, ut odoratu cibos explorare, homines ac venatores

diſtinguere, eorumque inſidias eludere potuerit. Er beruft ſich dabei auf den Digby.

Im Journal des Sçavans, *l. c.* wird von einem Geiſtlichen zu Prag erzählt, er habe durch den bloßen Geruch die Leute eben ſo gut gekannt als andre durchs Geſicht, und habe durch bloßen Geruch ſogleich ein unſchuldiges und ſittſames Frauenzimmer von einem ſchon verführten oder unkeuſchen zu unterſcheiden gewußt. Ce n'eſt, heißt es weiter, pas une petite perte pour la Philoſophie, que la mort ait enlevé ce Religieux; car, comme il étoit fort ſavant, il avoit commencé de compoſer une nouvelle ſcience des odeurs, dans laquelle il découvroit des choſes merveilleuſes ſur cet organe, & ſur ſes qualités,

S.

Satyriſches Drama. Oder wie es Eſchenburg in ſeinem Hurd mit Einem Worte nicht übel überſetzt, Satyrſpiel. Nur könnte man leicht aus dieſer Benennung ſchließen, daß es ſchlechterdings aus Satyren habe beſtehen müſſen. — Vor dem Caſaubonus war es den neuern Gelehrten kaum bekannt;

daher viele gar nicht wußten, was ſie aus dem Cyklops des Euripides machen ſollten. Z. E. Florens Chriſtianus in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung deſſelben, ſah wohl, daß es keine ordentliche Tragödie ſeyn ſollte; aber auch nicht einmal der Name fiel ihm bei; und er glaubte es, wie Plautus ſeinen Amphitryo, eine tragicomoediam nennen zu können.

Erſt muß man dieſes Drama, welches ein regelmäßiges Werk war, von den Satyrchören, unterſcheiden, die mit wilden Geſängen und unordentlichen Tänzen in den älteſten Zeiten das Bacchusfeſt feierten, und aus welchen das Trauerſpiel ſelbſt ſeinen Urſprung hatte. Das neuere Satyrſpiel war eine ſpätere Erfindung, und ward durch das ernſthafte Trauerſpiel veranlaßt, welches vielen bei ſo freudigen Feierlichkeiten zu ernſthaft war, denen man alſo auch etwas luſtigers geben mußte:

— — — — — eo quod
Illecebris erat et grata novitate morandus
Spectator, functusque ſacris, et potus et exlex.

HORAT. de A. P. v. 223.

Ich glaube ſelbſt, daß ſatyriſches Drama die Art des Schauſpiels, von welcher hier die Rede iſt, beſſer bezeichne, als der Ausdruck: Satyrſpiel; obgleich nicht aus dem von L. angeführten Grunde. Denn ſatyriſch, ganz im griechiſchen Sinne des Worts, da das Römiſche: ſatiriſche, wie bekannt, nicht damit einerlei ſagt, hieß es doch bloß deswegen, weil Satyre darin anfänglich mit auftraten, wenn ſie gleich nicht die einzigen ſpielenden Perſonen waren, und in der Folge ganz daraus wegblieben. Auch waren die Satyrchöre wohl gewiß der Urſprung dieſer Schauſpielgattung. Man leſe darüber das ſehr empfehlungswürdige Programm des Hrn. Prof. Buhle in Göttingen, de Fabula Satyrica Graecorum; Goett. 1787. 4. worin auch die von mir dem Verf. mitgetheilte Leſſingiſche Vermuthung, daß die Alceſtis des Euripides nicht ein Trauerſpiel, ſondern ein ſolches ſatyriſches Drama ſey, geprüft und bezweifelt wird.

Schach. Ein Verzeichniß der Schriftſteller vom Schachſpiel findet man beim *Tho. Hyde* de Ludis Orientalium, L. I. P. I.

p. 182; auf welches ſich die Nummern, die ich hier anführe, beziehen:

27. Dieſer Jak. de Ceſſolis oder Caſallis, oder Caſolis, der vor dem J. 1200 lebte, und eine Moraliſation des Schachſpiels ſchrieb, iſt wohl der älteſte Schriftſteller von dieſer Materie in Europa. — Hyde merkt dabei an: Hunc librum *Conradus de Ammenhuſen* Monachus et Sacerdos Stettinenſis circa annum 1337 in rhythmum germanicum vertit, auxitque adeo, ut novus liber videretur. Es iſt eine dergleichen Ueberſetzung unter den Manuſkripten der Wolfenbütteliſchen Bibliothek; ohne Zweifel wird es die nämliche ſeyn. — Eine eigentliche deutſche Ueberſetzung der Abhandlung des Caſſalis von einem Stephan Flacher von Dünkelſpiel von 1413 ſ. unter den Mſpten, Nr. 25. 4. Eine gedruckte italiäniſche von 1534, ſ. 154. 1. Quodl.

11. Wielius, welcher das Gedicht des Vida kommentirt hat, heißt nicht Hie-

ronymus, ſondern Lukas, und war aus Liegnitz in Schleſien. Sein Kommentar mit dem Gedichte ſelbſt iſt gedruckt Argentinae, 1504. 8. (104. Eth. 8.)

22. Coſmo Grazino hat eigentlich nichts vom Schachſpiele ſelbſt geſchrieben, ſondern nur eine verbeſſerte Ausgabe von dem Gedichte des Vida, nebſt einer italiäniſchen Ueberſetzung in Ottava Rima, geliefert, die 1604 zu Florenz in 4. gedruckt iſt. (86. Quodl. 4.)

20. Girolamo Zanucchi iſt gleichfalls nur ein Ueberſetzer des Vida in Ottava Rima. Seine Ueberſetzung iſt gedruckt Trevigi, 1589. 4. (180. Quodl. 4.)

Unter die Ueberſetzer des Vida gehört auch noch Nicolo Mutoni, den Hyde nicht hat, und deſſen Ueberſetzung in verſi ſciolti zu Rom, 1544. 8. gedruckt worden. (154. 1. Quodl. 8.)

21. Gregorio Ducchi aber, Gentiluomo Breſciano, hat ein eignes Heldengedicht vom Schachſpiel 1607 zu Venedig in 4. drucken laſſen. Der Titel heißt: Il

Giuoco degli Scacchi, ridotto in Poema Eroico, ſotto Proſopopea di due potenti Rè, e degli Eroi loro. Es beſteht aus ſechs Geſängen in Ottava Rima. (180. Quodl. 4.)

18. Damano Portugheſe hat ein Libro da imparare giocare à Scacchi e de' belliſſimi partiti &c. italiäniſch und ſpaniſch geſchrieben, wovon zwei alte Ausgaben ohne Jahrzahl in der Wolfenb. Bibliothek befindlich ſind. Die ältere, 562. Quodl. 8; und die ſpätere 554. 1. Quodl. — Es hat zehn Kapitel, wovon das achte: delli tratti ſottili che ſi dicono in volgare Spagnuolo *primores*, und das neunte delli giochi delli partiti, d. i. von ſolchen Spielen, wo man wettet, daß in drei, vier, fünf, ſechs Zügen der Gegner matt ſeyn ſoll; und das zehnte de l' arte del giocare alla mente, handeln. Es iſt aber zu bedauern, daß die Exempel im achten und neunten Kapitel, welche nach Art des Stamma, und vielleicht die nämlichen ſind, wegen der fehlerhaften Holz-

ſchnitte, welche dabei gedruckt, kaum zu verſtehen ſind.

19. Ruy Lopez. Von dieſes Spaniers Abhandlung ſind in der Wolfenb. Bibliothek nur zwei Ueberſetzungen: eine italiäniſche von Gio. Domenico Torſia mit dem Namen des Lopez; Vened. 1584. 4. (180. Quodl. 4.) und eine franzöſiſche, ohne Namen des Verfaſſers und Ueberſetzers, Paris, 1609. 4. (86. Quodl. 4.) — Ruy Lopez iſt der, deſſen Anweiſung mir unter allen am beſten gefallen hat.

17. D. Jakob Mennel hat ein deutſches Gedicht vom Schachſpiel 1507 drucken laſſen, welches ſich meiſtentheils bei den Anweiſungen zum Schachſpiel findet, die Chriſtian Egenolff zu Frankfurt in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts öfters hat drucken laſſen. (263. Quodl. 4.) — Ich habe aus dieſen Anweiſungen geſehen, daß unſre jetzige Art, Schach zu ſpielen, gar nicht die alte, ſondern eine neuere iſt, die damals Current, oder das welſche Schachſpiel genannt wurde. — Aus

den gemeinen Regeln merke ich mir daraus folgende:

Wiltu das Spiel behalten,
So zieh den erſten von dem Alten.

(d. i. den Läuſer.)

Und

Ante Reginam
Debes producere primam.

(Welches aber jenem widerſpricht; indeß ſind beide Auszüge gut.)

Und

Hut gegen Hut
Thut ſelten gut.

Lucanus in Paneg. ad *Piſonem* a décrit élégamment le jeu des échecs, ſagt Dü Fresne in ſeinen Anmerkungen über den Joinville, S. 59.

Von neuern Schriftſtellern über dieß Spiel, welche Hyde nicht haben konnte, ſ. die Vorrede der Analyſe des Échecs, par *Philidor;* Leipſ. 1754. 8. Dahin gehören:

1. Don Piedro Carrera, der im J. 1617 ein großes Buch darüber herausgab. Aus

ihm ſcheint Philidor alles Hiſtoriſche zu haben, welches ſehr ſeicht und unrichtig iſt. Z. E. Wenn er von den Regeln des Palamedes ſpricht, welcher das Spiel, nach dem Carrera, ſoll erfunden haben, als ob wirklich noch ein Buch von ihm vorhanden wäre.

2. *Le Calabrois*, der dem Carrera mit andern in ihren ſehr unzulänglichen Anweiſungen gefolgt iſt. Sie haben bloß die erſten Züge angegeben, und es hernach dem Spieler fortzuſetzen überlaſſen.

3. Cunningham und Bertin, kenne ich beide nicht. „Ils nous donnent des Gambits, qu'ils font perdre ou gagner, en faiſant mal jouer l'adverſaire."

4. Philidor ſelbſt ſagt von ſich und ſeinem Buche: „Mon but principal eſt de me rendre recommandable par une nouveauté, dont perſonne ne s'eſt aviſé, ou peut-être n'en a été capable; c'eſt celle de bien jouer les Pions; ils ſont l'ame des échecs."

Ob ich gleich die meiſten hier angeführten Bücher aus der Fürſtl. Wolfenbüttelischen Bibliothek zu Rathe ziehen, und darüber weitere Nachrichten ertheilen könnte, ſo würde mich dieß doch hier zu weit führen, und doch am Ende nur Stückwerk bleiben. Wer eine vollſtändige Litteratur des Schachſpiels ſammeln wollte, welches ſich der Mühe wohl verlohnen möchte, der müßte dabei das von dem Engländer Twiß zu London 1787 und 89, in zwei Oktavbänden herausgegebene Buch: Cheſs, zu Rathe ziehen, worin nicht nur eine Menge unterhaltender Anekdoten, das Schachſpiel betreffend, ſondern auch ein zahlreiches und ziemlich vollſtändiges Verzeichniß der ältern und neuern Schriften über dieſes Spiel enthalten iſt.

Schauſpieler und Schauſpielkunſt.

Es muß nicht wahr ſeyn, daß die Schauſpieler der Alten beſtändig unter der Larve geſpielt haben. Denn wie könnte Seneka (Epiſt. XI.) ſonſt ſagen: Artifices ſcenici, qui imitantur affectus, qui motum et trepidationem exprimunt, qui triſtitiam repraeſentant,

hoc indicio imitantur verecundiam: deiiciunt vultum, verba ſubmittunt, figunt in terram oculos et deprimunt, ruborem ſibi exprimere non poſſunt; nec prohibetur hic, nec adducitur. — Man dürfte zwar vielleicht ſagen, daß artifices ſcenici hier die Pantomimen wären; aber wie paßt ſich das verba ſubmittunt auf die Pantomimen?

Aus allem, was man von dem Theater der Alten, und beſonders von ihren Masken weiß, ſcheint doch die Allgemeinheit derſelben zu erhellen. Auch ließe ſich die angeführte Stelle des Seneka wohl von verlarvten Schauſpielern erklären, die doch die Augen frei behielten, und folglich dieſelben ſtarr auf etwas heften oder niederſchlagen, und ſo auch das Geſicht zur Erde niederbeugen konnten. Artifices ſcenici ſind ohne Zweifel Schauſpieler überhaupt. So ſagt Quintilian, L. XI. c. 3. „Itaque in iis, quae ad ſcenam componuntur fabulis, *artifices* pronuntiandi a perſonis quoque affectus mutuantur, etc." M n leſe die ganze Stelle nach; ſo wird man finden, daß in ihr den Schauſpielern faſt noch mehr leidenſchaftlicher mimi-

ſcher Ausdruck, als in der Stelle des Seneka, beigelegt wird. Zugleich aber wird darin die Art und die Möglichkeit dieſes Ausdrucks beſtimmt, nämlich durch den in den Geſichtszügen der Maske ausgedrückten Charakter, der, wie man weiß, auf jeder Seite anders war. Uebrigens ſind die Unterſuchungen des du Bois, Boindin, Ficoroni u. a. über die Masken der Alten bekannt.

Schifsbau. Ums Jahr 1691 that ein Engländer William Petty einen Vorſchlag zu einem Schiffe, von einer ganz neuen Bauart, und ließ auch wirklich ein Modell davon bauen, mit welchem im gedachtem Jahre auf der Themſe Verſuche angeſtellt wurden. Die Beſchreibung davon finde ich in The Young Student's Library, by the Athenian Society, p. 208. — Das Weſentlichſte von der Struktur war, daß es aus zwei kleinen Schiffen beſtand, welche durch eine Platform mit einander verbunden waren, ſo, daß zwiſchen beiden Schiffen das Waſſer einen freien Durchlauf hatte. Die Vortheile, welche Petty davon

verſprach, waren: 1) eine weit größere Geſchwindigkeit, da es zwei oder dreimal ſo viel Segel führen könne, als ein andres Schif, und dabei keinen Ballaſt brauche; 2) daß es nicht ſo leicht umſchlagen, und gar nicht ſinken könne; jenes, weil das Waſſer unten dazwiſchen durchſtröme; und dieſes aus dem nämlichen Mangel des Ballaſtes; u. ſ. ſ. Wegen des doppelten Kiels wollte man dieſem Schiffe den Namen *Gemini* geben. Ich finde aber nicht, daß man weiter auf dieſe Vorſchläge geachtet habe.

Der Kiel jedes dieſer beiden Schiffe ſollte, nach der am angef. O. gegebenen Beſchreibung, achtzig Fuß lang, in der Dicke mit der Platform nur zwei und dreißig Fuß, und die Höhe vom Kiel bis zur Platform vierzehn Fuß ſeyn. Als Kriegsſchif gebraucht, ſollte es funfzig Kanonen, zweihundert Mann, und zweimonatliche Proviſion halten. Zu den angezeigten Vortheilen werden auch noch die gerechnet, daß es wegen der vielen geraden Bretter des Kiels nicht ſo leicht mit ſeiner ganzen Laſt zu Grunde ſinken, nicht mit dem Vordertheile unter Waſſer ſeyn,

und der Maſt im Sturm viel leichter nachgeben würde. Hiezu kämen manche andre, dort hergezählte, Vortheile; nur wird dabei ein zu leichtes Zerbrechen des Schiffes und die Zertheilung der beiden Schiffe, woraus es beſteht, durch die Gewalt der Wellen in dem Zwiſchenraume, befürchtet, dem jedoch der Erfinder vorgebeugt zu haben verſprach. Den Namen *Gemini* hatte man dieſem Schiffe freilich Anfangs beſtimmt; es wurde aber, wegen der Ungewißheit des Erfolgs, Experiment genannt.

Schmidt. Der Wertheimiſche Bibelüberſetzer. — Nach ſeiner Achtserklärung hat er ſich lange Zeit in Altona aufgehalten, unter dem Namen Schröder, in dem Hauſe eines Menoniten, wo er von der Unterſtützung verſchiedner Freunde in Hamburg, und von ſeinen Arbeiten lebte. Hier überſetzte er des Spinoza Sittenlehre, mit Wolf's Widerlegung, die Frauenzimmer-Apotheke, Arbuthnot von Speiſen, und Kantemir's ottomaniſche Geſchichte. Endlich kam er durch Hrn. v. Stüven nach Wolfenbüttel, wo er eine kleine Pen-

ſion von dem Herzoge genoß, und in der Stille ſeine Ueberſetzung des alten Teſtaments vollendete. Das Manuſkript davon beſitzt der Herzog; und es ſollen die gedruckten Bücher Moſis darin ſehr verbeſſert, und die Anmerkungen um Vieles verkürzt ſeyn. Er ſtarb um 1749. Auch die Hofmanniſche Ueberſetzung vom Antonin hat er ganz umgearbeitet, ſo, daß ſie nach der letzten Ausgabe mehr ſeine, als Hofman's Arbeit zu nennen iſt.

Vergl. Jöcher's Gel. Lexikon, im Artikel, Joh. Lorenz Schmid, B. IV. Sp. 297; und J. N. Sinnhold's Hiſtorie der verrufenen ſogen. Wertheimiſchen Bibel; Erfurt, 1739. — Leſſing gedachte dieſes Mannes in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, III. S. 198, um auf ihn die, von L. freilich nicht gehegte, Vermuthung zu ziehen, daß er Verfaſſer der bekannten Fragmente geweſen ſey. Er ſagt da von ihm, daß er in Wolfenbüttel, unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung gefunden habe, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen. Ob, und wo die Hand-

ſchriften von der Vollendung und Verbeſſerung ſeiner Bibelüberſetzung vorhanden ſind, weiß ich nicht anzugeben. In der herzogl. Wolfenbütteliſchen Bibliothek aber ſind ſie nicht. — Auch habe ich in Wolfenbüttel, wo dieſer Schmidt ſehr eingezogen, und gleichfalls unter dem Namen Schröder lebte, keine weitere Nachrichten von ihm auftreiben können, als daß er daſelbſt zuletzt den Charakter eines Hofmathematikus gehabt, und 1749 den 20ſten December geſtorben iſt, wie aus der Vorladung ſeiner Erben und Gläubiger in den Braunſchw. Anzeigen v. J. 1750, Sp. 55, erhellt.

Schönheit. Der körperlichen Schönheit, beſonders der Geſichtszüge, kann von den Wehmüttern und Ammen nachgeholfen werden. Dieß bemerkt ſchon Hippokrates, Lib. de Aeribus etc. Sect. 35, wo er ſagt, daß die Scythen die langen Geſichter geliebt, und ſie ihren Kindern durch den Druck zu geben geſucht haben. Wenn dieß alſo ein wahres Kennzeichen der Scythen iſt, ſo wäre die Frage, ob der Mahler es wohl beibehalten dürfe, und

wie weit, ohne ſeine Kompoſition häßlich zu machen?

Auch Lemnius de occultis Naturae Miraculis etc. Lib. IV. c. 18, redet von Müttern, die der Schönheit ihrer neugebornen Kinder auf alle Weiſe nachzuhelfen ſuchen; und darunter auch, daß ſie ex glaucis ſeu caeſiis oculis nigros efficiunt, copioſo lactis uſu, ac potiſſimum, ſi nutrix calidae naturae exiſtat, ipſeque infans in loco opaco ac ſubobſcuro contineatur.

Hippokrates bemerkt am angef. Orte (Opp. ed. *Föeſii*, Frf. 1624. fol. p. 289.) daß die Makrokephalen, eine Völkerſchaft, deren auch Plinius, L. VI. c. 4. erwähnt, und die zu den Scythen gehört zu haben ſcheinen, ſich durch die Länge ihrer Köpfe, wovon ſie auch den Namen erhalten, von allen andern Völkern unterſcheiden. Anfänglich, ſagt er, habe man dieſe Länge der Köpfe, weil man darin einen Adel und Vorzug geſetzt, abſichtlich dadurch zu erhalten geſucht, daß man ſogleich nach der Geburt des Kindes den Kopf deſſelben in die Länge gedrückt, gezogen und gebunden habe;

mit der Zeit aber ſey dieß nicht mehr nöthig geweſen, weil die Natur ſelbſt den Kindern dergleichen Köpfe gegeben habe. Hier iſt die ganze Stelle: Και ὁκοσα μεν ὀλιγον διαφερει των ἐθνεων, παραλειψω, ὁκοσα δε μεγαλα ἠ φυσει ἠ νομῳ ἐρεω περι ἀυτων, ὡς ἐχει. Και πρωτον περι των μακροκεφαλων. τȣτεων γαρ ὀυκ ἐςιν ἀλλο ἐθνος ὁμοιως τας κεφαλας ἐχον ȣδεν. την μεν γαρ ἀρχην ὁ νομος ἀιτιωτατος ἐγενετο τȣ μηκȣς της κεφαλης· νυν δε και ἡ φυσις ξυμβαλλεται τῳ νομῳ. τȣς γαρ μακροτατην ἐχοντας την κεφαλην γενναιοτατȣς ἡγεονται. ἐχει δε περι νομȣ ὡδε. Το παιδιον ὁκοτων γενηται, ταχιςα την κεφαλην ἀυτεȣ ἐτι ἀπαλην ἐȣσαν μαλακȣ ἐοντος, ἀναπλησσουσι τησι χερσιν και ἀναγκαζȣσιν ἐς το μηκος ἀυξεσθαι, δεσματε προσφεροντες, και τεχνηματα ἐπιτηδεια ὑφ᾽ ὡν το μεν σφαιροειδες της κεφαλης κακȣνται, το δε μηκος ἀυξεται. ἀυτος την ἀρχην ὁ νομος κατειργαστατο, ὡςε τοιαυτην την φυσιν γενεσθαι. τȣ δε χρονȣ προιοντος ἐν φυσει ἐγενετο, ὡςε τον νομον μηκετι ἀναγκαζειν.

Wegen der Sache ſelbſt habe ich einen meiner Freunde, den in der Entbindungskunſt ſo gelehrten als erfahrnen Hrn. Hofrath und Leib-

arzt Sommer befragt, und von ſeiner Güte folgende Bemerkungen erhalten:

„Daß der Kopf eines ſo eben gebornen Kindes, ohne Nachtheil ſeines Lebens und ſeiner Geſundheit, eine Veränderung in Abſicht ſeiner Geſtalt erleiden könne, glaube ich wohl behaupten zu dürfen; allein, nur unter gewiſſen Bedingungen iſt dieſes als möglich anzunehmen. Es iſt bekannt, daß der Kopf eines neugebornen Kindes aus mehrern Knochen beſteht, welche vermittelſt der ſogenannten Näthe zuſammenhangen. Zwiſchen beiden Seitenbeinen und dem Stirnbeine ſind die Winkel dieſer Knochen abgerundet, und machen eine daumenbreite viereckige Stelle aus, welche die große oder vordere Fontanelle genannt wird. Eine weit kleinere, durch Knochen nicht bedeckte Stelle iſt zwiſchen den Seitenbeinen und dem Hinterhauptbeine, und heißt die kleine oder hintere Fontanelle. Alle Näthe und Fontanellen tragen dazu bei, daß die Knochen des Kopfes, der etwas größer iſt, als die Beckenweite, bei der Geburt ſich über einander ſchieben, und alſo der Kopf dadurch, wo nicht kleiner, doch länger werde, und ſich alſo nach der Oefnung, durch welche er gehen ſoll, ziehe. In Smellie's Tafeln fin-

det man dieſen Umſtand bei natürlichen Geburten, und alſo bei recht ſtehendem Kopfe, imgleichen bei widernatürlichen Lagen des ins Becken eingeklemmten Kopfes, ſehr gut abgebildet. Dieſe Verlängerung des Kopfes wird auch durch die Levretiſche Zange bewirkt. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die den Kopf verlängernde Gewalt nicht zu lange auf dieſen Theil wirken dürfe; es würde ſonſt das Leben des Kindes zu viel Gefahr laufen. Wenn es alſo beim Hippokrates von den Scythen heißt, daß ſie mit den Händen, durch Binden, und andre Künſte, den weichen und zarten Kopf des Kindes verlängert, und alſo daraus die macrocephalos gebildet haben; ſo finde ich wenigſtens nichts Unglaubliches hierin. Die Scythen haben vielleicht den langen Köpfen eine Schönheit beigelegt, die wahrlich ſehr relativ iſt, ſo wie der Sineſer ſolche in kleine Füße ſetzt. Aber darin kann ich Hippokrates nicht beipflichten, wenn er behaupten will, daß von einem ſolchen erkünſtelten Makrokephalus ein Makrokephalus erzeugt werde, und ſo die ganze Nation dieß Abzeichen bekomme. Ueberhaupt ſcheint es mir noch nicht beſtimmt zu ſeyn, ob der Kopf der Scythen gegen den Scheitel, oder

gegen das Hintertheil zu verlängert geweſen ſey. Das aber ſehe ich wohl ein, daß eine jede Verlängerung des Kopfes eines Kindes durch ein gleich drückendes, ſanftes und anhaltendes Binden des Kopfes, das noch länger, als bis zum Anwachſen der Näthe und Fontanellen fortgeſetzt worden, habe geſchehen müſſen."

Angenommen alſo, daß die Länglichkeit der Geſichter ein charakteriſtiſches Abzeichen der Scythen, und beſonders der Makrokephalen war; ſo würde der Mahler, der dieſe Völkerſchaft in ſeinem Gemählde auch durch das Eigenthümliche dieſer Form andeutete, meiner Meinung nach, eben ſo wenig fehlen, als in dem Ausdrucke der charakteriſtiſchen Bildung der Aegypter, Chineſer, u. ſ. f. wenn man auch, mit Leſſing im Laokoon, die Schönheit als das höchſte Geſetz des bildenden Künſtlers annimmt. Bis zur Häßlichkeit aber dürfte freilich dieſe Abweichung von den ſchönen und gewöhnlichen Verhältniſſen der Kopfbildung nicht getrieben werden. Und überhaupt hat Burke, wie ich glaube, in ſ. Philoſoph. Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful (4th. Edit. Lond. 1764. gr. 8.) P. III. Sect. IV. ſehr gründlich gezeigt,

daß Verhältniß nicht die Urſache der Schönheit in der menſchlichen Körperbildung, und daß folglich das Gegentheil der Schönheit nicht Mißverhältniß und Mißgeſtalt, ſondern Häßlichkeit ſey.

Grillen von der Art, wie die vom Lemnius angeführte, findet man in den ältern phyſiſchen und mediciniſchen Schriften die Menge.

Michael Scotus. *Michael Scotus*, illuſtris aſtrologus, ſchreibt Joh. Matthäus, (de rer. invent. p. 38.) galeae ferreae uſum invenit. Und p. 44. nochmals: Galeam ferream excogitavit *Michael Scotus*, inſignis aſtronomus.

Ich weiß nicht, was ich aus dieſer Nachricht machen ſoll. Es iſt wahr, caſſis und galea wird bei den Alten unterſchieden; und zwar, wie Iſidorus (XVIII, 14.) will: *caſſis* de lamina eſt, *galea* de corio. Indeß finden ſich doch auch ſchon bei den Alten eiſerne galeae. Diodorus ſagt (B. V.) daß die Gallier eherne gehabt: aeneis utuntur galeis cum magnis appendicibus ad prolixam

oſtentationem factis. Doch, das ſind eherne, und nicht eiſerne, wird man ſagen. So beruf' ich mich auf den Plutarch, welcher in dem Leben des Kamillus ſagt: fabricatus eſt militibus ſuis galeas, plerasque totas ferreas, et leves in ambitu, ut gladii aut laberentur in iis, aut frangerentur.

Wollen wir alſo ſagen: daß die eiſernen Helme in den mittlern Zeiten wieder aus dem Gebrauche gekommen, und daß ſie Scotus von neuem erfunden habe?

Scotus lebte im 13ten Jahrhunderte, und war ein großer Liebling des Kaiſers Friedrichs II. Die Schriftſteller, welche Bayle über ihn anführt, und andre, dürften nachzuſehen ſeyn, ob ſich vielleicht einer darunter fände, aus welchem Matthäus ſeine Nachricht genommen hätte, oder welcher auf die Quelle dieſer Nachrichten führen könnte. Es verlohnte ſich auch der Mühe, die Werke des Scotus ſelbſt desfalls durchzublättern.

Plinius (L. VII. c. 56.) ſchreibt die Erfindung der Helme überhaupt den Lacedämoniern zu. Daß die eiſernen Helme ſchon bei den

Alten,

Alten, wenigſtens bei den Römern, üblich geweſen ſind, davon ließen ſich viele Beiſpiele anführen; z. E. aus dem Plutarch im Leben des Kamillus und Kraſſus, u. a. m. wo ausdrücklich noch das margianiſche Eiſen, als dazu gebraucht, angeführt wird. Was aber Matthäus mit der dem Michael Scotus beigelegten Erfindung ſagen wolle, getraue ich mir nicht zu errathen. Seine Angaben ſind überhaupt zu unzuverläſſig; und ich geſtehe, daß mir die Sache ſelbſt nicht intereſſant genug iſt, um ihr weiter auf die Spur zu gehen.

Nic. Seeländer. Deſſen zehn Schriften vom deutſchen Münzweſen mittlerer Zeit ſind zu Hannover gedruckt. Sie ſind merkwürdig wegen der vorangeſetzten Nachrichten, was er für die Dedikation einer jeden derſelben bekommen, und was ihm die Verſchenkung der Exemplare ſonſt eingetragen hat. (S. Freimüthige Nachrichten; Erſter Jahrgang, S. 129.)

Füeßlin führt dieſen Nikolaus Seeländer als einen Stahlſchneider, von Erfurt gebürtig an, der um 1711 an dem Hofe zu Han-

nover gelebt habe. In den Hamburgiſchen Berichten v. J. 1744 finde ich S. 809 ſeinen im gedachten Jahre zu Erfurt erfolgten Tod angezeigt, und es wird von ihm geſagt, daß er, ohne eigentliches Studiren, ſich nicht nur viele Kunſtfertigkeit, ſondern auch viele Kenntniſſe der Alterthümer, beſonders alter deutſcher Münzen, erworben, und von den letztern viele in Kupferſtichen geliefert habe. Auch in Flad's berühmtem Medailleur, S. 29, und in der Sammlung berühmter Medailleurs (Nürnb. 1778. 4.) S. 91, wird er rühmlich erwähnt. Ein Verzeichniß ſeiner numiſmatiſchen Schriften ſ. in *Hirſchii* Biblioth. Numar. p. 117. f. Seine oben gedachten zehn Schriften von deutſchen Münzen mittlerer Zeiten, mit einigen hiſtoriſchen Erläuterungen erklärt, und in dreizehn Kupferplatten vorgeſtellt, erſchienen zu Hannover, 1743. 4. Sie ſind ſämtlich als Zueignungsſchriften abgefaßt, und nach der Vorrede, die bloß aus den Worten: Vino vendibili non opus eſt ſuſpenſa hedera, beſteht, preiſt er die Freigebigkeit ſeiner Mäcenaten bei dem ehemaligen einzelnen Abdrucke derſelben, wobei er aber auch das Ausbleiben der Belohnungen, oder gar der Antworten, nicht verſchweigt. Selbſt die Ge-

ſchenke derer, denen er bloß Exemplare ſeiner Schriften zuſandte, werden nicht übergangen.

Sehen. Auch der Sinn des Sehens hat mancherlei Sonderbarkeiten. So lieſt man von einem, der ſich der Naſe ſtatt eines Sehrohrs bediente, in *Laur. Scholzii* Epiſtt. Medicinal. ep. 75. 76. — Von Leuten die im Finſtern geſehen, ſ. *Tho. Bartholinus* de Luce Animalium, L. I. c. 14. — Von einem, auf den die Erblickung gewiſſer Dinge ſonderbare Wirkung gehabt: cui, viſo antimonio ſtatim laxatus alvus fuerat. V. *Bartholin.* Cent. 5. Hiſt. Anatom. 6. — Auch hat es fanatiſche Seher gegeben; z. E. Lepp, der Narr des Tycho de Brahe. S. *Gaſſendi* de vita *Tychonis*, L. VI. — Joſeph Burrus; ſ. *Bartholin.* de Luce Animal. L. III. c. 8. — Und von den isländiſchen Sehern überhaupt, Acta Hafnienſ. Vol. II.

Manche haben ſich den Mangel des Geſichts durch andre Sinne zu erſetzen gewußt; wie Joh. Vermaaſen, der die Farben durchs Ge-

fühl unterſcheiden konnte. S. Experiments and Conſ. touching Colours, by *Rob. Boyle*, p. 42. *Leibnit.* in Hypoth. nova phyſica, n. 31. — Ein andrer Blinde konnte in der Karte ſpielen. V. *Digbaeus* de Natura Corporum, c. 28. n. 7.

Eine Nachricht von dem gelehrten blinden Mädchen, Eſther Eliſabeth von Waldkirch, und der Art und Weiſe, wie ſie ihr Vater ſchreiben lehrte, ſ. im Journal des Savans, a. 1680. p. 115.

Faſt alles dieſes iſt aus Morhof's Abhandlung de Paradoxis Senſuum, cap. 2, excerpirt, wo man noch mehrere Merkwürdigkeiten dieſer Art beiſammen findet.

Die Waldkirch war Tochter eines Kaufmanns von Schaffhauſen, der zu Genf lebte, und damals 19 Jahr alt. Durch eine ſeit dem zweiten Monat ihres Lebens gehabte Augenkrankheit war ſie blind geworden; dennoch aber von ihrem Vater zu vielen Kenntniſſen angeleitet, ſo, daß ſie vollkommen und gleich fertig Franzöſiſch, Deutſch und Latein verſtand, mit ihrem Vater gewöhnlich lateiniſch, mit ihrer

Mutter franzöſiſch, und mit Deutſchen deutſch redete. Die Bibel wußte ſie faſt ganz auswendig; auch verſtand ſie ſich auf die Philoſophie, aufs Spielen der Orgel und der Violine; am bewundernswürdigſten aber war es, daß ſie von ihrem Vater ſchreiben gelernt hatte. In ein Brett nämlich hatte dieſer alle Buchſtaben recht tief eingraben laſſen, ſo, daß ſie die Figur derſelben mit den Fingern fühlen, und ihren Umriß mit einem Bleiſtift ſo lange umziehen mußte, bis ſie ſie nachzumahlen geübt genug war. Ihr Papier ſpannte man ihr in eine Art von Rahmen, wodurch ihr auch zugleich zum Geradeſchreiben der Zeilen die Hand geführt wurde. Auf dieſe Art ſchrieb ſie zum öftern Briefe an ihre Freunde.

Seiltänzer. Vom Urſprunge der Seiltänzer ſ. den Abbē Descamps in ſeiner Diſſ. ſur une Médaille grecque d'Antonin Caracalla, qui repréſente en revers des Spectacles & Jeux publics fort particuliers. Vergl. *Journ. des Sav.* a. 1677, p. 309.

Von auſſerordentlichen Seiltänzern, beſonders von zwei Türken, ſ. *Cardan.* de Subtili-

tate, L. XVI, p. 637, Opp. — Sie ſtiegen an ſehr ſteile Seile hinauf, und auch wieder herab. Man merkte, daß ſie ſich mit dem großen Zehen an dem Seile feſt hielten.

Die Bande von Seiltänzern, Bereutern, und ſtarken Männern, welche Nicephorus Gregoras L. VIII, c. 10, beſchreibt, war aus Aegypten, und zog in der ganzen Welt herum. Es waren vierzig Perſonen, wie ſie auszogen, und ſchon in Konſtantinopel keine zwanzig mehr. Die übrigen waren alle bei ihren Kunſtſtücken verunglückt. Auch machten ſie eben nichts außerordentliches; und ich habe wohl noch geſchicktere Leute, beſonders Bereuter, in dieſer Art geſehen. Sie giengen von Konſtantinopel durch ganz Europa, und kamen bis in das äußerſte Ende von Spanien.

Die von dem Abt Decamps erklärte Münze iſt von den Cyzicenern auf den Kaiſer Karakalla geprägt worden, und eins der ſeltenſten Stücke im Königl. Kabinete. Er hält die Vorſtellung des Revers für Spiele der Seiltänzer (funambuli) welches allerdings in der im Journal. des Sav. mitgetheilten Abbildung ziem-

lich wahrſcheinlich wird; und er glaubt, die Cyzicener hätten dadurch das Andenken einer Kunſt ſtiften wollen, die entweder von ihnen erfunden, oder doch bei ihnen ſehr üblich geweſen wäre. Zum Beweiſe davon beruft er ſich auf einen ungenannten griechiſchen Geographen, der unter den Kaiſern Konſtans und Konſtantius lebte, und von jener Völkerſchaft unter andern bemerkt, daß ſie ungemein viel Anlage zu körperlichen Uebungen gehabt, und ſich vornehmlich im Tanzen und in Sprüngen auf dem Seile hervorgethan hätte.

Was er von dem Urſprunge, oder vielmehr von den erſten Spuren der Seiltänzer ſagt, verdient hier einen Auszug, weil es wenigſtens zu weitern Unterſuchungen Anlaß geben kann. Genau, ſagt er, iſt die Zeit ihrer erſten Entſtehung nicht anzugeben. Im erſten Jahrhundert nach C. G. ſah man auf dem Seile tanzende Elephanten in den floraliſchen Spielen zur Zeit des Galba, wie Sueton im Leben dieſes Kaiſers anführt. (Die Stelle iſt c. 6. „Honoribus „ante legitimum tempus initis, praetor com„miſſione ludorum Floralium, novum ſpecta„culi genus, elephantos funambulos, edidit.") Auch Nero ließ dergleichen ihre Künſte bei den

Spielen machen, welche er ſeiner Mutter Agrippina zu Ehren anſtellte. Man findet ſie auch in den Spielen der Gladiatoren zur Zeit des Germanikus; und Flavius Vopiſkus ſagt, daß man im dritten Jahrhunderte, zur Zeit des Karinus und Numerianus, ſeiltanzende Elephanten in den römiſchen Spielen gehabt habe. Auch führt Julius Kapitolinus als ein Beiſpiel von der frommen und mäßigen Geſinnung Antonin's bei einem ſolchen Schauſpiele von Seiltänzern an: poſt puerorum lapſum culcitras ſubjici juſſit. Der Abt Decamps beruft ſich noch auf mehrere geiſtliche und weltliche Schriftſteller, welche in den vier oder fünf erſten Jahrhunderten der Seiltänzer erwähnen; aber auch ſchon weit früher, zur Zeit des Terenz, erſchien ein Seiltänzer auf der Bühne, als man die Hecyra ſpielte, wie in dem Prolog dieſes Stücks geſagt wird:

— — — — haec cum data eſt
Nova, novum intervenit vitium et calamitas,
Ut neque ſpectari, neque cognoſci potuerit:
Ita populus ſtudio ſtupidus in funambulo
Animum occuparat.

Auch Horaz ſpielt in der erſten Epiſtel des

zweiten Buchs auf die Seiltänzer an *); und Akron ſagt bei dieſer Gelegenheit, daß der Redner Meſſala, der mehr als 160 Jahre vor C. G. lebte, zuerſt das lateiniſche Wort funambulus, ſtatt des Griechiſchen σχοινοβατης, eingeführt habe. Hr. D. glaubt daher, daß die Seiltänzer in Griechenland ſchon bald nach Einführung der Schauſpiele aufgekommen ſind, weil dieſe anfänglich nichts anders geweſen wären, als Sprünge und Tänze auf Schläuchen, wie Virgil ſagt **):

— — — atque inter pocula laeti
Mollibus in pratis unctos ſaliere per utres.

*) Es ſind die bekannten Verſe; v. 210 ff.

Ille per extentum funem mihi poſſe videtur
Ire poeta, *etc.*

Es ſteht aber in Akron's Scholie zu dieſer Stelle keine Sylbe von dem, was D. darin gefunden haben will; ſondern man findet ſie in der zu L. I. Sermon. X. v. 25.

**) Georg. L. II. v. 383 f. wo von den Fröhlichkeiten bei den Bacchusfeſten die Rede iſt, zu welchen dergleichen, auch oft auf Kunſtwerken vorkommende, Tänze freilich gehörten, aber die doch wohl weniger, als der damit verbundene Geſang, zur Entſtehung des Schauſpiels Gelegenheit gaben.

Die Griechen, meint er, die alle ihre Erfindungen gar bald vollkommner machten, wären von dergleichen Sprüngen auf Schläuchen gar bald zum Springen auf dem Seil übergegangen. Und vermuthlich wären die Seiltänzer in Griechenland ſchon gegen die Zeit des Ikarius, eines Sohns des Erigenes oder Dionyſos, d. i. Bacchus, eingeführt worden, weil jener die Schauſpiele mit eingeführt habe, die anfangs ländlich waren, und die Theſeus in der Folge nach Athen brachte. Die Römer hätten ſie hernach von den Griechen, als zu den übrigen Schauſpielen gehörig, erhalten. — Daß auch die Seiltänzer, wie andere Schauſpieler, gewiſſe Preiſe und Belohnungen erhalten, beweiſt ihm eine Stelle aus dem Alexander ab Alexandro: Conſtat, non ludiones modo, ſed elephantos, et eos, qui in certaminibus fortiter quid aut dignum laude geſſiſſent, a populo donari collatione ſtipis et aſſibus. Zu Rom, glaubt er, wären die Seiltänzer unter dem Konſulate des C. Sulpitius Peticus und des C. Licinius Stolo aufgekommen, die in Rom die erſten Schauſpiele einführten, welche man anfänglich auf der Inſel des Tibris ſpielte, und die hernach von den Cenſoren, Meſſala

und C. Caſſius auf dem Theater gegeben wurden. Petronius redet davon in folgenden Verſen *):

> Stuppea ſuppoſitis tenduntur vincula lignis,
> Quae ſuper aërius praetendit crura viator,
> Bracchia diſtendens greſſum per inane gubernat,
> Ne lapſa e gracili planta rudente cadat.
> Ecce hominis curſus funis et aura regunt.

Selbſtmord. „Hoc quosdam egit ad mortem, quod, propoſita ſaepe mutando, in eodem revolvebantur, et non relinquerent novitati locum. Faſtidio illis eſſe coepit vita, et ipſe mundus; et ſubiit illud rabidarum deliciarum: *Quousque eadem?*" *Seneca*, de Tranquill. c. 2.

*) Unter den Epigrammen nämlich, die dem Petron beigelegt werden. — Auch beim Manilius, L. V. v. 651 ff. kommt die Beſchreibung eines Seiltänzers vor, die hier an ihrer Stelle ſeyn wird:

> In praerupta dabit ſtudium, vendetque periclo
> Ingenium, ac tenues auſus ſine limite greſſus
> Certa per extentos ponet veſtigia funes;
> Ac coeli meditatus iter, veſtigia perdet
> Paene ſua, et pendens populum ſuſpendet ab ipſo.

Warum mag Cardanus den Trieb, ſich ſelbſt umzubringen, *amorem heroicum* nennen? — Lib. de vita propr. c. VI. „Laboravi interdum etiam amore heroico, ut me ipſum trucidare cogitarem; verum talia etiam aliis accidere ſuſpicor, licet hi in libros non referant.“

Die Melancholie, atra bilis, heißt *affectio heroica*, weil ſie der größten Leute, und der Helden aller Art, gewöhnliches Antheil ſey. S. *Portae* Phyſiognom. L. I. c. 8.

Klaſſiſch möchte der vom Cardan ſo gebrauchte Ausdruck nun wohl freilich nicht ſeyn; ob man gleich bald ſieht, daß amor hier ſo viel, als eine heftige, übermächtige Leidenſchaft bedeute, die den Selbſtmord als Heldentod anſieht. Auch iſt bekannt, daß die Mythologie der Alten einen Amor als Sohn des Erebus und der Nacht angiebt, und dieſem die Erregung böſer Begierden und verderblicher Leidenſchaften beilegt. Boccaz, der von dieſem Amor in ſ. Genealogia degli Dei, L. I. c. 16, redet, ſagt am Schluß dieſes Kapitels: meritamente, ſecondo l'opinione di *Cicerone*, lo chia-

meremo figliuolo dell' Erebo e della Notte, ciò è di cieca mente, e d' oſtinato petto. Percioche da queſto ſiamo guidati a mortale ingordigia d' oro. Da queſto à deſio crudele d' imperio; etc. — — Quello adunque (conſiderate dirittamente tutte le coſe) non *amore*, mà più propriamente devremmo chiamar *odio*. — Vergl. *Cic.* Tuſc. Qu. IV. 32, wo die dem Euripides nachgeahmten Verſe des Cäcilius angeführt werden, in welchen er vom Amor ſagt:

Cui in manu ſit, quem eſſe dementem velit,
Quem ſapere, quem ſanari, quem in morbum injici,
Quem contra amari, quem arceſſiri, quem expeti.

Servius. Manchmal bringt dieſer berühmte Ausleger Virgil's ſehr unzeitige Gelehrſamkeit an; z. E. *Aen.* L. VI. v. 8. Was iſt natürlicher, als daß die Schiffer, wenn ſie anlanden, zuerſt nach ſüßem Waſſer gehen? — pars inventa flumina monſtrat. Aber das iſt dem Servius zu geringe. Nach ihm, wei-

ſen ſie die entdeckten Flüſſe nicht nach, damit ihre Gefährten daraus trinken und kochen können, ſondern damit ſich Aeneas darin reinigen möge. Indeß lehrt uns Servius, bei ſeiner ſo weit her geſuchten Gelehrſamkeit, doch etwas ſehr ſchönes, nämlich, daß ſich bei den Alten die vermeinte Verunreinigung bis auf die Gedanken erſtreckte. Nicht nur, wer einen Leichnam berührte, ihn nur ſah, war unrein; ſondern auch der, welcher nur bloß mit irgend einer Bewegung daran dachte: qui funus agnoſcebat.

Servius ſagt nämlich zur Erklärung der angeführten Stelle: Sciendum, Aeneae monſtrari ad expiandum ſe: nam funeſtatus fuerat morte Palinuri; non quod eum viderit, ſed quod funus agnoverat et doluerat. In eo enim eſt pollutio, quod ait: *Caſuque animum concuſſus amici*: nam ipſa inquinant, quae cognoſcimus. Unde in Livio habemus, Horatium Pulvillum, cum Capitolium dedicare vellet, audiſſe ab inimico mortuum filium, et ne pollutus dedicare non poſſet, reſpondiſſe: Cadaver ſit! — —

St. Severo. Unter den vielen Erfindungen, welche dieſer, (vielleicht) noch lebende, neapolitaniſche Graf für die ſeinigen ausgiebt, und wovon man im letzten Monate des Journal Encyclopédique v. J. 1768 eine weitläuftige Nachricht findet, iſt wohl manche ältere; z. E. die, den Marmor zu färben, und ſo darauf zu mahlen, daß es durch den ganzen Block dringt. Denn ſchon Lana in ſ. Prodromo, p. 164, ſpricht von dieſem Geheimniſſe, und hat ſogar die ganze Prozedur bekannt gemacht.

Die vornehmſten Regeln, welche Lana hierüber giebt, ſind folgende. Wenn man, ſagt er, zwei weiſſe und recht harte Marmortafeln, beſonders von carrariſchen Marmor nimmt, und ein Bild auf Papier mit bloßer, gut mit Vitriol getränkter, Dinte zeichnet, es dann zwiſchen die beiden wohl geglätteten Marmortafeln legt, und ſie ſo einige Monate an einem feuchten Orte liegen läßt, ſo wird man finden, daß die Dinte und die Züge des Bildes tief in den Marmor eingedrungen ſind. — Will man aber ein vielfarbiges Gemählde in den Marmor einziehen laſſen, ſo nehme man dazu Mineralfar-

ben, z. B. Grünſpan, Mennig, Bleiweiß, Zinnober u. dergl., und löſe ſie in Salzwaſſer auf, das mit Vitriol und deſtillirtem Harz, mit ein wenig Alaun, vermiſcht iſt. Mit dieſen Farben mahle man auf dem Papier, und verfahre dann auf die gedachte Art.

Noch glücklicher wird man hierin ſeyn, und die Farben werden noch tiefer eindringen, wenn man auf folgende Art verfährt. Man nehme 2 Unzen Scheidewaſſer, und eben ſo viel Königswaſſer, eine Unze Salmiak, 2 Drachmen von dem beſten Aquavit, einen Dukaten ſchweres Gold, und 2 Drachmen von dem feinſten kapellirten Silber. Dann gieße man zwei Drachmen Scheidewaſſer auf das ſchon kalzinirte Silber, und laſſe es verdunſten; ſo erhält man ein Waſſer, deſſen Farbe erſt blau, und hernach ſchwarz wird. Alsdann ſchütte man das kalzinirte Gold in ein Probegläschen, gieße das Königswaſſer darüber, und ſetze es ſo lange beiſeite, bis es verdunſtet iſt; hernach verfahre man auf eben die Art mit dem Salmiak und Aquavit; ſo erhält man ein goldfarbiges Waſſer. Auf eben die Art ziehe man auch die Farben aus den übrigen Mineralien; mit dieſen Farben mahle man auf den weiſſen Marmor, und erneure das Gemählde,

mählde täglich durch friſches Auftragen des gefärbten Waſſers, ſo wird mit der Zeit der ganze Marmorblock von dem Gemählde durchdrungen ſeyn.

Ueber die vorgeblichen Wunderdinge, welche der Graf oder vielmehr Prinz San Severo de Sangro in ſeinem Pallaſte zu Neapel, zum Erſtaunen leichtgläubiger Reiſender, angebracht hatte, ſehe man den von dem Grafen v. Lamberg in ſeinem Memorial d'un Mondain, p. 114 f. mitgetheilten Brief aus Grenoble von Hrn. Vallet, Ancien Lieutenant de Police, von dem ſich auch die im Journ. Encyclopéd. mitgetheilte Notiz jener Wunderkünſte herſchreibt, die der Prinz ſelbſt den ihn beſuchenden Fremden austheilte, und die V. ins Franzöſiſche überſetzte. J'avoue, ſagt er in dieſem Briefe, que je n'ai fait cette traduction que pour indiquer que dans les merveilles de ce palais il y a une quantité conſidérable de tours de main, qui ne ſont employés avec faſte, que pour en impoſer à la crédulité du vulgaire. J'avoue encore que je ſuis étonné que ce Prince ne ſe faſſe pas une gloire de détromper le public ſur la palingénéſie, etc. etc.

In Dr. Volkmann's hiſt. krit. Nachrichten von Italien, B. III. S. 94 ff. findet man eine ziemlich umſtändliche, meiſtens aus dem la Lande entlehnte Beſchreibung dieſes Pallaſtes, ſeiner Seltenheiten, und der Erfindungen des Prinzen San Severo. Von dieſem letztern heißt es daſelbſt, S. 96. „Der Prinz iſt überhaupt ein Herr von vielen Einſichten, der „durch unermüdeten Fleiß und viele Verſuche „manche Dinge neu erfunden, und andre verbeſſert hat." Dahin gehört eine Art von enkauſtiſcher oder elevdoriſcher Mahlerei; die Kunſt, Platten von mehrern Farben abzudrucken, auf Glas zu mahlen, die oben erwähnte Färbung des Marmors; u. a. m.

Siegelerden. Oder geſiegelte Erden; terrae ſigillatae. — „Wenn der Bolus geſchlemmt, in cylindriſche Kuchen gebracht, und geſiegelt wird, ſo nennt man ſie hernach geſiegelte Erden." (Vogel's Mineralogie, S. 31.) — Bolus aber heiſſen alle feinere Thonarten, ſie mögen eine Farbe haben, welche ſie wollen; nur müſſen ſie im Feuer ſich röthlich

brennen. Dieſes iſt das eigentliche Kennzeichen des Bolus; nicht aber ſein mediciniſcher Gebrauch, welcher, wie Vogel ſagt, ſehr willkührlich iſt, und nur bloß in der Einbildung beſteht; noch weniger ſein fettiges Gefühl, welches auch der Porzellanthon und die Walkerde hat.

Unter den Siegelerden iſt die Terra Lemnia die berühmteſte, welche auf der Inſel Lemnos, jetzt Stalimene, und zwar, wie Breuning (Oriental. Reiſe, S. 40.) ſagt, nur einmal des Jahrs, nämlich den 6ten Auguſt, mit großen Feierlichkeiten, „nicht weit von den „Ruinen der alten Stadt Epheſtiä, bei einer „Kapelle, Sotira genannt, gegraben wird; „welcher Ort oder Grube ſonſt das ganze Jahr „uneröffnet bleibt. Es iſt auch den Einwoh„nern bei Leib- und Lebensſtrafe verboten, die„ſelbe außerhalb der Inſel zu diſtrahiren; ſie „wird nachmals mit des Türken Siegel bezeich„net, und nach Konſtantinopel gebracht.“ — Sonſt rühmt Breuning ihren Gebrauch ſehr wider Vergiftungen.

Bei Boiſſard (de Divinat. p. 198.) finde ich, daß in den alleräIteſten Zeiten das

Zeichen, welches auf die Terra Lemnia gedruckt worden, ein Bock oder eine Ziege geweſen ſey, zum Andenken des Bocks und der Ziege, welche die Weiber zu Lemnos der Venus geopfert hätten, um vom bocksartigen Geruche befreit zu werden, mit welchem ſie die Göttin beſtraft hatte. Ja, die Siegelerde ſelbſt ſey in den folgenden Zeiten von den Prieſtern mit Blute von geopferten Böcken und Ziegen beſprengt und vermiſcht worden. „Hicque mos perduravit multis ſeculis, ut teſtis eſt *Homerus*, *Herodotus* et *Dioſcorides*. Tempore tamen *Galeni*, qui vivit floruitque ſub tempore *Trajani*, *Antonini*, *Marci* et *Commodi*, ſigillum hoc caprae jam deſierat imprimi.“ Homer gedenkt der Inſel Lemnos oft genug; aber der lemniſchen Siegelerde wüßte ich nicht, wo? Auch Herodotus gedenkt zwar am Schluſſe des ſechſten Buchs der lemniſchen Weiber, die ihre Männer, und auch einmal in folgenden Zeiten, der Kebsweiber, die ihre Männer mit den von ihnen gezeugten Söhnen umgebracht hätten; aber kein Wort von der lemniſchen Erde. Dioſkorides muß alſo der

eigentliche Währmann des Boiſſard ſeyn. Wie die Erde jetzt, unter der Regierung der Türken, gegraben werde, beſchreibt Boiſſard eben daſelbſt, faſt eben ſo, wie Breuning. Hephestiä, ſagt er, heiſſe jetzt Cochino. Aus des *Petri Belonii* Obſſ. c. 22, hat er auch verſchiedene runde Kuchen ſolcher Erde mit ihren Siegeln, welches arabiſche Charaktere ſind, in Kupfer ſtechen laſſen.

Der ſel. Leske ſagt von der Siegelerde, oder ſogenannten lemniſchen Erde (Linn. p. 201. A. lemnia) in ſeinem Auszuge aus Walleriu Mineralſyſtem (Berl. 1781. gr. 8.) S. 44. ihre Heimath ſey die Inſel Lemnos; doch finde ſie ſich auch in der ungariſchen Grafſchaft Zemplin, und in einzelnen kleinen Stücken bei Striegau in Schleſien; ſie heiſſe oft Bolus, ſey aber von den Eiſenthonarten, die auch Bole genannt werden, z. B. von dem armeniſchen Bolus, wohl zu unterſcheiden. Zu den beſonders charakteriſtiſchen Kennzeichen derſelben gehöre der muſchliche Bruch, der Glanz, den ſie durchs Anfühlen und durch den Strich bekomme, daß ſie ſehr weich und leicht iſt, wie auch, daß ſie im Waſſer mit Kniſtern zerſpringt.

Uebrigens verdiene ſie mehr den Namen eines Steins, als einer Erde.

Hr. Leibarzt Brückmann, den ich darüber befragte, hatte die Freundſchaft, mir folgende Bemerkung mitzutheilen: „Alle dieſe Arten von Erden ſind mehr oder weniger reine „Thonarten; und die gefärbten, als gelbliche, „braune, rothe, u. dgl. ſind durch Eiſenocher „von der Natur gemiſcht und gefärbt. — Zu „innerlichen Arzeneien werden ſie nicht mehr „gebraucht, weil ſie unſer Magen ſchwer, oder „gar nicht, aufloͤſet; und der Aberglaube, „welcher ſie ehemals vorzuͤglich als ein Gegengift empfahl, hat ſich verloren. Jetzt nimmt „man ſie nur noch unter einige Pflaſter. Doch „iſt ihr eigentlicher Nutzen, daß man Gefaͤße „daraus brennt, die noch groͤßtentheils unter „der Benennung der Terra Sigillata vorkommen. — Noch vor einiger Zeit erhielt ich „einige dergleichen rothe Gefaͤße aus einer Erde „von Eſtremas in Alentejo in Spanien, „Bucaros de Barro genannt. Dieſe ſollen, zu „Pulver geſtoßen, auf Krebs- und andre ſonſt „unheilbare Geſchwuͤre geſtreuet, ihre Heilung „bewirken. Auch ſollen die ſpaniſchen Damen „dieſe an der Sonne gebackne Erde zum Wohl-

„ſchmack kauen und eſſen, und ſie ihrer Geſund-„heit zuträglich halten.“ — —

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur das vornehmſte von dem, was mehrere Mineralogen und Naturhiſtoriker über die Siegelerde haben, hier ausziehen, oder auch nur kurz anführen wollte. Das meiſte hiſtoriſche davon, welches zu dem obigen Artikel gehört, finde ich in *Mich. Mercati* Metallotheca Vaticana, (Rom. 1719. fol.) p. 8 ſſ. wo ein eignes Kapitel, de Lemnia Terra, vorkommt; wovon ich hier nur das Erheblichſte ausziehen will. Galen (L. I. de Antidot. c. 2.) nennt dieſe Erde σφραγις, welches man durch terra ſigillata überſetzt hat; beim Avicenna heißt ſie lutum ſigillatum; von einigen wurde ſie auch, wie Galen (L. IX. Simplic.) bemerkt, Miltos i. e. rubrica Lemnia genannt; obgleich dieſer Name ihr nur ſehr uneigentlich zukommt, wie Salmaſius in ſ. Exercitt. Plin. ad. Solin. zu der Stelle des Plinius (L. XXXV, c. 6.) bemerkt, die ich ganz herſetzen will: Rubricae genus in ea (ſinopide) voluere intelligi quidam ſecundae auctoritatis. Palmam enim *Lemniae* dabant, minio proximam. Haec eſt multum antiquis celebrata, cum inſula, in qua naſcitur. Nec

niſi *ſignata* venundabatur; unde et *ſphragidem* appellavere. Hac minium ſublimunt adulterantque. In medicina, praeclara res habetur *etc.* — Uebrigens erinnert Lanciſi in ſ. Anmerkungen beim Mercati, daß Bellonius (Pierre Bellon oder Belon) in der Abſicht, dieſe Erdart zu unterſuchen, nach der Inſel Lemnos geſchifft ſey, und daher die Geſchichte der Lemniſchen Erde, in ſ. Obſſ. L. I. c. 22, am genauſten erzählt habe. Unter andern bemerkt er, daß auf dem Siegel, womit heutiges Tages die runden Kuchen von dieſer Erde bezeichnet werden, die beiden Worte *Tin imachton* mit arabiſcher Schrift ſtehen, die ſoviel als geſiegelte Erde bedeuten; und daß die Farbe bald dunkelroth, bald fleiſchfarbig, bald weißlich ſey.

Mehrere Beſchreiber dieſer Erde z. B. Savary, Bomare, u. a. haben einander das nachgeſagt, was Leſſing oben aus dem Boiſſard anführt, daß ſchon Homer und Herodot der lemniſchen Erde, und der feierlichen Gebräuche erwähnen, mit welcher ſie zu Lemnos ſey ausgegraben und geſiegelt worden. Keiner aber weiſt die Stellen nach, wo beide Schriftſteller ihrer gedachten; und es möchte auch wohl

vergebens ſeyn, ſie aufſuchen zu wollen; wenigſtens iſt mir dieß ſo wenig als L. geglückt. Zwar wie Homer hier angezogen werde, glaube ich aus dem, was Lanciſi am angef. A. noch über die Siegelerde bemerkt, vermuthen zu können. Mercati nämlich ſagt: Quin etiam quod Lemniae terrae Sphragidos color loturae carnis ſimilis fuerit, ex hoc in primis teſtimonio facillime comprobari poteſt, quoniam Dioſcorides ſanguine hircino, vel caprino conformari credidit: quod ſibi perſuaſerat etiam Galenus, antequam vidiſſet: idcirco ruborem talem habere debet, qualem faceret ſanguis terrae miſtus; alioqui hi ſummi viri non putaſſent ſanguine hoedino parari; (quam ob cauſam a Lemniis ſacerdotibus ſe irriſum refert Galenus), *neque Poetae finxiſſent, e coelo Vulcanum cecidiſſe, ſuoque cruore terram ibi conſperſiſſe.* Hiebei nun erinnert Lanciſi, daß die Siegelerde in ihren Beſtandtheilen eine erdigſchweflichte Maſſe ſey, welche aus fetten von unten aufſteigenden, und der Oberfläche der Erde anhängenden Dünſten entſtehe. Dazu komme die Beſchaffenheit der Inſel, wo ſie gegraben werde, deren Boden ſehr harzig ſey, die daſelbſt hervorquillenden warmen Gewäſſer, und die ehemaligen Feueraus-

brüche, die, nach dem Euſtathius dieſe Inſel ehedem in Brand ſetzten. Und daher, fährt er fort, entſtand auch die Fabel vom Falle Vulkan's, den Homer (Iliad. I. v. 593) von ihm ſelbſt beſchreiben läßt. Myrtilus behauptete daher, nach dem Natalis Comes *), (Mytholog. L. II. c. 4.) Homer habe hier unter dem Bilde Vulkan's die lemniſche Erde verſtanden, und eine phyſikaliſche Bemerkung mythiſch eingekleidet; nämlich, wegen der dieſer Erde eigenthümlichen Wärme. Von dem Blute Vulkan's, womit das Erdreich zu Lemnos ſey gefärbt worden, wird jedoch, wie Lanciſi bemerkt, von den Dichtern und Mythologen nichts erwähnt. — Bloß dieſe Fabel, und ihre allegoriſche Deutung ſcheint mirs alſo veranlaßt zu haben, daß Homer hier mit ins Spiel gezogen wurde.

Mit dem Dioſcorides hingegen hat es ſeine Richtigkeit. Er erwähnt (L. V. de Mat. Med. c. 67.) der lemniſchen Erde allerdings,

*) *Myrtilus* libro primo rerum Lesbicarum memoriae prodidit, Lemnum idcirco fuiſſe conſecratam Vulcano exiſtimatam, quia calida ſit quaedam vis terrae ejus inſulae, quam etiam *ſigillatam* vulgo medici appellant, cujus uſus vermes necat, *etc.*

und ſagt, ſie werde in den ſumpfigen Gegenden dieſer Inſel gegraben, und mit Bocksblut vermiſcht. Sodann mache man Kuchen daraus, bezeichne ſie mit dem Bilde einer Ziege, und nenne ſie daher σφραγιδα ἀιγος. Was er weiter hinzuſetzt, betrifft ihre vermeinte mediciniſche Kraft.

Von der Verſchiedenheit der ältern und neuern Gebräuche beim Ausgraben der Erde, und ihrer Siegel, vergl. man noch den Savary in ſ. Dictionn. de Commerce, art. *Terre Sigillée.*

Sophokles. Worin iſt die ἀνωμαλια zu ſetzen, die man nach dem Plutarch, am Sophokles tadeln könnte? ſo, wie am Euripides die λαλια. (*Plutarch.* de Audit. p. 45, edit. *Xylandr.*) — Betrift dieſe inaequalitas, wie es Xylander giebt, den Ausdruck, oder den Charakter?

Plutarchs Worte ſind: Μεμψαιτο δ'ἀν τις Ἀρχιλοχου μεν την ὑποθεσιν, Παρμενιδου δε την στιχοποιΐαν, Φωκυλιδου δε την ἐυτελειαν, Ἐυριπιδου δε την λαλιαν, Σοφοκλεους δε την ἀνω-

μαλιαν. Dieſe Anomalie ſcheint hier aber mehr von dem Ausdrucke und der Schreibart des Sophokles, vielleicht auch von der Ungleichheit mancher Gedanken und Reden in ſeinen Trauerſpielen, als von der Inconſiſtenz ſeiner tragiſchen Charaktere zu verſtehen zu ſeyn. Denn in der ganzen Stelle iſt von Rednern und von dem ihrer Wohlredenheit gebührenden Gehör und Beifall die Rede; und Plutarch ſetzt hinzu, daß bei allen ſolchen kleinen Fehlern, dergleichen ſich an manchen Dichtern und Rednern ausſetzen ließen, ein Jeder doch ſeine eigne Stärke in der Rührung und im Vortrage beſitze, die ihm Lob und Beifall erwerbe.

Sokratiſche Steine. So müßte man, nach der Meinung des Chifletius, eine Art von geſchnittenen Steinen nennen, auf welchen beſondere Figuren vorkommen, die aus Köpfen verſchiedener Thiere, öfters nach der Geſtalt eines Hahns geordnet, und auf die Füße eines Hahns geſtellt, beſtehen. Weil unter dieſen verſchiedenen Köpfen ſich meiſtentheils auch ein alter Mannskopf befindet, welcher dem

Kopfe des Sokrates etwas ähnlich ſieht, ſo hat Chiflet (in ſ. *Socrates*, ſ. de Gemmis ejus imagine caelatis Iudicium,) die ganze Figur auf ihn gedeutet, und die übrigen Thierköpfe von ſeinen Anklägern verſtanden, oder als ſymboliſche Vorſtellungen ſeiner Tugenden erklärt.

Leon. Agoſtini, welcher unter ſeinen Gemmen auch zwei dergleichen hat, hält ſie für Amulete. (P. I. n. 203. 204. p. 78. edit. *Gronov.*)

De la Chauſſee (Gemme ant. figur. n. 176. 178. 182. 183.) macht theils phyſikomoraliſche, theils hiſtoriſche Auslegungen darüber. Und dieſem iſt Schott gewiſſermaßen gefolgt, welcher einen ſolchen Stein in dem königl. Kabinete zu Berlin in einer beſondern Schrift ausgelegt, und eine politiſche Sittenlehre darin gefunden hat. S. die Haupttugenden eines löblichen Landesherrn in einem alten Steine des königl. Medaillenkabinets zu Berlin; zuerſt angemerkt und erklärt von Joh. Carl Schott. Berl. 1717. 4. — Dieſer berliniſche Stein

kommt mit dem beim de la Chauſſee, Nr. 176, vollkommen überein; nur daß auf jenem der Pferdekopf einen Kranz im Maule hält, und hinter ihm, über dem Widderkopfe ein Kaduceus ſteckt.

Man ſieht bald, wie willkührlich und unerwieſen die Deutung des Chiflet, deſſen oben angeführte Schrift zu Antwerpen 1662. 4. herauskam, von den auf dieſen Steinen befindlichen Figuren iſt. Agoſtini's Meinung iſt wohl die wahrſcheinlichſte, weil ſie am meiſten ins Allgemeine geht. Schott's Tändeleien darüber ſind ziemlich unbedeutend.

Spiele. Vom Tarockſpiel findet ſich eine Stelle in Zeillers Sendſchreiben XX: „Bernhardinus di Corte, der 1499 „das Caſtell zu Mailand den Franzoſen verrätheriſcher Weiſe übergeben, war hernach von „denſelben aufs äußerſte gehaßt; alſo, daß ſie „auch im Spiele de i tarocchi, wenn ſie des „Verräthers Karte geben wollten, ſagten: do „Bernardino di Corte.“ — Dieß Spiel

muß alſo ſehr alt ſeyn. Aber was iſt hier unter des Verräthers Karte zu verſtehen? Der Skiez oder der Pagat? — Es verdient Tomaſo Porcacchi in den Noten zum 4ten Buche des Guicciardini, den Zeiller als ſeinen Währsmann anführt, deswegen nachgeſehen zu werden.

Ueber den Urſprung des Tarockſpiels iſt Hr. Breitkopf in ſeinem Verſuche über den Urſprung der Spielkarten, (Leipz. 1784, gr. 4.) S. 25. ff. nachzuſehen. Es finden ſich Spuren, daß es ſchon im vierzehnten Jahrhunderte, obgleich verſchieden von dem heutigen, bekannt war. Es entſtand aus dem Trappolierſpiele, das wohl unter allen italiäniſchen Kartenſpielen das älteſte iſt. — Was Zeiller vom Bernardino di Corte bemerkt, iſt bloß wörtlich aus der von ihm nachgewieſenen Note des Tomaſo Porcacchi zum Guicciardini genommen, wo es bloß heißt: Bernardin di Corte traditore fù tanto odiato anche da' Franceſi ſteſſi, ch'eſſi, quando giuocavano al giuoco de' tarocchi, e volevano dar la carta del traditore, dicevano: Do Bernardino di Corte. Aus dieſer Note ergiebt ſich alſo nicht, welche

Karte unter dem *traditore* oder Verräther zu verſtehen ſey. Faſt aber vermuthe ich, es iſt der *Diavolo* geweſen, der ſich nach der Angabe des Garzoni in ſeiner Piazza univerſale di tutte le Profeſſioni del mondo, p. 564, unter den Figuren der ältern Tarockkarte befand. Vergl. Hrn. Breitkopf's angef. Verſuch, S. 26, Note (d).

Sprache. Von den Stammſprachen der jetzigen Deutſchen, iſt es Wachter's Syſtem: daß Anfangs in Deutſchland nur eine einzige einförmige Sprache geweſen, die ſich hernach in die gothiſche, angelſächſiſche und fränkiſche getheilt habe. Die gothiſche iſt nicht die erſte urſprüngliche Sprache, ſondern nur eine Mundart; und die angelſächſiſche und fränkiſche ſind nicht ihre Töchter, ſondern Schweſtern. Ein Wort, das in allen drei Mundarten vorkommt, gehört der allgemeinen Sprache; und nur das, welches bloß in Einer derſelben vorkommt, kann man ein gothiſches, angelſächſiſches, oder fränkiſches Wort nennen. — —

Die

Die Modi der Zeitwörter in der hebräiſchen Sprache, auch in der hungariſchen, würden ſich leicht auch in die Deutſche haben einführen laſſen, wenn man nicht eigene, beſondre Zeitwörter aus dieſen Modis gemacht hätte. So wird z. E. durch die bloße Veränderung des Vokals i in e, nicht ſowohl die ganze Bedeutung geändert, als vielmehr nur modificirt. Aus ſitzen wird ſetzen, welches ſo viel iſt, als ſitzen machen; aus ſinken wird ſenken, oder ſinken machen; aus blicken, blecken, oder, blicken machen, z. E. die Zähne blecken, Steine, die durch den Kalk blecken; trinken und tränken. Desgleichen in dem Worte, verderben, die zweite und dritte Perſon des Singulars Präſ. du verdirbſt, verderbſt; er verdirbt, verderbt; ſo nämlich, daß es mit i das Neutrum, und mit e das Aktivum iſt.

Wachter's Syſtem von dem Urſprunge und der Abſtammung der deutſchen Sprache und ihrer verſchiednen Mundarten findet man in ſeinem Specimine Gloſſar. German. Lipſ. 1727. 8. vorgetragen, deſſen hieher gehörige Vorrede

auch wieder vor ſeinem Gloſſarium ſelbſt iſt abgedruckt worden. Man vergleiche damit die Stammtafel der Germaniſchen Völker in Fulda's Preisſchrift über die beiden Hauptdialekte der deutſchen Sprache, S. 60. vor dem erſten Bande des Adelungiſchen Wörterbuchs. — Immer noch fehlt es an einer ausführlichen Geſchichte der deutſchen Sprache, die man vom Hrn. Hofrath Adelung mit Sehnſucht erwartet, der einen kurzen Grundriß derſelben in der Einleitung zu ſeinem Umſtändlichen Lehrgebäude d. d. Sprache (Leipz. 1782. 2 Bde. gr. 8.) geliefert hat. Er bemerkt daſelbſt S. 17, daß die Deutſchen urſprünglich viele, zwar verwandte, aber doch verſchiedne, kleinere Völker ausmachten, und daß daher ſich ihre Sprache, der Natur der Sache nach, ſchon in den älteſten Zeiten in mehrere Mundarten theilen mußte. Und aus den wenigen noch übrigen eigenen Namen ſcheint ihm zu erhellen, daß ſie ihrem Baue und ihren weſentlichen Eigenſchaften nach ſchon damals die heutige geweſen ſey. Auch er beſtreitet S. 21, das ſeltſame Vorgeben, daß die gothiſche, oder vielmehr möſogothiſche Sprache die Mutter, nicht allein der deutſchen, ſondern auch aller übrigen nordiſchen verwandten Spra-

chen ſey. Deutſchland und die nördlichern Länder hatten ſchon viele Jahrhunderte Sprache und Einwohner, ehe noch die Gothen dem Namen nach bekannt waren. Von den Mundarten der germaniſchen Völkerſchaften aber vor und in der großen Völkerwanderung läßt ſich, wie Hr. A. S. 72 erinnert, wenig mehr ſagen, als, daß, allem Anſehen nach, jedes Volk, oder jeder Stamm, ſeine eigene Mundart hatte. Die fränkiſche entſtand, ſeiner Meinung nach, aus der nachherigen Vermiſchung der niederdeutſchen Völkerſchaften mit den ſüdlichern, oder oberdeutſchen. Die angelſächſiſche Mundart iſt unſtreitig eine der erſtern, die aber, wie bekannt, ausgeſtorben iſt, und wovon nur noch Ueberreſte in der heutigen engliſchen Sprache leben.

Was L. oben Modifikation der deutſchen Zeitwörter nennt, hat auch Hr. Adelung nicht unbemerkt gelaſſen, indem er Th. I. S. 215 ſeines Lehrgebäudes erinnert, daß durch die Biegung oder Flexion bloß das Verhältniß der Begriffe und Wörter verändert werde; daß aber der Begrif des Wurzelworts, als bloße Interjektion oder tönende Natur betrachtet, noch mancher anderer Beſtimmungen und Nebenbe-

griffe fähig war. — Vorzüglich, ſagt er, fand die Bezeichnung derſelben durch die bloße Aenderung des Hülfslautes bei den älteſten Verbis Statt, wo man die vergangene Zeit gemeiniglich durch einen tiefern Hülfslaut, das Bild der Entfernung, das geſchehene Ding aber oft mit einem noch tiefern ausdruckte: bind, ich bind, Imperf. band, ehedem bund, Bund, ein Ding, welches gebunden iſt; u. ſ. f. — — „Ein anderer, für die Kindheit der Sprache noch feinerer Nebenbegrif iſt der Unterſchied zwiſchen der Hervorbringung und dem Zuſtande; indeſſen hat man ihn doch in einigen Wörtern bemerkt, und durch Veränderung des Vokals bezeichnet: tränk-en, trink-en; ſenk-en, ſink-en; ſetz-en, ſitz-en; wink-en, wank-en; dräng-en, dring-en; prell-en, prall-en."

Ueber die Wörter blicken und blecken ſagt Hr. A. in ſ. Wörterbuche, unter dem erſtern Worte, daß beide genau zuſammen gehören, und daß, der Analogie zufolge, jenes das Neutrum, dieſes aber das Aktivum ſeyn ſollte; allein man habe ſie ſchon von Alters her häufig mit einander verwechſelt.

Sprichwörter. Die deutſche Sprache hat einen großen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel ſeyn, auch die Sprichwörter aus andern Sprachen zu borgen, die ſich kurz und nachdrücklich überſetzen laſſen. Zu London ſind im J. 1640 Outlandiſh Proverbs ſelected by *M. G. H.* in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032. Aus dieſen habe ich folgende ausgezogen:

12. Guten Kaufs macht den Beutel leer.

36. The German's wit is in his fingers; d. i. des Deutſchen Verſtand iſt in ſeinen Fingern. — Ich merke dieſes Sprichwort als ein Zeugniß für die mechaniſchen Talente der Deutſchen an.

141. Liebe deinen Nächſten; aber reiſſe den Zaun nicht nieder.

178. Denke auf faule Tage, und arbeite darauf los.

229. Rechne genau; auch der Februar hat ein und dreißig Tage.

252. Freie um die Wittwe, weil ſie noch trauert.

287. Ein Narr denkt, daß andre nichs denken.

348. Wer ſein Huhn allein iſſt, muß ſein Pferd allein ſatteln.

356. Wer Einen züchtigt, züchtigt hundert.

373. Könnte er laufen, wie er trinkt, er fienge einen Haſen.

389. Dem Hunde, der Aſche leckt, vertraue kein Mehl.

457. Der Hund nagt an dem Knochen, weil er ihn nicht verſchlingen kann.

461. Der größte Schritt iſt der Schritt aus der Thür.

476. Der Mantel iſt deß, den er deckt; die Welt deß, der ſie genießt.

499. Ueber einen Nagel gieng das Hufeiſen; über das Hufeiſen das Pferd; über das Pferd der Reuter verloren.

505. Ein Pfenning erſpart, iſt zweimal verdient.

521. Eine Blume macht keinen Kranz.

523. Auch Ein Feind iſt zu viel.

556. Der Blinde ſchluckt manche Fliege mit hinunter.

587. Donnerſtag kommt, und die Woche iſt vorbei.

629. Die Wage ſagt: das iſt ſchwer; und, das iſt leicht; aber nicht: das iſt Gold, und das iſt Silber.

708. Des Tapfern Blick iſt mehr als des Feigen Schwert.

718. Drei leben friedlich, wenn zwei nicht heim ſind.

719. Alle Schlüſſel hängen nicht an Einem Gürtel.

925. Des Apothekers Mörſer verdirbt des Kunſtpfeifers Muſik.

928. Jahre wiſſen mehr als Bücher.

949. Jede Meile iſt im Winter zwei.

976. Ein Morgenregen hintertreibe keine Reiſe.

977. Ein ſchöner Wintertag macht keine luſtige Vögel.

981. Des Schlafenden Kopf iſt in ſeinem Magen.

1006. Wer in Hoffnung lebt, tanzt ohne Muſik.

1016. Der Herr nicht zu Hauſe, Niemand zu Hauſe.

1031. Weiber verſchweigen, was ſie nicht wiſſen.

1032. Wer dem Kinde die Naſe wiſcht, küßt der Mutter den Backen.

Ungeachtet des allerdings großen Reichthums der Deutſchen an Sprichwörtern und ſprichwörtlichen Redensarten, der jetzt faſt zu wenig erkannt, und noch weniger gehörig benutzt wird, ließe ſich doch die hier von L. vorgeſchlagene Bereicherung wünſchen, wenn ſie ſo weiſe, wie hier, verſucht, und der Ausdruck in unſrer Sprache ſo körnig, wie hier, übertragen würde.

Steigbiegel. Daß die Alten keine gehabt haben müſſen, weil ſich deren keine auf alten Denkmälern finden, hatte Matthäus ſchon angemerkt: (de rer. invent. p. 38.) Stapes, h. e. inſtrumentum illud, in quo uterque pes inſidentis equo utrinque quieſcit, inventum eſt novum. Nam ut in marmoreis ſignis Romae et alibi videre licet, non habebant antiqui id inſtrumentum.

Unter dem Artikel, Meilenzeiger, habe ich ſchon die Stelle aus dem Plutarch angeführt, worin dem C. Gracchus das Verdienſt beigelegt wird, daß er an den Heerſtraßen hie und da Steine habe ſetzen laſſen, auf welchen die Reiter bequemer zu Pferde ſteigen könnten, die keine Knechte bei ſich hätten, um ihnen aufzuhelfen. Sowohl dieſe Stelle, als die noch übrigen römiſchen Ritterſtatuen, z. B. die vom Mark Aurel, ſcheinen zu beweiſen, daß bei den Römern keine Steigbiegel üblich geweſen ſind. Dies bemerkt auch Gesner unter dem Worte *Stapia*, welches in einer alten Inſchrift vorkommt, die Voſſius de Vit. Serm. I. 7. anführt: Amor fuit equo dum aſpectui formoſiſſ. Durmioniae puellae virgunculae ſumma polvoria placere cuperem caſu deſiliens pes haeſit *ſtapiae* tractus interii. Dieſe Inſchrift wird vom Wolphangus Lazius und Hieronymus Magius (Miſcell. II. 14.) angeführt; und ſie iſt vielleicht noch etwas älter, als eine Stelle bei dem Kirchenvater Hieronymus, in deſſen Briefen *biſtapia*, ein Paar Steigbiegel, vorkommen. Voſſius redet bei dieſer Gelegenheit umſtändlich von den Wörtern *ſtapes* und *ſtapia* ſowohl, als von andern neuern in griechi-

ſcher, lateiniſcher und ſpaniſcher Sprache davon gebrauchten Ausdrücken. So iſt von dem Lat. aſtraba wohl ohne Zweifel das Spaniſche eſtribo entſtanden. Auch erinnert er, daß weder Xenophon in ſ. Buche de re equeſtri, noch Julius Pollux, L. X. c. 10. 12. wo von den zur Reuterei gehörigen Werkzeugen die Rede iſt, der Steigbiegel erwähnen. Budäus brauchte das Wort ſubex pedaneus dafür. — Uebrigens weiß man, daß im Deutſchen der Steigbiegel ehedem der Stegereif hieß; und Hr. Adelung führt bei dieſem Worte die Stelle aus dem Theuerdank, Kap. 35, an:

> Mit einem ſeim Fuß er begrayff
> Die erd, der annder in ſtegkrayff
> Noch belibe hangen.

Johann Stoffler. Die Todesart deſſelben, deren Sethus Calviſius in ſ. Opere Chronologico, p. 832, gedenkt, daß nämlich ein Fall Anlaß dazu gegeben habe, den er ſelbſt vorhergeſehen, iſt ſo ausgemacht nicht, indem Cruſius (Annal. Sueviae, P. III. L. XI. c. 5.) ſagt, daß er zu Blaw-

beyern an der Peſt geſtorben ſey. Bayle bemerkt dieſe Verſchiedenheit bereits, zieht aber für die letztere Meinung bloß den Adami an, und erklärt ſich eigentlich für keine, da doch unſtreitig Cruſius, der gleichfalls Profeſſor zu Tübingen war, den meiſten Glauben verdient.

Bayle hat einen ziemlich weitläuftigen Artikel über dieſen zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Mathematiker und Aſtrologen, der von 1452 bis 1531 lebte, und ſich vornehmlich durch die Prophezeiung einer großen Ueberſchwemmnng auf das Jahr 1524 bekannt machte, über deren ziemlich allgemeine Befürchtung Auguſtinus Niphus das Publikum in einer eignen Schrift zu beruhigen ſuchte. Minder ausgemacht iſt es, ob er das Ende der Welt auf das Jahr 1586 geweiſſagt habe, welches Bayle zu widerlegen ſucht, der auch in Anſehung ſeines Todes bemerkt, daß er nach einigen zu Blaubayren an der Peſt, und nach andern an einer durch den Einſturz eines Brettes in einem Zimmer verurſachten Wunde geſtorben ſey. Dieß letztere, und daß er dieſe Todesart vorhergeſehen habe, ſagt Sethus Calviſius ad. a. 1531, p. 1156. „Jo. Stöfflerus, Juſtingenſis,

mathematicus inſignis, certo die ſibi periculum ruina imminere praeviderat; & quia aedes ſuas ſatis firmas noverat, convocat in muſeum ſuum viros eruditos, quorum conſuetudine & ſermonibus recrearetur. Orta inter ſobria pocula diſputatio: ad controverſiam explicandam e ſuperiori loco librum depromit. Sed laxato clavo aſſer, in quo ſtabant libri, in caput eius decidit, & inſigne vulnus infelici ſeni infligit, ex quo mortuus eſt die 16. Febr. Tubingae." — Cruſius hingegen ſagt am angef. O. p. 613. „Obeit Blaubeurae (al. Tubingae) peſte, 1531, „*Joan. Stoefflerus*, Mathemat. Tubing. anno „aetatis ſuae 79, & Tubingae ſepultus eſt in „parochiali fano."

T.

Taback. Nicht Toback, wie es einige ausſprechen. Den Namen haben die Spanier dieſem Kraute von einer Inſel gegeben, auf der es häufig wächſt. „Facultatibus inſignibus celeberrima eſt herba, ſagen die Medici von Lyon, (Lib. XVIII. c. 138.) quam *Petum* ab Indis vocari refert *Thevetus;* Nicolaus

Monardus *Piciett*; Oviedus in Hiſpaniola inſula *Petebecenuc.* Hiſpani *Tabaco* nominarunt, ab inſula quadam ejus nominis, in qua frequentiſſima reperitur. Galli, quod *Joannes Nicotius*, regius aliquando in Luſitania orator, ejus ſemen primus ad reginam, regis Galliae matrem, detulerit, illiusque facultates docuerit, *Nicotianam*, et *Herbam Reginae* nuncuparunt.“

Dieſer *Nicot* hat einen Tréſor ou Dictionnaire de la Langue françoiſe geſchrieben, in welchem er unter dem Worte *Nicotiane* dieſer Sache ſelbſt gedenkt; und zwar ſagt er, daß es 1560 geſchehen ſey, daß er dieſes Kraut aus Portugal nach Frankreich geſchickt habe.

Was mir hierbei am merkwürdigſten vorkommt, iſt dieſes, daß man dieß Kraut damals am wenigſten zum Rauchen und Schnupfen, ſondern für weibliche körperliche Uebel, und beſonders wider die Luſtſeuche, gebraucht hat. Nicot, an dem angeführten Orte, ſagt ſelbſt, es ſey de vertu admirable pour guérir toutes navrures, playes, ulcéres, chancres, dartres, & autres tels accidens au corps

humain. Auch geht das Epigramm des Bu- chananus dahin, wider die Königin Katha- rina von Medici, die es nach ihrem Na- men *Herbam Mediceam* wollte genannt wiſſen. Er nennt es darin ſalutiferam cunctis languoribus herbam; und ſagt, daß ihm der Name Medicea allein alle gute Kräfte würde genommen, und es in Gift verwandelt haben, da dieſe Katharina καθαρμα luesque ſuorum ſey.

Der jetzige mediciniſche Gebrauch des Tabacks iſt, glaub' ich, nicht groß. Von Tabacksklyſtieren habe ich gehört; auch weiß ich, daß Krüger ihn wider die Krätze vorgeſchlagen hat. Doch, daraus ſelbſt ſchon ſollte man ſchließen, daß es wider die veneriſchen Krankheiten auch dienlich ſeyn könnte.

Man hat eine Hiſtoire du Tabac, où il eſt traité particulièrement du Tabac en Poudre, par Mr. *de Prade*; Par. 1697. gr. 12. worin dieſe Materie ſowohl hiſtoriſch als mediciniſch abgehandelt wird. Gleich Anfangs, S. 4. ff. werden die verſchiedenen Benennungen dieſer Pflanze angeführt, und gleichfalls bemerkt, daß ſie den

gewöhnlichen Namen von der Inſel Tabago oder Tabako einer Provinz des Königreichs Jukatan, oder Neuſpaniens, auf dem Mexicaniſchen Meer, erhalten habe, wo die Spanier ſie zuerſt kennen lernten. Der Arzt Francesko Hernandes von Toledo war der erſte, der ſie nach Spanien und Portugal ſchickte. Jean Nicot, Requetenmeiſter und Ambaſſadeur Königs Franz I. beim Könige von Portugal, lernte den Taback durch einen Portugieſen kennen, und machte damit nach ſeiner Rückkehr der Königin Katharina von Medici ein Geſchenk. Der Kardinal di Santa Croce, päpſtlicher Nuncius in Portugal, und Nicolas Tornadon, Legat in Frankreich, machten ihn zuerſt in Italien bekannt; und er bekam daher dort von ihnen den Namen. Quelques-uns, heißt es weiter, l'appellent *la Bugloſſe*, ou *la Panacée Antarctique*; d'autres *l'Herbe Sainte*, ou *Saine-Sainte*, ou *Sacrée*, ſoit à cauſe de ſes vertus miraculeuſes, ſoit à cauſe de ſa grandeur; de même que *l'os ſacrum*, ainſi nommé par la même raiſon. Thevet machte dem Nicot die Ehre ſeiner Einführung in Frankreich ſtreitig; und England erhielt ihn durch den berühmten Seefahrer und Eroberer Virginiens,

Franz Drake. Wann und von wem er zuerſt nach Deutſchland gebracht worden, iſt ohne Zweifel ſchon mehrmals unterſucht worden; auch giebt es der Schriften viele, worin ſeine Arzneikräfte unterſucht werden; und ich will mich hier bei ihrer Anführung nicht verweilen, ſondern nur noch das von L. erwähnte Sinngedicht Buchanan's hieher ſetzen:

De Nicotiana falſo nomine Medicea appellata.

Doctus ab Heſperiis rediens Nicotius oris
Nicotianam rettulit,
Nempe ſalutiferam cunctis languoribus herbam,
Prodeſſe cupidus patriae.
At Medice Catharina καθαρμα luesque ſuorum,
Medea ſeculi ſui,
Ambitione ardens, Mediceae nomine plantam
Nicotianam adulterat:
Utque bonus civis prius exuit, exuere herbae
Honore vult Nicotium.
At vos auxilium membris qui quaeritis aegris,
Abominandi nominis
A planta cohibete manus, os claudite, et aures
A peſte tetra occludite!
Nectar enim virus fiet, Panacea venenum,
Medicea ſi vocabitur.

Tapfer:

Tapferkeit. „Einen greiſ an; zwei „erwarte; dreien ſuche auszuweichen; vor vie„ren ſchäme dich nicht zu fliehen!“ iſt ein Spruch des Frotho, Königs von Dännemark, beim Saxo, B. V.

Eigentlich iſt beim Saxo (Hiſt. Dan. L. V. p. 88, edit. Sorae, 1644, fol.) von den Anordnungen die Rede, welche Frotho III. unter den Rutheniern machte; und hier heißt es unter andern: Decrevit etiam, ut quisquis militiae deditus ſpectatae virtutis titulum affectaret, impeteret unum, exciperet duos, tres modica pedis retractione vitaret, quatuor fugere non erubeſceret.

Tempelherren. Niemand hat beſſer gezeigt, wie geſetzwidrig und ungerecht man bei der Aufhebung dieſes Ordens verfahren habe, als Chr. Thomaſius in ſ. Diſſ. de Templariorum Equitum Ordine ſublato; Hal. 1705. 4. Wenig oder gar keine neuere Schriftſteller haben ſo ſcharfſinnig und frei darüber geurtheilt.

Wichmanshauſen, in ſ. Diſſ. de Extinctione Ord. Templ. von 1687, war viel kurzſichtiger und zurückhaltender. Doch hat er ſonſt etwas ſehr merkwürdiges. Er vergleicht am Ende die Tempelherren mit den Jeſuiten, und ſchließt: An vero paria etiam Jeſuitas fata cum Templariis manſura ſint, tempus manifeſtabit. Certe Nemeſis divina tandem, quos praeteriiſſe videtur, inveniet. — Es iſt nun geſchehen, was er prophezeihte; und nur unſern beſſern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine eben ſo ungerechte Sache wenigſtens mit weniger Grauſamkeit iſt ausgeführt worden.

Statt aller Zuſätze, darf ich den Leſer, der nähern und gründlichen Unterricht über dieſen Gegenſtand wünſcht, bloß auf Hrn. Nicolai's Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über deſſen Geheimniß, verweiſen, wovon die zweite Auflage zu Berlin und Stettin, 1782, in zwei Theilen, 8. herauskam. Die Gründe des Thomaſius findet man daſelbſt, Th. 1. S. 15 ff. geprüft und widerlegt.

Theater. Matthäus (de rer. invent. p. 27.) ſagt: *Antimachus* Aegyptius, qui de ſitu orbis ſcripſit, primus ſtatuit, ne quis, propria adpellatione in comoedia nominaretur. — Dieß iſt falſch. Der Antimachus, aus Heliopolis in Aegypten, welcher eine Koſmoporie in 3780 Verſen geſchrieben hat, welche Suidas anführt, iſt ein weit jüngerer Dichter, als Antimachus, mit dem Zunamen Pſekas, (der Sprudler, von ψεκαζειν, beſprengen, ψεκας, der Thau, ein Tropfen;) welcher das gedachte Geſetz, welches die mittlere Komödie hervorbrachte, ſoll gegeben haben. Von dieſem Antimachus ſ. den Suidas, oder, aus dem Suidas geſchöpft, den Scholiaſten des Ariſtophanes, ad *Acharnenſes*; und von dem Geſetze ſelbſt den Petit, in Commentar. ad Leges Atticas.

Der Name Antimachus kommt ſehr häufig vor, und es giebt drei verſchiedne griechiſche Dichter, die ihn führten. Der eine war aus Kolophon, und lebte um die 93ſte Olympiade, und ſchrieb eine Thebaide; der zweite, aus Heliopolis, wird vom Suidas erwähnt, ohne

daß ſein Zeitalter angegeben würde; der dritte, von dem hier die Rede iſt, hatte den Beinamen ψεκας nicht deswegen, weil er die, mit denen er ſprach, wirklich anſprudelte, ſondern metaphoriſch, und, wie Lorenzo Craſſo (Iſt. de' Poeti Greci, p. 46.) ſich ausdrückt: quod ſuos familiares ſuis verbis & doctrina, tanquam minutiſſima pluvia, roris guttis ſimillima, diſſerens, paullatim rigaret. Denn ſo erklärt es Suidas ſelbſt: ψεκας δε ἐκληθη, ἐπειδη προσεραινε τȣς ὁμιλȣντας διαλεγομενος. Er ſetzt hinzu, daß einem gewiſſen Olympikus eben der Beiname aus der nämlichen Urſache gegeben ſey. Und dieſer Antimachus nun, ein Zeitgenoſſe des Ariſtophanes verordnete, wie Suidas weiter ſagt, daß man im Luſtſpiele Niemanden perſönlich durchziehen ſollte, welches viele Dichter von der Bühne abwendig machte, und vielen Schauſpielern und Tänzern ihr Brodt nahm. Einige ſagten, er ſey ſelbſt ehedem Choregos geweſen, und habe hernach als Dichter die Tänzer und Schauſpieler verächtlich behandelt. — Der Scholiaſt des Ariſtophanes (ad Acharnenſ. v. 1149) ſagt: ἐδοκει δε Ἀντιμαχος ȣτος ψηφισμα πεποιηκεναι μη δειν κωμῳδειν ἐξ ὀνοματος. — Petit handelt in

ſeinem Commentar. ad Leges Atticas, L. I. Tit. I. §. XXXVI. (in der Juriſpr. Rom. & Att. T. III. L. B. 1741. fol. p. 151 ff.) umſtändlich von dieſem Geſetze, welches ſo lautete: Μη κωμῳδειν ἐξ ὀνοματος. Nemini in Comoedia expreſſo nomine convicium facito. Es wird deſſelben auch beim Hermogenes περι ϛασεων (Sect. 13. p. 75.) gedacht; und beim Horaz in der Epiſtel an den Auguſtus, v. 145. ff.

Feſcennina per hunc inventa licentia morem
Verſibus alternis opprobria ruſtica fudit — —
— — — — — quin etiam Lex
Poenaque lata, malo quae nollet carmine quenquam
Deſcribi.

Vergl. die Epiſtel an die Piſonen, v. 281 ff. — Petit ſetzt die Abfaſſung und Einführung dieſes Geſetzes in die 97ſte Olympiade, weil nach derſelben Ariſtophanes ſeine Luſtſpiele, Kokalus und Aeoloſikon, geſchrieben habe, in denen, wie in der ganzen neuern Komödie, kein Chor vorgekommen ſey. Vielleicht aber iſt eher die zuletzt angeführte Stelle des Horaz, beſonders in den Worten:

— — — lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit ſublato jure nocendi,

mehr von dem ſpätern Uebergange der mittlern Komödie in die neuere, als der alten zur mittlern zu verſtehen, da man in der neuern auch das ἀυτοπροσωπως κωμῳδειν, oder die Aufſtellung wirklicher Perſonen unter fremden Namen, abſchaffte, welche die mittlere Komödie, zur Ausflucht des Geſetzes, ſich noch erlaubt hatte; obgleich Petit meint, daß auch die mittlere Komödie dieſe Aufſtellung nicht mehr gehabt habe, und ſich deshalb auf eine Stelle in den Excerpten des Platonius beruft.

Theodorus. Ein tragiſcher Schauſpieler zu den Zeiten des Ariſtoteles. Dieſer gedenkt ſeiner in dem ſiebenten Buche der Poetik, Kap. 17, wo er von der Gewalt der erſten Eindrücke redet. Auf dieſe, ſagt er, ſah ohne Zweifel Theodorus, wenn er nicht zulaſſen wollte, daß ein andrer Schauſpieler, wenn es auch einer von den allergeringſten geweſen wäre, vor ihm auf die Bühne treten durfte, ὡς οικειȣμενων των θεατων ταις πρωταις ἀκοαις, weil die Zuſchauer, was ſie zuerſt hörten, auch ſich zuerſt geläufig machten, ſo,

daß ſie das Nachfolgende, wenn es auch beſſer wäre, bloß dadurch, daß es anders ſey, befremde. — Ohne Zweifel war Theodorus ein Protagoniſt, das iſt, einer, der die erſten Rollen ſpielte; und, wenn die erſte Rolle das Stück nicht anfieng, ſo machte er ohne Zweifel unter der Maske auch die Nebenrolle, die es anfieng, um den Zuſchauer ſofort an ſeine Stimme und an ſeine Deklamation zu gewöhnen.

In dem Verzeichniſſe der berühmten Männer dieſes Namens, die Diogenes Laertius (L. II. §. 103. 104.) anführt, finden ſich zwei, wovon einer dieſer Theodorus ohne Zweifel geweſen iſt; der vierte nämlich, ȣ̔ το φωνασκικον φερεται βιβλιον παγκαλον, cujus fertur libellus de vocis exercitatione perpulcher; oder der zwanzigſte, ποιητης τραγωδιας. Jenes Werk würde ſich zu ſeinem Eigenſinne, auch den Vortheil des erſten Eindrucks bei der Deklamation mitzunehmen, ſehr wohl ſchicken. Doch kann er eben ſo wohl der letzte geweſen ſeyn; wenn nicht etwa beide eine und eben dieſelbe Perſon ſeyn ſollten. Denn wenigſtens nennt Aelian (Hiſt. var. L. XIV.

c. 40.) den Theodorus, welchen Alexander Pheräus die Aerope ſo rührend ſpielen ſah, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte, und daher aus dem Theater zu gehen für gut befand, gleichfalls τραγῳδιας ποιητην. Und da Alexander Pheräus ein Zeitverwandter des Ariſtoteles war, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſer Theodor eben der iſt, deſſen Ariſtoteles gedenkt. — Menage, in ſeinen Anmerkungen zum Diogenes Laertius, führt aus dem Heſychius eine Stelle an, in welcher eines komiſchen Schauſpielers oder komiſchen Dichters gedacht wird, der den Zunamen Πελεθοβαψ geführt habe. (Was das heiſſen ſoll, verſtehe ich nicht, und müßte die Stelle in der neuen Ausgabe des Heſychius nachſehen.) — Seines Grabmals gedenkt Pauſanias, (L. I. c. 37.) und ſagt dabei, daß er für den beſten tragiſchen Schauſpieler ſeiner Zeit ſey gehalten worden. — Von ſeiner Frau ſ. Plutarch, (L. IX. Sympoſ. Quaeſt. 1.) Auch gedenkt derſelbe ſeiner in dem Buche vom Eigenlobe, daß er zu dem komiſchen Schauſpieler Satyrus ge-

ſagt habe, es ſey nicht zu bewundern, wenn man die Zuſchauer zum Lachen, wohl aber wenn man ſie zu Thränen und zum Weinen bewege.

Diogenes Laertius in dem Leben des Ariſtippus (L. II. c. 8. §. 19.) führt zwanzig Perſonen an, die den Nameu Theodor geführt haben. Vermuthlich iſt der zwanzigſte der hier gemeinte, wie auch Lorenzo Craſſo (Iſtoria de' Poeti Greci, p. 502;) annimmt. — Aelian ſetzt in der angeführten Erzählung noch hinzu: Alexander, ein Fürſt der Pheräer, habe ſich hernach beim Theodor entſchuldigt daß er nicht aus Geringſchätzung weggegangen ſey, oder um ihn zu beſchimpfen, ſondern weil er ſich geſchämt habe, durch eines Schauſpielers Leiden ſo gerührt zu werden, und bei dem Elende ſeiner Unterthanen ungerührt zu bleiben. Eben dieſe Erzählung findet man beim Plutarch, de fortuna Alexandri Or. II. und in der Lebensbeſchreibung des Pelopidas; nur daß da die Trojanerinnen des Euripides als das Trauerſpiel genannt werden, welches dieſe Wirkung hervorbrachte, und daß der Name des tragiſchen Schauſpielers nicht ausdrücklich genannt iſt.

Der Artikel beim Heſychius iſt folgender: Πελεθοβαψ. Θεοδωρος ὁ Κωμικος ὁ ὑποκριτης ὗτως ἐπεκαλειτο. τινες δε ποιητην αὐτον φασι γεγονεναι. In der neueſten und beſten Ausgabe des Heſychius von Joh. Alberti (L. B. 1766. 2 Voll. fol.) T. II. col. 904, finde ich dazu folgende Noten: 24) Πελεθοβαψ. Ex πελεθοβαφος. *Guyet.* vel pro σπελεθοβαψ. G. Vid. v. Ὀγκοπελεθιαν, v. Πελλια, et H. Steph. *Ind.* v. Πελεθος. 25) ὁ Κωμικος inſertum. Vid. *Perizon.* ad *Aelian.* V. H. p. 917. et *Menag.* in *Diog. Laërt.* II. 104. Bei dem Worte πελλια ſetzt Heſychius σπελεθοι. Und wenn alſo πελεθοβαψ ſoviel iſt als σπελεθοβαψ, ſo hieße es wohl ſo viel als Anſchwärzer.

Tragiſche Subjekte.

I.

„In Gothia meridionali ſpectantur duo tumuli, ingentibus ſaxis, cipporum loco, impoſita habentes duorum *fratrum* corpora, quibus ab auſpice in prima adoleſcentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declina-

turi peregrinationem ad remotiſſimas contrarias orbis partes ſuſcepere. In extrema ſenecta demum in patriam reverſi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiiſſe ſperaret, non procul ab oppido Jonaco ſibi invicem occurrunt ignoti, et ſalute ultro citroque dicta et accepta ſub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipſi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt, animamque trahentes et fratres ſe agnoſcentes, in mutuis amplexibus expirarunt.“ *Olaus* de Ritib. ſeptentr. c. 31.

2.

„Miles quidam, cum occiſo ſpolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit, ac deteſtatus bella civilia, ſemet ipſum ibi perimens fraterno corpori adjunxit.“ *Auguſtin.* de Civit. Dei, L. II. c. 25.

Hoc contigit, cum Cinna et Marius infeſta ſigna ad urbem ducerant, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. *Livius*, L. 79. *Valer. Max.* L. V. dicit, militem Pompejanum occidiſſe fratrem, qui

erat in exercitu Sertorii. *Livius* pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque poteſt; nam exercitus omnes fere erant Cinnae. V. *Coquei* Comment. ad l. c.

3.

Tragiſche Subjekte, die ich zum Theil entworfen, zum Theil ſchon auszuarbeiten angefangen habe, ſind: Fauſt, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4.

Mathildis, eine Schweſter Edgar's, Königs von Schottland, hatte ſich dem Kloſterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt ſie zur Gemahlin. Sie weigert ſich. Endlich wird ſie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als ſie ſah, daß ſie ihr Gelübde der Keuſchheit brechen mußte, verwünſchte ſie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geſchichte ſagt, daß dieſer Wunſch eingetroffen ſey. *Zwingl.* Theatr. Vitae, p. 188.

5.

Die Demoſtraten, beim Plutarch, wären ein tragiſcher Stof, wie die Horazier. Sie ſtritten wider den Kritolaus und ſeine

zwei Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit zwiſchen ihren Landesleuten, den Phenäern und Tegäern gedauert hatte.

6.

Wenn man das tragiſche Ende Karls I. Königs von England unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, ſo könnte man am beſten die ähnliche Geſchichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von ſeinen Unterthanen der königlichen Würde entſetzt, und hingerichtet wurde. S. Hiſtoire moderne, T. III. p. 78; oder des de l'Isle Relat. Hiſt. de Siam.

7.

Dahomira, Gemahlin des Königs Wratislaus von Böhmen, würde eine gute tragiſche Heldin ſeyn. Ihr Haß gegen das Chriſtenthum, und gegen ihren älteſten Sohn, weil er zu gut Chriſt war; die Ermordung dieſes Sohnes von ſeinem Bruder Boleslaw, die auf ihr Anſtiften geſchah; die Tradition, daß ſie in Prag lebendig von der Erde ſey verſchlungen worden, ſind lauter Umſtände, die Quellen des

Schreckens und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

8.

Epponina, des Sabinus Gemahlin, unter dem Kaiſer Veſpaſian, lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle. Beide aber wurden von dem Kaiſer doch zuletzt umgebracht. S. *Plut.* in Eroticis, der ſie Empone nennt. *Tacit.* Hiſt. L. IV.

9.

Cinnadon, ein junger Spartaner, und deſſen Verſchwörung gegen die Ephoren, aus bloßem Ehrgeize, keinen über ſich zu wiſſen. *Ariſtot.* Polit. L. V. c. 7. *Xenoph.* Hellen. L. III.

Ueber die unter Nr. 3 angeführten tragiſchen Subjekte ſehe man die Vorreden zu den beiden Theilen von Leſſing's Theatraliſchem Nachlaß, und die Bruchſtücke der drei erſtern, nebſt andern, im zweiten Bande deſſelben.

Troja. Man bildet ſich gewöhnlich ein, daß die Griechen, nachdem ſie Troja zerſtört

hatten, ſämtlich wieder heimgereiſet wären, ein Jeder nach ſeinem Lande. Ovid hingegen nimmt ſehr wahrſcheinlich an, daß eine griechiſche Kolonie da geblieben ſey, wenn er die Penelope an den Ulyß ſchreiben läßt: (Heroid. Ep. I. v. 51.)

Diruta ſunt aliis, uni mihi Pergama reſtant;
Incola captivo quae bove *victor* arat.

Es möchte wohl vergeblich ſeyn, über dieſen vom Ovid als wahrſcheinlich vorausgeſetzten Umſtand irgend eine hiſtoriſche Aufklärung zu hoffen. Der gewöhnlichen Angabe nach, die auch vom Herodot, Thucydides und Juſtin beſtätigt wird, wurde die Seeküſte achtzig Jahr nach Troja's Eroberung, von griechiſchen Kolonien angebauet, und die innern Theile unterwarfen ſich der wachſenden Macht der Lydier, deren Waffen ſich über die ſämtlichen ſchönſten Provinzen von Kleinaſien verbreiteten, und ſie eroberten. S. Giellies's Geſch. von Altgriechenland, Ueberſ. Th. I. S. 54. — Eine Stelle beim Lukan (Pharſal. L. IX. v. 959 ff.) ſcheint freilich das Gegentheil von dem zu ſagen, was Ovid vorausſetzte:

Jam ſilvae ſteriles & putres robore trunci
Aſſarici preſſere domos, & templa deorum
Jam laſſa radice tenent; ac tota teguntur
Pergama dumetis; etiam periere ruinae.

In dem letzten angef. Verſe Ovid's lieſt Heinſius *accola* für *incola*.

V.

Venedig. Die jährliche Vermählung des dortigen Dogen mit dem Meere iſt bekannt. Apoſtolius (Proverbior. Cent. I. 54.) erzählt, daß die Venetianer ſonſt auch eine ähnliche Verbindung mit den Dohlen eingegangen, damit ſie ihren Saaten nicht ſchaden ſollten. Ob man in Venedig noch dieſe Gewohnheit hat? oder warum ſie abgekommen iſt?

Venusſeuche. Ich kann beweiſen, daß die Venusſeuche eher in Spanien graſſirt hat, als man gemeiniglich annimmt; nämlich weit eher, als Columbus zum erſtenmal aus Amerika zurückkam; und dieſes zwar aus einem Briefe des Petrus Martyr.

Sonſt

Sonſt, denke ich, pflegen die Arzneigelehrten auch anzunehmen, daß die Gonorrhöe, welche den Alten bekannt geweſen, nicht ſo bösartig, und daher mit der veneriſchen Gonorrhöe gar nicht zu vergleichen müſſe geweſen ſeyn. Indeß finde ich beim Firmikus (L. VI. Matheſeos, I. de vi et poteſtatibus ſtellarum,) gonorrhoicas mortes, und auch L. II. eines dadurch verurſachten Todes erwähnt. Eine Folge des unveneriſchen Saamenfluſſes möchte aber der Tod wohl nicht ſeyn können.

Wäre nicht auch die Krankheit des Kaiſers Juſtinian in Betracht zu ziehen, welche Prokopius (Anecd. p. 16, edit. Alem.) eine ſehr ſchwere Krankheit nennt? Denn wie Metaphraſtes in vita S. Sampſonis Patricii Romani, a quo adhuc vivo mirifice Juſtinianus ſanatus eſt, ſagt, ſo war dieſe Krankheit an den Schamgliedern, und beſtand aus Geſchwüren in der Blaſe: των αιδοιων αυτῳ πονηρως εχοντων, και της κυςυος ἑλκει χαλεπῳ κακοθεισης, pudendis vitio affectis, et graviter ulcerata veſica. V. Notae hiſt. *Alemanni*, p. 8.

Auch wäre zu unterſuchen, worin eigentlich die peſtis inguinaria beſtanden habe, die unter Pelagius dem zweiten Biſchofe zu Rom ums J. 580 herrſchte? Pelagius ſtarb ſelbſt daran. V. *Dreſſerus*, p. 2.

Ueber die Geſchichte und Entſtehung der Luſtſeuche in Europa war L. ſchon längſt Willens eine beſondre Unterſuchung anzuſtellen; er gab aber dieſen Vorſatz auf, als er erfuhr, daß Hr. Dr. Hensler gleichfalls damit umgieng, und, wenn ich nicht ſehr irre, theilte er dieſem ſeinem würdigen Freunde ſeine bisher angeſtellten Unterſuchungen mit. Jetzt iſt, wie bekannt, von dieſes ſehr ſcharfſinnigen und erfahrnen Arzneigelehrten Geſchichte der Luſtſeuche, die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Europa ausbrach, der erſte Band zu Altona, 1783. 8. und des zweiten Bandes zweites Stück, zu Hamburg, 1789. 8. letzters auch unter dem eignen Titel: Ueber den Weſtindiſchen Urſprung der Luſtſeuche, herausgekommen. Noch weitläuftiger, und reich an gelehrten Unterſuchungen, iſt Hrn. Dr. Chriſtoph Girtanner's Abhandlung über die veneriſche Krankheit; Göttingen,

1788. 89. 3 Bände 8. Beide Schriftſteller ſind über dieſen Gegenſtand in einen gelehrten Streit gerathen, der vermuthlich zur größern Aufklärung der ganzen Sache beitragen wird. Unter andern werden auch die Nachrichten des Petrus Martyr, auf die ſich Leſſing beruft, von beiden näher geprüft. Man vergl. die Allg. Litteraturzeitung v. J. 1789, Nr. 308 und 309, wo am Schluß der Rezenſion aus der ganzen Sache, ſo wie ſie jetzt liegt, folgende Reſultate gezogen werden: 1) Daß die Luſtſeuche in Europa erſt ſeit 1495 bekannt ſey, muß man zur Zeit ſo lange für gewiß annehmen, als das höhere Alterthum derſelben noch nicht durch zuverläſſigere Gründe, als bisher geſchehen, erwieſen iſt. 2) Gewiß iſt es, daß die Luſtſeuche 1496 auf Hiſpaniola geherrſcht hat. 3) Unerwieſen aber iſt es noch zur Zeit, daß ſie im Jahre 1493 bei Columbus erſter Rückreiſe von dieſer Inſel nach Europa ſey gebracht worden.

Vettori. Seine *Diſſertatio Glyptographica*, ſ. Gemmae Duae Vetuſtiſſimae, emblematibus et graeci artificis nomine inſignitae, quae extant Romae in Muſeo

Victorio, explicatae et illuſtratae, iſt zu Rom 1739 in 4. gedruckt, und enthält 32 Kapitel:

1. *De praeſtantia ſculpturae gemmarum antiquarum.* Da er die Edelſteine nennt, auf welche die Alten geſchnitten, ſetzt er hinzu: Adamas quoque, ceteris excellentior atque duriſſimus, occurrit quandoque impreſſa imagine ſuſpiciendus. (p. 1.) Aber ohne ein Exempel anzuführen.

Er gedenkt des Mneſarchus, des Vaters des Pythagoras, den Laertius δακτυλιογλυφον nennt, und meint, er ſey ein Edelſteinſchneider geweſen. Pythagoras ſtarb als ein achtzigjähriger Mann in der 77ſten Olympiade; und um dieſe Zeit, wie ich in den Antiquariſchen Briefen gezeigt habe, wurden die Petſchaftringe von geſchnittenen Steinen erſt in Griechenland bekannt. Folglich kann der Vater des Pythagoras wohl kein Edelſteinſchneider geweſen ſeyn, ſondern er wird nur Siegelringe gemacht haben, etwa von Metall. Man ſehe indeß die Stelle des Apulejus unter Gemmen.

2. *Qui primi gemmas inciderunt.* Auch Vettori ſagt gerade wie Klotz: gemmas autem vetuſtiſſimi hominum ſcalpſerunt Aegyptii, poſt illos Etruſci, denique Graeci, ac demum Romani. Er giebt ein alphabetiſches Verzeichniß aller alten Steinſchneider aus dem Werke des Stoſch, und fügt die bei, die Gori hernach entdeckt hat. S. oben den Art. Gemmen.

3. *De Aulo, gemmarum ſculptore, & de gemmis ab eo inſculptis.* Außer den fünfen, welche von dieſem Künſtler in dem Stoſchiſchen Werke vorkommen, und von denen ſich zwei auch im *Muſ. Florent.* finden, nennt Gori (T. II. p. 10. Claſſ. 1.) einen ſechſten, anaglyptici operis Chalcedonio exciſi, quod in Muſeo Capponio Romae adſervatur. Ein ſiebenter iſt der, deſſen Joh. Faber in den Commentariis ad Imagines Virorum Illuſtrium, p. 67, gedenkt, worauf ein Kupido, der einen Schmetterling an einen Baum ſpießt, befindlich iſt. Aber Faber nahm den Namen Aulus für den Vornamen

des Brutus. — Der achte endlich iſt der, den Vettori hier beſchreibt.

4. *Deſcriptio gemmae Muſei Victorii ab eodem Aulo caelatae.* Eine ſitzende Venus, die auf dem erſten Finger der rechten Hand ein Stäbchen im Gleichgewichte hält, nach welchem ein Amor aufſpringt, um es mit beiden Händen zu erhaſchen. Darunter ſteht AΥΛΟC. Der Stein iſt ein Achat.

5. *De Achate gemma, qua uſus eſt Aulus. Veterum opiniones recenſentur circa hanc gemmam.* Die Farben dieſes Achats ſind ſehr matt: abſumto enim igne cadavere, quocum in antiquo ſarcophago reperiri contigit a. 1735, annulus quoque cum pretioſo lapillo ſemiuſtus fuit. Doch iſt er nicht ſo verdorben, daß man nicht jetzt noch damit ſiegeln könne.

6. *Uſus ac conſuetudo comburendi gemmas una cum cadaveribus mortuorum expenditur ac illuſtratur.* Es wird dieſer Gebrauch vornehmlich aus einer Stelle des Properz (L. IV. El. 7.) erwieſen, wo von der verſtorbenen Cynthia geſagt wird:

Et ſolitum digito Beryllon adederat ignis.

7. *Diſquiritur conditio antiquae gemmae poſſeſſoris. Quid indicent Veneris imagines in gemmis inſculptae, aperitur.* Auch Vettori hält hier die Daktyliotheken beim Plinius für Sammlungen von geſchnittenen Steinen.

8. *De inauribus, ab Aulo, gemmae ſculptore, Venere tributis.* Er glaubt mit dem Buonaroti: quod foeminarum imagines, cujuscunque ſint ordinis, ideo inauribus, et nonnullis aliis ornamentis, priori aetate omnino deſtituantur, licet ipſae, dum vitam viverent, iisdem continuo uterentur. Conſuetudo etenim percrebuerat, deabus tantum, quas putabant, notam fortaſſe ſingularem, inaures, aliosque muliebres ornatus, tribuere. Er glaubt daher ſogar, daß beim dü Cange und Banduri, wo dergleichen Ohrgehenke an ſterblichen Weibern zu ſehen ſind, ſie ein Zuſatz des Abzeichners wären. Aber das ganze Vorgeben iſt, wie ich glaube, falſch, welches auch Winkelmann irgendwo ſchon erinnert hat.

9. *De monili, Veneri circa collum appoſito.* Nach dem Iſidor (Origg. L. XIX. c. 31.)

kömmt *monile* a *munere*, und es werden omnia ornamenta matronarum, quicquid illis muneri datur, darunter verſtanden. Doch wird monile e gemmis für einen Halsſchmuck für Pferde gebraucht: *Sueton.* in Calig. c. 55.

10. *De armillis circa manus et brachia, Veneris imagines honeſtantibus.*

11. *Ancillae, quae inaures, armillas, monilia, aliaque ornamenta muliebria ſervabant, quomodo dicerentur a veteribus.* Sie hießen *ſarcinatrices, a mundo muliebri, a monili, ab armillis*, u. ſ. f. Sie ſind unterſchieden von den ornatricibus und ancillis ab ornamentis.

12. *Eadem ornamenta in ſacris imaginibus a Chriſtianis uſurpata; et quare?*

13. *Deſcribitur vas vitreum Muſei Victorini, in quo mulier ſpectatur in Elyſiis, et ejus ornamenta indicantur.*

14. *Aliud vas vitreum antiquum ejusdem Muſei, in quo imagines ornatae monilibus ſunt expreſſae.*

15. *De baccis ſive floſculis propendentibus ab extremitatibus pallae ſeu veli, quo Venus in*

gemma obducitur in inferiori parte. Er merkt davon weiter nichts an, als daß dieſe Büſchel oder Flocken auch an den Kleidern der Hetrurier in *Dempſteri* Etruria Regali und *Gorii* Muſeo Etruſco zu ſehen ſind.

16. *De ludo, quam ludere videtur Venus in gemma, aliisque nonnullis ludis puerilibus veterum, ab Philoſophis, Regibus, Imperatoribus & Diis gentium uſurpatis.* Gerade von dem Spiele, mit welchem ſich Venus hier die Zeit zu kürzen ſcheint, von dem Balanciren, findet man bei alten Schriftſtellern nichts. Dagegen aber von andern, z. B. de ludo digitorum, welches Nonnus (Dionyſ. L. 33.) den Hymenäus und Kupido mit einander ſpielen läßt: quem ludum *Cicero* et *Varro* dixerunt: *micare digitis*, h. e. *digitis ſortiri*, ut obſervat *Nonius Marcellus* in Libro de Proprietate Sermonum. Noſtra aetate in Italia vulgus appellare conſuevit *la Morra.*

17. *Quid Aulus indicare voluerit per hanc ludi ſpeciem in figura Veneris?* Er ſagt: librata Veneris indice et circumducta, ne capiatur ab avido Amore virga, ludum videtur

exprimere, quo illum induſtria et conatu adſequens, imperium in amantem, ſeu poteſtatem, quae per virgam indicatur, praemii loco accipiat.

18. *Quare veteres ethnici ludos conſulerent, ac ſaepe in gemmis exprimerent, inveſtigatur.* Er meint, um ſich zum Vergnügen und zur Freude dadurch aufzumuntern.

19. *Exponuntur nonnullae veteres inſcriptiones, quae de officio* a voluptatibus *meminerunt.* Sie heißen auch a rationibus voluptatis, und ſcheinen die Beſorgung aller Ergötzlichkeiten der Herren über ſich gehabt zu haben. Unter den ſpätern Kaiſern kommen ſogar tribuni voluptatum vor.

20. *Vetuſtus alius titulus illuſtratur.* Unter den Aufſchriften in dem gemeinſchaftlichen Grabe der Freigelaſſenen und Knechte der Livia Auguſta befand ſich auch eine auf einen Amianthus, der Liviae ad Venerem heißt. Dieſes haben einige erklärt: qui Liviae fucum pararet, et ea quae ad venuſtatem oris affectandam conducunt; und anders. Er aber erklärt es aus dem Bianchini und Gori,

welche beide gedachtes Grabmal erläutert haben, pro Aedituo Liviae templo Veneris addicto.

21. *In antiquis gemmis myſteria frequentiſſime occultantur.* Er erläutert dieſes an einem alten Karneol, worauf ein Todtenkopf, ein rundes Brodt, ein prächtiges Halsband, und totus talorum ludus, vier Knöchel, die die Alten ſtatt der Würfel brauchten; und meint, daß darin die Ermunterung ausgedrückt ſey: Ergo vivamus, dum licet eſſe bene!

22. *Gemma ab Aulo ſculpta, ſaepe ab aliis antiquis ſculptoribus eodem typo repetita.*

23. *De caelatura inferioris aevi pertinente ad illuſtrationem gemmae Victorianae.*

24. *Sculptores complures, qui gemmas inciderunt aevo inferiori, in obſcuro.* S. den Artikel Gemmen, Nr. VI.

25. *Georgius Vaſarius laudatur, qui ab eo memorantur caelatores, indicantur, aliique proferuntur in lucem.* Ebendaſ.

26. *De ſculptoribus gemmarum noſtra aetate florentibus.* Ebendaſ.

27. *De Auli gemma, eodem typo a recentioribus iterato inſculpta*, aliorumque veterum gemmarum caelaturis, ab iisdem ſaepe repetitis, et earum maxime, quae antiquorum ſculptorum nominibus inſignitae ſunt. — Natter kopirte im J. 1736 dieſe Venus des Vettori, und machte eine Danae daraus, die mit der ausgeſtreckten Hand den goldnen Regen erwartet. Natter ſelbſt erzählt das in der Vorrede ſeines Werks; aber er leugnet, daß er den Namen Aulus deswegen auf ſeinen Stein geſetzt habe, um ihn deſto theurer zu verkaufen, welches ihm Vettori hier Schuld giebt.

28. *De modo caelandi gemmas. Veteres uſos eſſe microſcopio, ſive lente vitrea, demonſtratur.* Aus dieſem Kapitel ſehe ich, daß Chriſt's Meinung von der Diamantſpitze ihm gar nicht eigen geweſen ſey. Sie gehört dem Vettori, der es ſogar beſchreibt, wie mit der Diamantſpitze gearbeitet worden, und es ohne Zweifel von Künſtlern ſelbſt geſehen hatte. Gemmarum caelatores, ſchreibt er S. 100, ad eas incidendas vel *Adamantem* vel *Ro-*

cam adhibere ſolent. Siquidem in ſummitate ſtyli ſive axiculi, qui ferreus eſt, tenuis, nec palmarum longitudinem adſequitur, ſcobem ſive fruſtulum adamantis ita componunt, ut moveri nequeat, dum opus ſculpturae perficiunt, quod agunt, ſola cuſpide adamantis gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt, et ſmiridis pulvere inficiunt gemmam, ſicque juvant adamantem. De his fragmentis inquit *Plinius*: Expetuntur etc. et *Marbodus*:

Hujus fragmentis gemmae ſcalpuntur acutis.

Hierauf beſchreibt er die Art und Weiſe mit dem Rade, wobei er auch den Mißbrauch anmerkt, die eiſernen Inſtrumente, welche in das Rad geſetzt werden, das Rad zu nennen: Invaluit vero per abuſum conſuetudo, *rotas* appellare (quas dicunt etiam *rotini*) ferreos quosdam parvulos ſtylos, non chalybeos, neque igne temperatos, *etc.* Und wenn er ſagt, daß die Steine an einen Handgrif gekittet werden müßten, um ſie bequem an das

Rad zu halten, ſo ſetzt er hinzu: idem omnino firmandae gemmae modus in uſu eſt, ſi *adamantem*, non *rotas*, abhibeat. — Hierauf ſagt er, wie nöthig zu dieſer Arbeit das Vergrößerungsglas ſey. *) — — —

29. *De gemma, a* Quinto Alexa *inſculpta, quae Achillem exhibet armis inſtructum. Item de Sardonyche.* Dieß iſt die zweite Gemme, die in dieſem Werke erläutert wird. Auf der Area ſteht in drei Linien Κοιντος Ἀλεξα ἐποιει. Gori, im *Muſ. Flor.* hatte dieſes Steins ſchon erwähnt. — Zuletzt ſagt Vettori, daß die Alten am liebſten lebhafte und kriegriſche Leute und Thaten auf den Sardonyx geſchnitten hätten, weil ſie in der Meinung geſtanden, dieſer Stein habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, und Muth einzuflößen. — Quod Achillem, ut ipſi putabant, potiſſimum deceret Sardonyche, et pariter eos omnes, qui res bellicas tractant, vel bel-

*) Was Leſſing wider dieſe Meinung hier erinnert, übergehe ich, weil er von dem allen ſchon in ſeinen Antiquariſchen Briefen Th. II. S. 106 ff. Gebrauch gemacht hat. E.

licis negotiis adſueſcunt. Dieſer Stein iſt aber eigentlich nur ein Fragment, auf welchem bloß die Beine des Mars und die Schrift ſichtbar ſind; das Andre iſt von einem neuen Künſtler ergänzt worden.

30. *De Ocreis, quibus Achilles indutus eſt circa tibias.* Feſtus (de verb. ſignif.) ſagt: *Ocrem* antiqui montem confragoſum vocabant — unde fortaſſe etiam *ocreae* ſunt dictae inaequaliter tuberatae. Jenes alte Wort *ocris* hat mit unſerm deutſchen Hocker, welches nicht bloß einen Buckel, ſondern auch einen Berg bedeutet, die vollkommenſte Gleichheit. Friſch hat es nicht gekannt, ſondern leitet Hocker von hoch ab.

31. *De nomine Quinti Alexae. Disquiritur, an aliqui ſculptores a Plinio memorati artem quoque inſculpendi gemmas calluerint.* Plinius gedenkt eines Alexa, eines Bildhauers aus der 87ſten Olympiade, welcher ein Schüler Polyktet's war; und da dieſer letztere unter den alten Steinſchneidern vorkomme, und Plinius ſelbſt von ihm ſage, daß er kleine Werke gearbeitet habe, ſo, meint er, könne

ſein Schüler Alexa gar wohl der Meiſter dieſer Steine geweſen ſeyn. Aber alsdann möchte ich nur fragen: Wie kam er zu dem Vornamen Quintus, welcher lediglich ein römiſcher Name iſt?

32. *De inaequalitate, quae in averſa parte utriusque gemmae illuſtratae, et aliquando in plerisque aliis antiquis gemmis caelatis obſervatur.* Dieſes Kapitel verdient, daß ich es ganz abſchreibe:

„Utramque gemmam, a nobis hacte-
„nus illuſtratam, rem obſervatione digniſ-
„ſimam, nec tamen ad hanc diem obſer-
„vatam, continere deprehendimus, quum
„partes caelaturae oppoſitas inſpexerimus.
„Superficies enim poſtica unius, alte-
„riusve, maxime laevigata et expolita
„eſt; verum alicubi tuberata, atque etiam
„excavata. Illud autem nonnulli contem-
„plantes, incuriae vel negligentiae vete-
„rum ſcalptorum facile tribuere non ve-
„rentur; ita ut, ſi qua hujus operis anti-
„qua gemma caelata in manus eorum in-
„ciderit, qui aureis annulis ad ornandos
„digi-

„digitos ſolummodo inſerere ſtudent, vel „pro ſigillis ad horologia adpenſis utuntur, (ut noſtri aevi fert uſus, caetera „non improbandus,) averſam partem vel „complanare ſtatim faciant, vel obduci „imperent artificibus, ornato flexilibus „cauliculis, et maeandris, vel ex auro „puro, vel encauſticis aureo operculo, „ut vitium vetuſtarum gemmarum, quod „ipſi putant, ſive emendent, ſive emendaſſe videantur. Res autem non ita „ſe habet: etenim ſolertiſſimi hominum „fuere, qui gemmas inciderunt, atque „eas ſuo nomine ſignarunt, quod vel ex „noſtra diſſertatione ſatis ſuperque licet „intelligere, ſi conſideretur quam minimus eorum numerus, qui hanc ſpartam „adornarunt, cap. 2 deſcriptorum. Igitur „id omnino verſantes, ac ſaepenumero „hujusmodi gemmas, in altum elatas, „contra lucem inſpicientes, novimus, „atque in eis animadvertimus, non ſine „admirationis nota, maximam coloris „aequabilitatem; adeo ut eodem colore

„transluceat imago inſculpta, quo pariter
„area transparet; quod inventum, et
„pulchrum viſu, et commendabile ac
„ſuſpiciendum eſt. Hinc argumentum
„rectumque judicium proferri licet, quam
„profunde lateque omnes artis receſſus
„ac praeſtantiam callerent iidem ipſi gem-
„marum caelatores, quos ſummos viros
„appellare non dubitamus; et eas gem-
„mas, quae peculiari hoc raritatis ſpeci-
„mine diſtinguuntur (demto *verſatilis rotae*
„periculo, qua male feriati et imperiti
„homines cunctas indiſtincte expolire,
„laevigare et complanare ſolent) in po-
„ſterum maximi faciendas eſſe cenſemus.
„Quo monito, uti ſpectabiliores hac no-
„ſtra aetate et inſequentibus omnes ve-
„tuſtae caelaturae fiant, magno rei anti-
„quariae bono, atque emolumento, feli-
„citer auſpicamur."

Dieſer lange Artikel iſt zwar faſt durchge- hends nur Excerpt; indeß habe ich ihn mit auf- genommen, weil die Abhandlung des Vettori ſelbſt in den Händen weniger Leſer ſeyn wird,

und das, was L. hier und da angemerkt hat, doch nicht ſo ganz unerheblich iſt.

Von dieſer Abhandlung des Cav. Franceſco Vettori ſehe man auch den Mariette, Tr. des pierres grav. T. I. p. 264, wo er von den Lebensbeſchreibungen berühmter Steinſchneider redet, welche Vaſari im zweiten Bande von der Wiederherſtellung der Kunſt an, bis ungefähr 1568 geliefert hat, und dann fortfährt: Mr. le Chevalier *François Vettori*, qui a pris la plume en 1739, pour ſuivre ce que *le Vaſari* avoit commencé, continue cette hiſtoire juſqu'à nos jours. On s'apperçoit aiſément que les mémoires lui ont ſouvent manqué; ce morceau, dans ce qu'il préſente, eſt néanmoins curieux, & mérite d'être lû: il eſt amené preſque ſans deſſein, dans cette diſſertation latine ſur les pierres gravées, que j'ai annoncée il n'y a qu'un moment, (p. 263) & dans laquelle l'Auteur paroît s'être uniquement propoſé l'explication de deux pierres gravées de ſon cabinet. L'une de ces pierres, dont je donnerai dans la ſuite une déſcription plus détaillée, avoit été trouvée à Rome parmi des cendres dans un ſépulcre, en 1735. Elle portoit les marques d'avoir été brulée avec le corps

de celui, à qui elle avoit appartenu; on y liſoit le nom d'un ancien artiſte déjà connu par d'autres ouvrages: le travail en étoit très-délicat; de toutes ces preuves réunies, il en réſultoit, que la gravure etoit véritablement antique, & M. *Vettori* faiſant ſur cela ſes reflexions, gémit de la friponnerie des Brocanteurs, qui trèsſouvent vendent aux curieux des copies modernes pour des originaux antiques, & qui pour les accréditer davantage, y font mettre encore des noms Grecs; car depuis quelque tems ces ſortes de noms ſur les pierres gravées ſont devenus fort en règne. Mais quelque mauvaiſe que ſoit cette ruſe, & quoiqu'elle ne ſoit ni permiſe, ni excuſable, ceux qui veulent être trompés, en ſe laiſſant ſéduire par des inſcriptions qui n'ajoûtent rien à la bonté d'un ouvrage, méritent de l'être, & ne ſont point à plaindre. — Die verſprochne Beſchreibung der einen Gemme liefert Mariette p. 415 ff. und ſagt von der Abhandlung des Vettori: il eſt entré dans des détails fort curieux ſur l'art de la gravure en pierres fines, qu'on ne trouve point ailleurs; und S. 416: *cette diſſertation* contient l'hiſtoire des graveurs modernes en Pierres fines, & le manuel de la gravure.

Aeneas Vico. Landringer in ſeiner Diſſ. in Onychem Alexandri M. ſagt: *Aeneae Vici* Monumenta ex gemmis et cameis a *Joanne Domenico de Rubeis* promulgata, apologismo accurato indigent. — Ich kann nicht erfahren, was für ein Werk dieſes iſt.

Enea Vico, der um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts lebte, iſt durch ſeine numismatiſchen Werke, die man in *Hirſchii* Biblioth. Numar. p. 134 f. verzeichnet findet, bekannt genug. Füeßlin, der von ihm als Künſtler redet, ſagt unter andern, daß man auch 34 Blätter von antiken geſchnittenen Steinen unter ſeine Werke zähle, deren jedoch Baſan, in ſ. Dict. des Graveurs, auf den ſich F. deswegen bezieht, nicht erwähnt, ſo wenig ich in dem gleichfalls von F. angezogenen Teiſſier das Verzeichniß von Vico's Werken auffinden kann. Jene Blätter wären es denn wohl gewiß, die Landringer meinte. Die Stiche wären wohl ohne Zweifel von Vico ſelbſt; und de Rubeis oder Roſſi, der ſie herausgegeben, vermuthlich eben der Kunſthändler, der die Gemme antiche figurate des Maffei beſorgte.

Violine. Leonardo da Vinci war zu ſeiner Zeit ein treflicher Violiniſt, und ſtand ſogar als ſolcher bei dem Herzoge zu Mailand, Lodovico Sforzia, in Beſoldung. In ſeinem Leben aber, welches ſeinem Werke von der Mahlerei vorangeſetzt iſt, leſe ich etwas, das mir ſehr beſonders vorkommt; nämlich, daß Vinci, um bei ſeiner Muſik einen hellen Ton zu erlangen, ſich eine Geige von Silber, wie einen Pferdekopf, machen laſſen, und damit alle andre Violinſpieler übertroffen habe.

Beim Vaſari heißt dieß Inſtrument eine Art von Leier, die er ſelbſt erfunden habe; und dieſer Ausdruck wird von den Italiänern ſo allgemein gebraucht, daß man eben ſo gut eine Laute, oder Mandoline, und dergl. darunter verſtehen kann. Eine Violine, wie die heutige, war es, auch die Form abgerechnet, wohl gewiß nicht, da dieſelbe höchſt wahrſcheinlich nicht früher, als zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, erfunden iſt. Die Viola oder Bratſche, von der jenes Wort ein Diminutiv iſt, war ſchon früher da. S. *Hawkin's* Hiſt. of Muſic, Vol. IV, p. 116 und 340 ff. — Die Frage wäre nur noch,

ob das Inſtrument des Leonardo da Vinci dadurch, daß es von Silber war, einen hellern Ton erhalten habe, als wenn es aus Holz geweſen wäre. Wenigſtens gedenkt Baron in ſ. Unterſuchung der Laute (Nürnb. 1727. 8.) einer Laute, die Jemand in Paris will geſehen haben, welche von gediegnem Golde, und 32000 Thaler werth geweſen; und ſetzt hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die Standesperſon, oder der Maitre, wer er iſt, mehr galant als kunſterfahren geweſen ſey, weil ſich ſolches Inſtrument mehr zum Anſehen, als zum wahren Gebrauch geſchickt hat.“ Eine Laute, deren Körper von gediegnem Kupfer war, ſah Baron in Leipzig, und fand, daß ihr Ton mehr mit dem Klange eines alten Hafens oder Topfes, als mit dem wahren Lautenklange überein kam.

Virgil. Es iſt in der That keine geringe Ungereimtheit, wenn Virgil (Aen. I. v. 271.) den Jupiter zur Venus ſagen läßt:

At puer Aſcanius, cui nunc cognomen Julus
Additur, (Ilus erat, dum res ſtetit Ilia regno.)

Die Großmutter ſollte das nicht gewußt haben? — Sollten dieſe Dinge aber auch die Leſer er-

fahren, ſo hätte ihnen der Dichter wohl einen ſchicklichern Ort ausſparen können. — Ich nehme dieſe Kritik von einem Mitgliede der Athenian Society, der des Ruäus Ausgabe vom Virgil recenſirt. (S. The Young Student's Library, p. 466.) Aber wenn er hinzuſetzt, er ſcheine hier dem Homer nachgeahmt zu haben, welcher, um ſeine Leſer von den Gebräuchen der Götter zu unterrichten, den Jupiter zur Thetis reden laſſe, als ob ſie es eben ſo wenig, wie die Sterblichen wiſſe, daß alles, wozu er mit ſeinem Haupte winke, unwiderruflich ſey; (Iliad. α. v. 525.) ſo glaube ich, daß zwiſchen beiden Stellen noch ein großer Unterſchied iſt. Jupiter ſagt das nicht der Thetis als etwas Neues; ſondern er verweiſt ſie nur darauf, damit ſie um deſto weniger an ſeiner Bekräftigung zweifeln ſolle. Beim Virgil hingegen ſagt der Umſtand mit dem Namen ganz und gar nichts, wenn man nicht ein kahles Kompliment an den Auguſtus und die Familia Julia, darin annehmen will; welches aber eben in dem Munde des Jupiters gar nicht erbaulich iſt.

Der erſte Urheber der obigen Kritik ſcheint anzunehmen, daß die eingeſchaltete Parentheſe nicht Worte Jupiter's, ſondern des Dichters, enthalte; ob er gleich ſelbſt hinzuſetzt: One might perhaps ſay, for the excuſe of *Virgil*, that the *Nunc* ſhews, that this was *not* the Poet, who ſpoke. Denn darin låge freilich eine Ungereimtheit, wenn Virgil hier dem Jupiter gleichſam in die Rede gefallen wåre, um dieſe Notiz und dieß Kompliment anzubringen. Daß Jupiter aber dieſen Umſtand der Venus nicht ſowohl erſt erzählt, als ſie vielmehr daran erinnert, ſcheint mir doch ſo gar ungereimt nicht zu ſeyn; wiewohl der Dichter dabei vornehmlich den Leſer, und noch mehr den Auguſt, im Auge hatte. Er kommt daher auch bald hernach, v. 290. ff. auf dieſen Umſtand gefliſſentlich zurück:

Naſcetur pulchra Trojanus origine Caeſar,
Imperium oceano, famam qui terminet aſtris:
Julius, a magno demiſſum nomen Julo.

W.

Georg Willerius. Ein augſpurgiſcher Bürger und Buchhåndler, welcher den erſten Meßkatalogus 1564 drucken ließ;

nicht aber 1554, wie Heumann (Conſp. Rei Lit. p. m. 144;) und Gundling (Hiſt. Lit. p. 6036,) ſagen. Man erſieht dieſes aus der erſten Sammlung dieſer Katalogen, welche zu Frankfurt ex officina *Nicolai Baſſaei*, 1595. 4. beſorgt worden. Vergl. *Miraeus* de Script. Sec. XVI. c. 127. — *Reimann* Biblioth. Acroam. Diſſ. Praelim. — Deutſche Acta Eruditor. Th. V. p. 419. — *Jo. Chr. Wendleri* Diſſ. de meritis reipubl. Auguſt. in rem lit. p. 9. — Theſaur. Biblioth. T. I. n. 1.

In der ſechſten Ausgabe von Heumann's Conſp. p. 316, not. *a.* iſt wenigſtens das Jahr 1564 richtig angegeben, in welchem Georg Willer zu Augsburg den erſten Frankfurter Meßkatalogus druckte. S. auch Reimann's Einl. in die Hiſt. Lit. T. V. S. 765 ff. und deſſen Biblioth. Hiſt. Lit. p. 96. ſ. Der Frankfurter Buchhändler, Nikolaus Baſſäus ſetzte dieß Verzeichniß nicht nur von da bis 1592 fort, ſondern gab ihm auch eine beſſere Ordnung, nach den verſchiedenen Sprachen und wiſſenſchaftlichen Klaſſen. Der Leipziger Buchhändler, Hen-

ning Groſſe, übernahm hernach die Fortſetzung von 1593 bis 1600, die hernach von ſeinem Sohne Fridrich, und deſſen Sohn Johann Groſſe, auch nach deſſen Tode von den Groſſiſchen Erben geliefert wurde, von denen dieſer Verlag an die Weidmanniſche Handlung kam. Manche von den Mängeln, die Reimann am zuerſt angef. Orte in Anſehung dieſes Meßverzeichniſſes rügt, ſind demſelben noch immer eigen geblieben.

Winkelmann. Bei der Erläuterung ſeiner Monumenti Antichi Inediti hat er, laut der Vorrede, S. 17, zwei Maximen zum Grunde gelegt. Die erſte: nicht anzunehmen, daß die bildlichen Vorſtellungen in den Werken des Alterthums müßig, und ohne beſtimmten Endzweck ſind; diejenigen Werke ausgenommen, in welchen man es deutlich ſieht, daß der Künſtler bloß nach ſeinem *capriccio* gearbeitet habe. Die zweite: daß in dieſen Denkmälern irgend ein Subjekt dargeſtellt ſey, dem man in der Fabel und in der Geſchichte des heroiſchen Zeitalters nachſpüren müſſe. Dieſe Maxime iſt es,

welche Klotz, in ſ. Abh. v. geſchn. Steinen, S. 125, beſtreiten wollte. Aber er geht eben ſo damit zu Werke, wie mit meiner Aſſertion wegen der Furien. Er iſt weit entfernt, auf den Geiſt und die Abſicht, auf die Brauchbarkeit und das Licht einer ſolchen Behauptung zu ſehen. Er hält ſich ſchlechterdings an die Allgemeinheit des wörtlichen Ausdrucks; und glaubt Winkelmann widerlegt zu haben, wenn er ihm recht viele einzelne Fälle entgegen ſtellt; er mag dieſe Fälle ſchon ausgenommen haben, oder nicht.

Sollte es aber wohl wahr ſeyn, was W. in eben dieſer Vorrede, S. 16, von den alten guten Handſchriften ſagt? Sie wären, meint er, von den Gelehrten ſchon dergeſtalt durchforſcht, daß ſie jetzt nichts weiter, als ausgepreßte Zitronen, ohne Saft, wären.

Winkelmann's Worte aus der gedachten Vorrede will ich, weil ſeine Monumenti Inediti vielleicht wenigen Leſern zur Hand ſeyn möchten, ganz hieher ſetzen: Il punto principale però, di cui credo dover render conto al Lettore, è il metodo che ho tenuto nello ſpiegare i monu-

menti che gli propongo: a che fare mi ſon preſiſſo due maſſime, la prima delle quali è di non ſupporre che gli antichi abbiano eſpreſſe immagini oziose con le lor opere, ma coſe attenenti alla mitologia; e la ſeconda, di ridorre perciò le immagini ſteſſe alla mitologia ed alla favola, e d'appormi a qual parte di eſſa ſi ſpettino quelle che ne preſento. — La prima maſſima, di non ſupporre che le immagini effigiate nelle opere antiche ſieno oziose, cioè ſenza obbietto determinato e cognito, non dico ai noſtri ma ai tempi antichi, anzichè inventate per quel tal monumento, in cui elleno ſono ſtate eſpreſſe, non è, per vero dire, che una mia ſuppoſizione, ma può però conſiderarſi come l'avviamento alla ſeconda maſſima, tanto più certa, alla quale eſſa ſpiana la via. Sebbene non vuo' già io ſoſtenere ad ogni coſto, che gli artefici antichi abbiano ſempre camminato con la mira da me propoſta, poichè il contrario ci ſi preſenta da molte lor opere, le quali non ne moſtrano che coſe inventate a capriccio, e che non hanno alcuna relazione alla ſtoria; ma dovunque non ſon ſegni manifeſti di queſto lor capriccio, ho ſperimentato giovevole, per non dir ſicuro, il partito, di tener ſalda la ſuddetta maſſima, ſin

che non vi rimanga apparenza del contrario. Imperciocchè rare volte falliſce la regola ch' io ne ſuggeriſco, nelle immagini ſerie e punto non aventi del capriccioſo e fantaſtico; vale a dire in quelle in cui non ſi ſcopre sfogata la fantaſia dell' arteſice con rappreſentarne delle idee *bizzarre*, poichè quì egli è più probabile, che coſtui abbia preſcelto un' argomento già cognito e ſtato prima di lui effigiato da altri, di quel ch' egli abbia voluto inventar coſe ſimboliche e prive di relazione a certi determinati obbietti. — Winkelmann führt hierauf ein Beiſpiel zur Beſtätigung dieſes Grundſatzes an, und geht ſodann zu dem zweiten über: daß in den alten Denkmälern gewöhnlich irgend ein Subjekt aus der Fabel oder aus der Geſchichte des heroiſchen Zeitalters dargeſtellt ſey, und führt davon verſchiedne Beweiſe an, zeigt darauf den Nutzen und die Anwendung dieſes Grundſatzes, und widerlegt endlich die Einwürfe, die ſich dawider machen ließen. Natürlicherweiſe aber nimmt er davon alle den Kaiſern errichtete Denkmäler, die Münzen der Könige, Städte, u. dergl. aus. — Beide Grundſätze hatte er ſchon in ſeinen deutſchen Werken über die Kunſt vorgetragen und bei ſeinen Deutungen der Antiken befolgt; beſon-

ders in der Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. VII; und in dem Verſuch einer Allegorie, S. 9 und 11. Gegen dieſe Aeußerungen brachte auch Klotz eigentlich in der oben angeführten Stelle ſeiner Abh. über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine, ſeine Einwürfe vor, die aber in nichts weiter, als einzelnen, und nicht einmal durchgehends entſchiedenen, Ausnahmen von jenen Regeln beſtanden, und wobei er dieſen Regeln eine größere Allgemeinheit zuſchrieb, als **W.** ſelbſt ihnen gegeben hatte; beſonders, wenn er S. 125 ſagt: „Er macht nicht allein hiemit einen Schluß wider das Alterthum aller Steine, welche die römiſche Geſchichte enthalten, ſondern er beſchuldigt auch diejenigen einer geringen Einſicht, welche in Erklärung erhobner Arbeiten und geſchnittener Steine ihre Zuflucht zur wahren Geſchichte, und ſonderlich zu der römiſchen nehmen.“ Und hier argumentirte Klotz freilich eben ſo, wie gegen Leſſing's Behauptung im Laokoon, daß die Künſtler des Alterthums keine Furien gebildet hätten. **L.** ſagt darüber in ſeinen Antiquariſchen Briefen, Th. I. S. 37, ſehr treffend: „Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere be=

fremdet hat. Das Allgemeine ſcheint uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art; ſogleich zieht unſre Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen; und wenn er findet, daß ſie aus der Kolliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider."

Winkelmann's Behauptung von den alten Handſchriften aber, S. XVI. eben dieſer Vorrede, iſt wohl auf allen Fall zu allgemein ausgedrückt, wenn ſie gleich in Rückſicht auf die über Kunſtwerke vor ſeiner Zeit angeſtellten Unterſuchungen, vergleichungsweiſe viel Richtiges enthält. Er ſagt nämlich, nachdem er von der ſorgfältigen Kritik über alte Schriftſteller und ihre Handſchriften geredet hat: Oltrechè di queſti manuſcritti, i quali ſi poſſano veramente tenere per così antichi, che ſiano ſtati a portata d' eſſerci in eſſi ſtate puramente traſcritte le parole di chi n' è ſtato l' autore, ve ne ha nelle

nelle biblioteche una grande ſcarſezza, e quei pochi che vi ſi trovano, eſſendo ſtati tante volte roviſtati dagli uomini dotti, ſon ormai (ſia lecito il dirlo) come tanti limoni ſpremuti che non hanno più ſugo.

Wunderbare Menſchen. Auf ſolche, in Anſehung ihres Körpers oder ihres Geiſtes, würde ich in meiner Litteratur vorzüglich mit ſehen. Wir kennen den Umfang der menſchlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wiſſen noch lange nicht, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in ſeinem Organismus ſich äußern können, ohne ſeiner Erhaltung und Geſundheit hinderlich zu ſeyn. Hier will ich alſo nur einige ſolche Beiſpiele ſammeln, denen ich noch keinen gewiſſen Artikel anweiſen kann. Andre haben ihre Stelle bereits unter den fünf Sinnen erhalten, z. B. Sehen, Hören, u. ſ. f.

1.

Das Mädchen in Flandern, welches noch vor ſeinem neunten Jahre mit einem geſunden

Knaben niederkam. S. Journal des Savans, a. 1684. p. 186.

2.

Das Mädchen zu Cambrai, welches aus einem Geſchwulſt an der Hüfte Milch hervorgab. Ebendaſ. a. 1668. p. 213. 285.

3.

Die ſchleſiſche Dame, die alle Monate ein heftiges Kopfweh bekam, während deſſen ihr eine Menge grauer Haare wuchſen, die man bald ausreiſſen mußte, wenn das Kopfweh nicht bis zur Raſerei ſteigen ſollte. Ebendaſ. a. 1684. p. 252.

4.

Marguerite Matthieu, die ganzer 26 Jahre mit einem Kinde ſoll ſchwanger gegangen ſeyn, welches ihr nach ihrem Tode ausgeſchnitten worden. S. Journ. des Savans, a. 1678. p. 305. 348, wo man die Möglichkeit dieſes Falls weitläuftig zu erhärten ſucht.

5.

Nikomachus Smyrnäus. — Antonius Molinetus in ſ. Diſſ. Anatom. Pathologg. (Ven. in 4.) redet von dieſem Ni-

komachus von Smyrna, den ſein allzu fetter Körper ganz unbeweglich gemacht habe; er ſagt aber nicht, wie Aeſkulap ihn geheilt habe. S. Journ. des Sav. a. 1687. p. 69.

6.

Die Frau zu Xaintonge, die einmal mit neun, und das Jahr vorher mit eilf Kindern niedergekommen. Ebendaſ. a. 1684. p. 160.

7.

Ein Mädchen, welches im fünften Jahre ſchon ihre Zeit ſoll gehabt haben. Ebendaſ. a. 1683. S. 112.

3.

Zaccolini. Die Schriften des P. Matteo Zaccolini, eines Theatiners, über die Optik, welche der Kardinal Barberini aus ſeiner Bibliothek dem Mignard mittheilte, (S. Monville, Vie de *Mignard*, p. 19.) und woraus dieſer und du Fresnoy viel gelernt haben ſollen, ſind ſie gedruckt worden, oder liegen ſie noch im Manuſkripte?

Monville ſagt am angef. O. „Le Cardinal *Barberin* voulut alors être peint de la main de *Mignard;* & il ſe fit un plaiſir de lui communiquer les écrits du Pere *Matteo Zaccolini*, Théatin, ſur l'Optique, qui étoient précieuſement conſervés dans la Bibliothèque Barberine: l'ouvrage, où ce ſavant Religieux a développé les raiſons des lumières & des ombres, & les règles de la Perſpective, fut d'un grand ſecours à *Mignard* & à *Dufresnoy*, qui en firent leur étude pendant quelque tems.“ — In des Hrn. v. Murr Biblioth. de la Peint. &c. T. II. p. 496, finde ich folgende Stelle aus des Baglioni Leben der Mahler, die er als Supplement zum Vaſari ſchrieb: p. 317. Fra *Matteo Zaccolini*, Teatino, laſciò belliſſimi libri, da lui compoſti, ove ſi tratta della proſpettiva lineale, delle deſcrizioni dell' ombre prodotte da' corpi opachi rettilinei; della generazione e produzione de' colori, e la proſpettiva del colore. — In Füeßlin's Allg. Künſtlerlexikon heißt er Zaccolino; und was dort von ihm als Künſtler geſagt wird, iſt gleichfalls aus dem Baglioni genommen. Er ſtarb 1630, im vierzigſten Jahre ſeines Alters, und lebte zu Rom im Kloſter St. Silveſtro, wo auch die beſten Mahlereien von

ihm befindlich ſeyn ſollen, über die F. auf des Abts Raguenet Monumens de Rome, p. 190, verweiſet. — Daß die gedachten Schriften des Z. jemals im Druck erſchienen wären, davon finde ich nirgends eine Spur.

Zahlen. Die Ziffern haben wir den Sarazenen zu danken, oder den Arabern, die aber ſelbſt geſtehen, daß deren Erfindung den Indianern gehöre. S. *Abulpharag.* Dynaſt. I. p. 16.

Voſſius (ad *Melam*, L. I. c. 12.) und Huet (Demonſtr. Ev. Propoſ. IV. c. 13.) auch Daryppodius, haben unſtreitig Unrecht, wenn ſie dieſelben den Griechen beilegen wollen.

Bei uns Deutſchen ſind ſie ſpät in Gebrauch gekommen; und in öffentlichen Urkunden trift man ſie vor dem 14ten Jahrhunderte nicht an. Wann ſie in dem übrigen Europa aufgekommen ſind, iſt ungewiß. — S. dieſes, und mehreres hierüber, in des Hrn. v. Gemmingen kleiner Abh. von Verſchiedenheit und Verbeſſerung der Ziffern, in der Sammlung ſ. Poet. und Proſ. Stücke, 2te Aufl. Brſchw. 1768. gr. 8.

Die Stelle iſt in der angef. Samml. S. 156 ff. — Kircher und Wallis ſetzen, wie H. v. G. bei ihnen nachweiſt, den Zeitpunkt der Einführung unſrer Zahlzeichen um das 13te Jahrhundert. Weidler hingegen behauptet, daß dieſe arabiſchen Ziffern ſchon im 5ten und 6ten Jahrhunderte wären bekannt geweſen, weil er ſie in einer alten Handſchrift des Boethius fand, die aber wohl gewiß ſpätern Urſprunges iſt, und worin die Ziffern durch die Abſchreiber gekommen zu ſeyn ſcheinen. Die Hebräer, Griechen und Römer, auch die alten Gothen, wie man aus dem Ulphilas ſieht, bedienten ſich, wie bekannt, ihrer Buchſtaben anſtatt der Zahlen. Von römiſchen Zahlzeichen iſt wohl auf der Inſchrift der Columna Roſtrata die bisher bekannte älteſte Spur. — Andre nordiſche Völker gebrauchten ihre Buchſtaben zu Zahlen bis auf 19, und was darüber war, ſchrieben ſie mit ganzen Worten. S. *Olai Wormii* Faſt. Dan. L. III. c. 3. p. 139.

Antonio Maria Zanetti. S. von dieſem Kunſtliebhaber und Kenner den Füeßlin. — Seine Daktyliothek hat Gori la-

teiniſch beſchrieben; und ſie iſt mit der italiäniſchen Ueberſetzung ſeines Neffen, des Girolamo Franceſco Zanetti (welcher, glaub ich, Bibliothekar der St. Markusbibliothek iſt,) zu Venedig, 1750, in Folio herausgekommen. Sie enthält 80 Tafeln, von Antonio Maria Zanetti ſelbſt gezeichnet, aber von verſchiedenen geſtochen; auf deren jeder ein Stück, doch nicht lauter Steine, ſondern auch Büſten von Marmor, Münzen und Lampen mit unter. Die Steine ſind gröſstentheils Cameen, und darunter einige von ſehr groſsem Werth. Der allervortreflichſte, welcher jedoch tief geſchnitten iſt, ſoll der Hermaphrodit, Taf. LVII. ſeyn, mit den Buchſtaben ΔΙΟΣ. welches Dioſkorides bedeutet, auf einem Amethyſt. Das nämliche Subjekt, nämlich ein ruhender Hermaphrodit, den ein Amor fächelt, und zwei andre Liebesgötter neben ihm, einer auf der Harfe, und der andre auf einem Rohre ſpielend, findet ſich auch auf mehrern alten Steinen, doch ohne Namen des Künſtlers. — Von eben dieſem Künſtler iſt noch eine Gemme in dieſer Sammlung, mit der nämlichen erſten

Sylbe des Namens, Taf. XXXIII. welche einen Giganten, der ſtatt der Beine Schlangen hat, vorſtellt, auf einem Beryll. — Auch findet ſich ein Stein mit dem Namen eines ſonſt unbekannten Künſtlers, Horus, OPOY, den Kopf, oder vielmehr nur die Larve, eines Silens vorſtellend, auf einem Sardonyx, Taf. XLIII. — Noch ſind verſchiedne Steine von neuern Meiſtern mit untergemengt; namentlich von Nicolo Avanzi, Taf. II, das Bruſtbild Alexanders als Minerva; von Alexander Cäſarius, mit dem Beinamen Magiſter Graekus; (Maeſtro Graeco) ein Kopf des Phocion; vom Marmita, der Kopf eines Kommodus Antonius, Taf. XXV; und ein unbekannter weiblicher Kopf, Taf. LXXIV; und vom Valerio Vincentino de' Belli, der Kopf einer Fauſtina auf einem Achat, Taf. XXIII; lauter Meiſter aus dem funfzehnten Jahrhunderte.

Zanetti hat das Werk der Königin von Schweden Louiſe Ulrike, zugeeignet, in einer lateiniſchen Zuſchrift, die ohne Zweifel von Gori iſt, deren Antiquitäten- und Naturalien-

Kabinet, und deren groſze Einſicht in dieſe Dinge er ſehr rühmt. Bei der Gelegenheit kommt er auf die alten Daktyliotheken des Skaurus, des Pompejus, des Cäſar, des Marcellus, deren Plinius gedenkt; und äußert, daß er ſie gleichfalls für Sammlungen geſchnittener Steine halte: Nemo eſt, qui ignoret, clariſſimos Romani orbis principes viros et Caeſares tanti feciſſe ac maxime omnium aeſtimaſſe *antiquas gemmas*, excellentium caelatorum opificio, dignitate, atque elegantia inſignes, ut non hominum, ſed deorum digniſſimum et praeclariſſimum donum cenſuerint. Wie falſch das iſt, habe ich gewieſen *). Eine lehrreichere Stelle für mich aus der nämlichen Dedikation war folgende: Memorat etiam (ut illuſtres feminas taceam) Romana hiſtoria *Liviam*, Auguſti conjugem, inter omnes feminas eminentiſſimam operum antiquorum et gemma-

*) S. Antiquar. Briefe, Th. I. S. 117, wo Z. zu zeigen ſucht, daß es bloß Sammlungen von Edelſteinen, gefaßten und ungefaßten, nicht aber bloß von geſchnittnen Steinen geweſen ſind. E.

rum amore et ſtudio mirum in modum flagraſſe, tantique haſce artes feciſſe, ut in palatio ſuo innumeros propemodum aluerit non ſolum gemmarios opifices, verum etiam pictores, fictores, ſtatuarios, architectos, aurifices, fabros argentarios; quorum nomina, quanquam non omnia, exemto paucis adhinc annis eorum ſepulcreto columbario nobis innotuerunt. Ich bin äußerſt begierig nach dieſen Namen; ob vielleicht nicht einige darunter ſind, die beim Plinius vorkommen, und die man für weit älter hält, als ſie ſind. Von der Entdeckung dieſes Columbarii, deſſen Urnen von Marmor ſogleich zerſtreut waren, finde ich eine Stelle beim Ficoroni de Larvis, p. 18. der lat. Ueberſetzung: Noſtris vero hiſce diebus alia hujus Bathylli prodiere monumenta, et praecipue urna ejus ſepulcralis, una cum illius ſtatua et inſcriptione, dum ad Viae Appiae laevam, columbarium *Liviae*, Auguſtique libertorum detectum fuit. Hujus autem columbarii, nec non ollarum, urnarum, marmorearumque in-

ſcriptionum ſtatim diſperſarum διατυπωσις ſtudio Reverendiſſimi *Franciſci Blanchinii* Veronenſis, et *Ant. Franc. Gorii* Florentini, poſtremo *Dominici de Rubeis* Romani, in lucem cum luculenta enarratione prodiit. Nach dieſem Werke muß ich vor allen trachten.

Die Erklärungen des Gori ſind, wie man ſie von ihm gewohnt iſt; ohne vielen Scharfſinn, und auch dann und wann ohne erfoderliche ausgeſuchtere Gelehrſamkeit. Beſonders bin ich mit ſeinen Benennungen der Steine ſehr übel zufrieden. Man ſehe, was ich unter Igiade und Moccoſtein angemerkt habe; desgleichen in den Antiquariſchen Briefen vom Prasma. Auch kommen die nichtsbedeuden Namen: Achatonyx und Achatſardonyx öfters bei ihm vor. Hieher gehört auch der Fehler, den er mit dem vitro obſidiano bei der 31ſten Tafel macht, wo er den Kopf eines Jupiters beſchreibt, obſidiano vitro caerulei coloris expreſſum. Das vitrum obſidianum war ſchwarz; und auch Klotz macht dieſen Fehler.

Ueber die Pantoffeln, die Gori, Taf. 32, an den Füßen Jupiters ſieht, cujus pedes, quod notandum, crepidati, (*colle pianelle o crepide in piedi,*) hat ſich ſchon Natter aufgehalten.

Wenn der Kopf Domitian's, Taf. 17, wirklich auf einem orientaliſchen Granat iſt, wie Gori ſagt, ſo iſt er, wegen ſeiner ungewöhnlichen Größe ein ſeltenes Stück.

S. 99. ſagt Gori, er habe gefunden, daß die Steinſchneider auch ſonſt gemmarii genannt worden; aber ohne Stellen anzuführen: quos remotis temporibus etiam gemmarios appellatos invenio. Dieß iſt mir nicht glaublich. — Bey Taf. 20, welche einen Achat mit den Köpfen des Kaiſers Hadrian und ſeiner Gemahlin Sabina vorſtellt, macht er eine gute Anmerkung: Omnium rariſſima ſunt gemmis inſcalpta jugata capita, quod valde perſpicuum atque exploratum eſt; ac multo magis gemmae ſcalptae extanti opera duobus capitibus ornatae.

Graf Antonio Maria Zanetti, ſonſt Erasmo genannt, lebte zu Venedig, und ſtarb

1767 in einem ſehr hohen Alter. Er war ein großer Kunſtliebhaber, und ſammelte ein ſehr anſehnliches Kabinet von Büchern, Kupferſtichen, Zeichnungen, Gemmen, und dergl. Unter andern erneuerte er die Erfindung des Hugo da Carpi Holzſchnitte und Kupferſtiche von mehrern Platten abzudrucken, und verfertigte in dieſer Manier 99 Handriſſe, meiſtens nach Parmigiano. Seinen Briefwechſel über die Kunſt findet man in den Lettere ſu la Pittura, Scultura ed Architettura; Roma, 1754 ff. 7 Voll. 4. Sein Neffe, gleichfalls Kunſtliebhaber und Bibliothekar von St. Marco, iſt vornehmlich durch die 1760 herausgekommenen Varie Pitture a freſco de' principali Maeſtri Veneziani bekannt, wozu er die Kupfer ſelbſt zeichnete und radirte.

Des ältern Zanetti eben beſchriebene Daktyliothek hat folgenden Titel: Gemmae Antiquae *Antonii Mariae Zanetti* Hieronymi F. *Ant. Franc. Gorius* Notis Latinis illuſtravit. Italice eas notas reddidit *Hieron. Franc. Zanettius* Alexandri F. Venet. 1750. fol. maj. Gegen über ſteht dieſer Titel italiäniſch; ſo wie auch der Text in beiden Sprachen, in geſpaltenen Kolumnen, abgedruckt iſt.

Ueber die Gemme n. 58. mit dem Hermaphroditen, ſagt Gori unter andern: Hanc gemmam, quae veneres omnes continet, inſignisſimam ſibi conquiſivit Cl. *Zanettius* anno 1721 (im italiäniſchen Texte ſteht 1731) quam quod poſſideret, mirum in modum gloriabatur V. C. *Flinckius*, rariorum operum omnium fere pictorum conquiſitor diligentiſſimus. Cl. *Philippi L. B. de Stoſch*, antiquitatis ſcrutatoris peritiſſimi, epiſtolam ſervat *Zanettius*, ſcriptam V. Non. Octobr. a. 1733, qua tanti artificis opus inſigne ab eo feliciter conquiſitum comparatumque humaniſſimo officio gratulatus eſt. — Bei n. 33 bemerkt Gori, daß vom Dioſkorides noch ſieben andre Steine beim Stoſch vorkommen.

Ueber das zu Rom im J. 1726 entdeckte Columbarium der Freigelaſſenen und Knechte der Kaiſerin Livia habe ich folgendes Werk vor mir: Monumentum ſive Columbarium Libertorum & Servorum *Liviae* Auguſtae & Caeſarum, Romae detectum in via Appia, a. cIɔ. Iɔ. cc. XXVI. ab *Antonio Franciſco Gorio* deſcriptum, & XX. aere inciſis tabulis illuſtratum, adjectis notis clariſſ. V. *Antonii Mariae Salvinii*. Florentiae, 1727 fol. Es ſteht auch in *Jo. Po-*

leni ſupplem. Nov. Theſ. Antiqq. Rom. & Gr. T. III. und in eben dem Jahre erſchien zu Rom eine andere Beſchreibung: Camera ed Iſcrizioni ſepulcrali de' Liberti, Servi ed Ufficiali della Caſa di *Auguſto*, ſcoperte nella Via Appia, ed illuſtrate con le Annotazioni di *Franc. Bianchini*. fol. — In der Vorrede jenes erſten Werks giebt Gori eine nähere Beſchreibung dieſes Denkmals, und zeigt, wie viel Licht daſſelbe auf die Erläuterung der Alterthümer werfe, vornehmlich auf die nähere Kenntniß der glänzenden kaiſerlichen Hofhaltung damaliger Zeit. In Anſehung der Freigelaſſenen, deren Andenken hier durch Inſchriften aufbehalten iſt, bemerkt er unter andern: Plures libero homine digniſſimis artibus operam navaſſe celebrantur, & in Auguſta Domo fuiſſe dicuntur *a ſtatuis, a tabulis, ad imagines, pictores, inauratores, aurifices, medici, chirurgi, coloratores, comoedi, lectores, lyriſtae, amanuenſes.* Hernach eifert er wider die vielen Mißhandlungen und Entſtellungen, welche dies Denkmal erlitten hatte, ſo daß damals von dieſem prächtigen Gebäude kaum eine Spur übrig war. Vorher hatte indeſſen Pietro Andrea Andreini in Florenz, durch den Ritter Franceſco Vettori

erſucht, deſſen glyptographiſche Abhandlung oben umſtändlich rezenſirt iſt, durch geſchickte Künſtler eine Zeichnung von allen Merkwürdigkeiten dieſes Denkmals nehmen, und die Inſchriften kopiren laſſen. Jenes übernahm der Ritter Girolamo Adam, von dem die zwanzig beigefügten Kupfertafeln gezeichnet wurden, die von Ruggieri geſtochen ſind; und bald hernach erhielt Gori den Auftrag, dies Monument zu erläutern, wozu ihm Andreini zugleich die Anmerkungen von Salvini mittheilte. Der Beſchreibung des Bianchini gedenkt Gori gleichfalls in der Vorrede S. XVI.

Unter den Inſchriften der Urnen kommen die Namen von ſechs im Dienſte der Livia geſtandenen Freigelaſſenen vor, welche *aurifices* heißen, n. CXIV bis CXXII, p. 150 ff. — Gori bemerkt S. 154, daß auf den alten römiſchen Inſchriften zwar caelatores auri & argenti, und gemmarii, d. i. Juwelenhändler oder Juwelierer, aber niemals Steinſchneider, δακτυλιογλυφοι ſ. gemmarum ſcalptores, vorkommen; und vermuthet daher, daß dieſe vielleicht unter den aurifices zu verſtehen ſind, oder wenigſtens mit zu dem collegio aurificum, zur Innung der Goldarbeiter, mitgehört haben. Denn ſo

begriff

begriff auch das collegium fabrûm mancherlei Handwerker und Künſtler andrer Art, z. B. die in Elfenbein arbeitenden, mit in ſich. Eine Stelle in einem alten römiſchen Sinngedichte beim Spon in Miſcell. p. 19.

Noverat hic docta fabricare monilia dextra,
Et molle in varias aurum diſponere gemmas;

giebt dieſer Vermuthung einige Wahrſcheinlichkeit; noch mehr aber der Umſtand, daß unter den auf den hier erklärten Inſchriften vorkommenden Namen wirklich zwei berühmte Steinſchneider aus Auguſt's Zeitalter, Epitynchanus und Agathopus, vorkommen. Von jenem findet ſich eine Gemme, aus der Sammlung des Abbate Andreini beim Stoſch, Gemm. Ant. Cael. n. V. und von dieſem aus dem Kabinet des Strozzi, Grafen von Forano, ebendaſ. n. 32. Bei dieſer Gelegenheit erinnert Gori, daß Andreini der erſte geweſen ſey, der mit vieler Mühe ſolche Gemmen geſammelt habe, die mit den Namen alter Künſtler bezeichnet ſind, und führt davon eilf der vorzüglichſten an.

Die auf den hieher gehörigen Inſchriften vorkommenden Namen der ſechs Künſtler

ſind: Zeuxis; Epitynchanus; M. Julius; Agathopus; Stephanus; M. Livius Menander; und Hedys. Der zweite und vierte ſind, wie geſagt, als Steinſchneider bekannt. (Vergl. oben den Art. Gemmen, B. I. S. 271.) Wir würden hier alſo vier neue, bisher in den Verzeichniſſen alter Steinſchneider noch nicht aufgeführte Namen kennen lernen; wenn es nicht ungewiß bliebe, ob dieſe vier wirklich Steinſchneider geweſen wären; da das Wort aurifices zwar Künſtler dieſer Art mit unter ſich begreifen kann, aber ſie doch nicht ausſchlußweiſe bezeichnet. Vielleicht waren dieſe, oder einer und andrer von ihnen, im eigentlichen Verſtande Goldarbeiter. Denn wir kennen ſie weiter nicht; und weder beim Plinius, noch anderswo wird ihrer, ſo viel ich weiß, gedacht. Auf den Gruterſchen Inſchriften kommen, wie Gori S. 151 anmerkt, noch mehrere dergleichen *aurifices* vor; nämlich: L. Cornelius Amandus; M. Cädicius Jukundus; Philodamus Baſſi; T. Travius T. L. Argentillus, und T. Travius T. L. Akutus. Auch beim Spon, Miſcell. p. 219, L. Vectius Numphius.

Die 125ſte Inſchrift heißt: *Agrypnus Caeſaris Auguſti Maecenatianus a ſtatuis.* Wenn hier a ſtatuis nicht cuſtos ſtatuarum, ſondern ſo viel als faber ſtatuarius bedeutet, wie Gruter und Pignorius es bei andrer Gelegenheit erklären, wo es jedoch officinator a ſtatuis heißt; ſo wäre dieſer Agrypnus, der vormals ein Freigelaſſener Mäcen's war, noch den alten Bildhauern beizuzählen. — Ferner wird Inſchr. 127, Herakla als Mahler genannt.

Der Gewinn iſt nun freilich nicht groß, der ſich aus dieſen Inſchriften für die Kunſtgeſchichte des Alterthums ziehen läßt; er iſt nicht viel mehr, als eine kleine Bereicherung ihrer Nomenklatur, und weit geringer, als Leſſing ihn hofte. Bei dem allen ſind doch Hülfen dieſer Art nicht zu verſchmähen; und es ſchien mir daher wohl der Mühe werth zu ſeyn, mich bei dieſem Artikel etwas länger zu verweilen, zumal da die Quellen dieſer Art noch wenig oder gar nicht benutzt ſind. — —

Gori's Erläuterungen zum Zanetti ſind freilich von keiner großen Erheblichkeit, und meiſtens leeres Wortgepränge und zweckloſer Aufwand von Anführungen klaſſiſcher Stellen. Bei der 31ſten Tafel wollte er wohl den Aus-

druck obſidianum vitrum ſehr allgemein verſtanden wiſſen; wenigſtens ſteht gegen über im Italiäniſchen bloß: in queſta *paſta* antica di colore azzurro.

Die Gemme n. 32, welche den Jupiter Serapis, auf einem Throne ſitzend vorſtellt, hat Natter kopirt, und er bemerkt dabei in ſ. Tr. de la manière antique &c. p. 52, er habe die Zehen des linken Fußes bloß mit kleinen Enden, wie im Original andeuten können, und eben dieſe Schwierigkeit auch bei dem Fußſchemel gefunden, der eigentlich viereckig hätte ſeyn ſollen. Er fährt fort: La cauſe de cette difficulté c'eſt que les outils du Touret étant ronds, ils ne ſçauroient marquer les angles en plein & en entier. Je fais cette remarque ici de nouveau, parceque c'eſt faute d'avoir pris garde à cela, que Mr. *Zanetti* s'eſt trompé ici à deux égards; car de l'omiſſion des doigts du pied gauche, il en a fait une *pantoufle;* & du piedeſtal un couſſin. Denn wirklich fand Gori auch in dieſem letztern mißgedeuteten Umſtande etwas ſehr Merkwürdiges: Throno, ſagt er, non ſubjectum ſcabellum, ſive *σουππεδιον* *); ſed pul-

*) Dieß griechiſche Wort iſt von Gori eben ſo willkührlich und widerſinnig ſelbſt geſchmiedet, als das beim

villus; quod maxime obſervatu dignum eſt. Und nun meint er durch dieß Beiſpiel den Buonaroti zu widerlegen, der in ſeinen Oſſerv. ſopra i Vetri, p. 268 f. der Meinung iſt, daß die Gewohnheit, den auf dem Throne ſitzenden Fürſten bei feierlichen Gelegenheiten Küſſen unter die Füße zu legen, erſt unter den ſpätern Kaiſern aufgekommen ſey. —

Gemmarius bedeutete wohl gewiß bei den Alten keinen Steinſchneider, ſondern einen Juwelenhändler oder Juwelierer. Und ſo unterſcheidet auch Gori ſelbſt in der oben ſchon gedachten Stelle ſeiner Erläuterung des Columbarii Liv. Aug. p. 154 die gemmarum ſcalptores von den gemmariis, qui gemmas vel negotiabantur, vel in veſtibus, vel in calceis & ſcyphis inſerebant.

Capita jugata ſind, wie bekannt, zwei oder drei hinter oder neben einander ſtehende Köpfe, dergleichen auch auf den alten Münzen, wie auf einigen Gemmen, vorkommen. S. Chriſt's Abhandl. über die Litterat. und Kunſtwerke, S. 277.

Natter in obiger Beſchreibung zweimal vorkommende πεδες für Fußſchemel. Das rechte Wort iſt ὑποποδιον.

Zigeunerin. *Egizzia*, eine Statue in der Villa Borgheſe, hat gar nichts vom ägyptiſchen Styl, wie Maffei meint; und Hände und Füße ſind von Bernini. (S. Winkelm. Geſch. d. K. Vorr. S. XII.) — Was heißt aber daſelbſt: gleichfalls von Erz? Vorher ſagt er ja ſelbſt, daß die Statue von Marmor ſey.

Aus der Angabe des Manilli, Villa Borgh. p. 78: La ſtatua, che ſegue, è d' una *Zingara*, *tutta di bronzo*, eccetto la veſte, ch' è di *marmo bianco;* ließe ſich dieſer anſcheinende Widerſpruch heben, wenn mich nicht das was Hr. v. Ramdohr, Th. I. S. 325, über dieſe Statue ſagt, über ihre wahre materielle Beſchaffenheit aufs neue ungewiß machte: „Die ſogenannte Egiziaca oder Zigeunerin. Eine Figur mit einem antiken Gewande von ſchwarzem Marmor. Man hat ihr ein weiſſes Hemd mit goldenen Frangen, und einen vergoldeten Kopfputz in neuern Zeiten gegeben. Kopf, Hände und Füße von Bronze ſind gleichfalls neu.“

Zipperlein. Zeiller in ſ. Sendſchreiben, S. 5, ſagt: „Vor Zeiten hat man um „Abwendung des Podagra den heil. Cypria„nus angerufen; daher auch Chiragra, oder „der Schmerz in den Händen, und Podagra, „oder der Schmerz in den Füßen, mit Einem „Namen das Zipperlein genannt worden, „wie Michael Probſt in ſeiner Arzneykunſt „und Wunderbuche, P. 2. p. 300. ſchreibt.“ Dieſe Ableitung ſcheint Friſch nicht gekannt zu haben, der Zipperlein von dem ungebräuchlichen Zeitworte zippen herleitet, welches von ziehen und zuppen herzukommen ſcheine. Ich möchte faſt jene Ableitung vorziehen.

Schwerlich hat der heil. Cyprian zur Bildung dieſes deutſchen Worts Gelegenheit gegeben; eher noch mag deſſen Aehnlichkeit mit dem Namen jenes Heiligen der Anlaß geworden ſeyn, ihn vorzüglich um Linderung dieſer Krankheit anzurufen. Hr. Adelung leitet es gleichfalls von einem noch in den niedrigen Sprecharten vorhandenen Verbo, zippern, zippeln, oft und in kleinen Abſätzen zucken und zupfen, her, wie podagriſche Krankheiten zu thun pfle-

gen; und ziehen wäre hier wohl das urſprüng-liche Wort, von dem auch zupfen gebildet iſt. — Wachter hingegen meint, der Zufluß böſer Säfte habe zu dieſer Benennung Gelegenheit gegeben, und Zipperlein komme von zippeln, welches ſo viel als tröpfeln bedeute. Ihm wird dieſe Ableitung dadurch wahrſcheinlicher, weil auch das Wort Tropf zuweilen für Podagra gebraucht wird, welches dann mit dem Franzöſiſchen goûte übereinſtimmt. Im Niederſächſiſchen, beſonders im hamburgiſchen nnd holſteiniſchen Dialekt, ſagt man wirklich noch jetzt zippen oder ziepen für hervorquillen, beſonders bei eiternden Geſchwüren.

Zuſäze.

I.

Erſter Band.

S. 131.

Villa Borgheſe. Das unter dieſem Artikel zuerſt erwähnte Basrelief findet man in Winkelmann's Monumenti Inediti, P. II. Cap. VIII. Tav. 191. Es ſtellt die Geſchichte der Medea vor, und zwar drey Scenen aus derſelben. Die mittlere iſt Medea mit dem Dolch in der Hand indem die beiden Knaben auf ſie zukommen, die ſie vom Jaſon hatte, und die ſie ermorden wollte. — Die zur linken iſt Glauce, die neue Gemahlinn Jaſon's, der Medea das vergiftete Gewand geſchickt hatte, in den heftigſten Schmer-

zen. Neben ihr, ihr Vater Kreon, der ſich vor Verzweifelung das Haar ausrauft. — Dies iſt die Figur, die man fälſchlich für einen Jupiter angeſehen hatte. — Zur Rechten Medea, wie ſie auf dem Drachenwagen davonfährt. Durch das Drachengeſpann war man auf die Erklärung von der Ceres gerathen, welche die Proſerpina aufſuchte. Ich verdanke dieſe Nachweiſung meinem würdigen Freunde, dem Hrn. Prof. Heeren in Göttingen.

II.

Zweyter Band.

S. 141.

Zum Artikel Mathematik. Eben dieſe Erinnerung über dieſe arithmetiſch unrichtige Stelle im Gil-Blas macht auch Hr. Hofrath Käſtner im zweiten Theile ſeiner Vermiſchten Schriften (Altenb. 1772. gr. 8.) S. 141 ff. wo auch noch ein zweiter in eben dieſem Roman vorkommender Rechnungsfehler gerügt wird.

S. 344.

Folgende zuverläſſige Nachrichten ſind mir durch einen Freund in Wolfenbüttel über dieſen Schmidt mitgetheilt worden:

„Der Wertheimer Bibelüberſetzer Joh. „Lorenz Schmidt iſt 1702 zu Schwein„furt in Franken geboren, woſelbſt ſein Vater „M. Joh. Heinr. S. als Diaconus ge„ſtanden. Er hat von Oſtern 1720 vier Jahr

„zu Jena Theologie ſtudiert, ſich nachher ein „Jahr bei ſeinem Vater aufgehalten und den„ſelben in ſeinem Amte unterſtützt. Nach deſſen „im J. 1725 erfolgtem Abſterben wurde er der ver„wittweten Gräfin von Löwenſtein Wertheim zum „Informator ihrer 6 jungen Söhne empfohlen, „welche Stelle er auch, ob er gleich große Nei„gung zum Halliſchen Miſſionswerke hatte, an„nahm und ſolche gegen 10 Jahr mit Ruhm be„kleidete. Während dieſer Zeit hatte er ſich auch „auf die Mathematiſchen Wiſſenſchaften gelegt, „und daher Anlaß genommen die Mathematiſche „Lehrart auch auf den Vortrag der Theologie an„zuwenden. Um dieſe Methode zu erleichtern hielt „er es für nöthig, eine genauere und mehr wört„liche Ueberſetzung der H. Schrift zu verfaſſen, „wovon er denn auch 1735 den erſten Theil oder „die 5 Bücher Moſis herausgab. Da dieſe aber „mit den Kenntniſſen und dem Geſchmacke der da„maligen Theologie keinesweges verträglich war; „ſo verdarb er es mit den Orthodoxen ſo ſehr, „daß ihn auf Dr. Joachim Lange'ns Anſtiften der „Reichsfiſcal bei dem Kaiſerlichen Reichshofrathe „anklagte. Dieſer erkannte die Confiſcation ge„dachter Bibel, und verordnete eine Inquiſitions„commiſſion gegen den Verfaſſer auf des Fränki-

„ſchen Kreiſes Ausſchreibeamt, den Biſchof von
„Bamberg und Markgrafen von Anſpach. Nachdem
„er nun vorläufig 1 Jahr zu Wertheim in Arreſt
„geſeſſen, und er in Gefahr gerieth nach Bam-
„berg in die Frohnveſte geſetzt zu werden, ſo ent-
„floh er am Ende des Jahres 1737 und nahm ſei-
„nen Aufenthalt zu Hamburg, wo er an die 9
„Jahr im Verborgenen unter dem Namen Joh.
„Ludew. Schrödter, Candidat en Philoſophie
„gelebt und ſich ſeinen Unterhalt mit Ueberſetzun-
„gen, wovon Kantemir's Geſchichte des Os-
„maniſchen Reichs das bekanteſte iſt, verſchaft
„hat. Während dieſer Zeit bemüheten theils er
„ſelbſt, theils ſeine in ſeinem Vaterlande noch le-
„benden Freunde, ſich für ihn, um ihn in aus-
„wärtige Dienſte zu bringen, welche er beſonders,
„ſeitdem Friedrich II. zur Regierung gekom-
„men war, am Preußiſchen Hofe ſuchte: auch ſol-
„len ihm ſchon 1741 Fürſtlich-Wolfenbüttelſche
„Dienſte angetragen ſein. Es kam aber nichts zu
„Stande, und 1746 im November lebte er noch
„zu Hamburg. In welchem Jahre und durch wel-
„che Veranlaſſung er endlich in hieſige Fürſtliche
„Dienſte als Hofmathematikus gekommen, iſt mir
„nicht bekannt, da die mir vor Augen liegenden
„Papiere nicht ſo weit reichen."

S. 380.

Sokratiſche Steine. Ueber ſie und Chiflet's Auslegung ſ. umſtändlich Mariette im Tr. d. P. Gr. T. I. p. 368 ff.

S. 416.

Venedig. So, wie Apoſtolius dieſen Gebrauch erzählt, liegt dabei nicht das Bild einer Vermählung, ſondern bloß eines Bündniſſes zum Grunde. Gegen die Saatzeit, ſagt er, pflegten die Veneter den Dohlen Geſchenke von Opferkuchen zu ſchicken, um ſie damit zu bewegen, ihrem Getraide nicht zu ſchaden. Sie ſchickten alsdann einige Schwärme Dohlen aus; und wenn dieſe die dargebotene Gabe koſteten und verzehrten, ſo verſprachen ſie ſich ein fruchtbares Jahr; verſchmähten ſie aber das Opfer, ſo fürchteten ſie Hungersnoth. — Ich habe von dieſem Hiſtörchen keine anderweitige Nachricht auffinden können; und daß dieſer Gebrauch, wenn er je da geweſen, längſt abgekommen ſey, iſt wohl kein Zweifel. Selbſt Apoſtolius redet davon ſchon in der vergangenen Zeit.

Ende des zweyten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings Kollektaneen zur Literatur

Bd.: Zweiter Band

1790

Coburg, Landesbibliothek -- D I 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939563-8